28895

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/entschwundenezei01meye

Entschwundne Zeiten

von

Theodor Meyer-Merian.

Entschwundne Zeiten.

Nachgelassene

Erzählungen und Bilder

von

Theodor Meyer-Merian,

herausgegeben

von

Friedrich Oser.

Basel.
H. Georg's Verlag.
1869.

Basel. — Buchdruckerei von J. G. Baur.

RBR
Jantz
1091

Inhalt.

Seite.

Vorwort des Herausgebers V
Herr J. G. Beiswind. Eine Geschichte aus dem Curleben . 1
Sympathetischer Tabak 103
Das verzauberte Haus 114
Aus dem Tagesleben einer alten Stadt 149
Hebel-Vignetten 197
Friedli „im Boden", ein Auswanderer 211
Heinrich Helfenberger, oder der Besuch in der Heimat . . 242
Der Brautschmuck 311
Das Gärtlein im Stadtgraben 344

Vorwort des Herausgebers.

Sie sterben aus mehr und mehr, die mit alter Schlichtheit und gesundem Humor zu erzählen verstehen. Auch der Verfasser der nachstehenden Erzählungen und Bilder schlummert seit Jahresfrist im Grabe. Es sollte ihm nicht mehr vergönnt sein, das Erscheinen seines schon zum Drucke vorbereiteten Buches zu erleben. Dem Herausgeber lag die schmerzliche Pflicht ob, den letzten Willen des Freundes zu erfüllen. Möge durch die schöne Gabe, die wir für den Weihnachtstisch mit bestem Gewissen Jung und Alt empfehlen dürfen, des Dichters Andenken in der Vaterstadt, im schweizerischen Vaterlande, sowie in weiteren Kreisen erneuert und erhalten werden! Gar bald ja sind die Besten vergessen!

Findet das Buch eine freundliche Aufnahme, so wird im nächsten Jahre ein anderer Freund, Herr J. J. Oeri, die nachgelassenen und ebenfalls zum Drucke vorbereiteten Gedichte Meyer's, begleitet von einer ausführlichen Charakteristik desselben, nachfolgen lassen.

Fr. Oser.

Basel, im Dezember 1868.

Herr J. G. Beiswind.

Eine Geschichte aus dem Curleben.

Es sah dämmrig aus in dem Zimmer des zweiten Stockes, das Herr Johann Georg Beiswind, wie es schien aufgeregt, mit langen Schritten maß. Zwar war es heller Mittag eines sonnigen Junitages, aber die Fensterladen waren beinahe völlig zugezogen, der Hitze wie des Glastes wegen, der von der gegenüberstehenden Mauer über den Hof in's Zimmer zurückfiel. Trotz dieser Vorsicht herrschte in dem Gemache drückende Hitze; das geröthete und mit dicken Schweißtropfen bedeckte Gesicht des Bewohners schien aber gleichwohl ebenso sehr von innrer Erregung zu glühen, als in Folge der äußern physikalischen Einwirkung. Bei seinen, mit leidenschaftlichem Selbstgespräche begleiteten Gängen führte derselbe ein Tuch, das er mit verstärktem Ausdrucke seines unverkennbaren Grimmes von Zeit zu Zeit kräftig nach einer Fliege schwang, welche auf Tisch oder Gesimse den Staat ihrer Flügel in Ordnung brachte, die Füße leckte oder gar, in der Stube herumfliegend, sich bei-

kommen ließ, mit Herrn J. G. Beiswind um die Wette zu summen, wie dieser argwöhnte; während sie doch eben so wahrscheinlich nur auf eigne Rechnung brummte. Traf er eine der Unglücklichen und das arme Thierchen blieb leblos liegen, so schien einige grausame Genugthuung über die Züge des Todtschlägers zu fliegen, die jedoch im Großen und Ganzen nicht im Stande war, dem Gange seiner Gedanken und Beine eine andere Richtung zu geben.

„Pfuscher, Stümper sind sie und bleiben sie allesammt, so viele ihrer sein mögen! Je gelehrter und wichtiger sie hinter ihren Brillen hervorsehen, um so weniger wissen sie. Was über's Blutegelsetzen und Larieren hinausgeht, da tappen sie im Finstern und hängen sie ihrer Unwissenheit einen lateinischen Namen um, dann bilden sie sich ein, was Wunders sie gethan, nehmen wichtig eine Prise drauf und der Patient kann nun getrost zu Grunde gehen; es ist ein Name da, den kein Mensch versteht und einige Flaschen trüber Mixturen, Latwergen, Pillen und Säftlein, die einem durch's Ansehen schon sterbensweh machen, haben auch nicht gefehlt. Nach Neujahr kommt dann für's „an der Nase herumführen" das Jahr hindurch eine Rechnung, nicht ausgesetzt so und so viel kostet die Prellerei, wie bei andern ehrlichen Leuten, bewahre! es heißt nur „so und so viel Mal zum Narren gehabt," und nun soll man ehrenhalber das Doppelte zahlen, was sie hätten hinschreiben dürfen. Sonst hat doch Alles in der Welt seinen bestimmten Preis und wenn ich ein Pfund Caffe verkaufe, laß ich mir nicht zwei zahlen!"

So beliebte Herr J. G. Beiswind seine Ansicht über den gesammten ärztlichen Stand seiner Vaterstadt auszu-

drücken. Da er aber sonst durchaus kein streitsüchtiger oder übelwollender Charakter war, griffen diese Ausfälle hier zwischen seinen vier Wänden ihn selber am allermeisten an. Ermüdet hielt er darum auch inne und eine muthlose, gedrückte Stimmung bemeisterte sich seiner und warf ihn in die Ecke eines alten kattunüberzognen Sophas. Was das verdammende Urtheil selbst anbetrifft, so war es gewiß ein höchst ungerechtes, weniger in seiner allgemeinen Anwendung, denn Herr J. G. Beiswind hatte allerdings die Runde bei sämmtlichen Aerzten der Stadt persönlich gemacht, als hinsichtlich seiner Härte; hatte er selber doch jedesmal, wenn er wieder einen neuen Arzt angenommen, die zwei, drei ersten Recepte ganz vortrefflich gefunden und die feste Zuversicht getragen, jetzt habe er sich einmal an den rechten Mann gewendet, der seinen Zustand erkenne. Leider waren das Vertrauen und die Freude nur nie sehr dauerhaft. Heute, in diesem Augenblicke, kehrte er von einer Consultation bei dem alten Professor Grabmann zurück. Nachdem ihn der eine volle Stunde hatte warten lassen und ihm vielleicht kaum den Zehntheil dessen abgehört, was Herr J. G. Beiswind wirklich zu sagen beabsichtigte, war er ihm in die Rede gefallen und hatte ihm — ein Recept verschrieben? — bewahre! Er hatte ihm den Rath gegeben *zu heirathen*! Wer wird nun ferner noch das Urtheil des armen Hagestolzen über die Nichtswürdigkeit der Aerzte zu hart finden? Der Zorn wich indeß bald der Bekümmerniß über den bedenklichen Zustand seiner Gesundheit, der keine Kunst mehr im Stande wäre wieder aufzuhelfen!

Aber was fehlte denn eigentlich dem Buchhalter der renommirten Firma Balthasar Fischmann und Compagnie?

Dem Aussehn nach schien die Lage des Mannes keine so ganz verzweifelte zu sein: ein etwas vorgeschrittener Vierzger, verrieth er eher Anlage zu Wohlbeleibtheit als Abmagerung, wenn sein volles Gesicht auch nicht gerade frisch zu nennen war und die fast ängstlich zusammengezogenen Augenbraunen ihm einen angegriffenen Ausdruck verliehen. Die hellern und zartern Stellen der Haut schimmerten leicht in's Gelbliche und zeugten, neben der vorgebeugten Haltung des Oberleibes, für eine vorwiegend sitzende Lebensweise ihres Inhabers. Eine gewisse Steifheit oder Trockenheit mochte durch die äußerst reinliche, aber etwas aus der Mode gekommene Kleidung allerdings noch mehr hervorgehoben werden, indeß der ganze Mann sah doch aus, als ob er in seiner ersten Jugend zu fest oder zu lange wäre eingewickelt worden und der freien Bewegung der Glieder entbehrt hätte. Ueberhaupt aber schien es ihm und auch jetzt noch, an frischer Luft zu fehlen, ja man durfte die Vermuthung hegen, selbst ein mäßiger Regenschauer könnte auf die trockne Gestalt nur wohlthätig wirken, ein Ereigniß freilich, das der besorgte Herr J. G. Beiswind selber als die unfehlbare Ursache eines vorzeitigen Todes würde aufgenommen haben. Sorglich stopfte er eben das Schlüsselloch mit Löschpapier zu, weil bei der Junihitze beide Fenster hinter den Fensterladen geöffnet standen und er, im Schweiße wie er sich dermalen fühlte, die verderblichen Folgen eines Durchzuges befürchtete, da pochte es leise an die Stubenthüre. Indem er den Rock rasch zuknöpfte, öffnete er und Frau Crispina Engel, die Hausvermietherin, trat mit einem höflichen Excusez herein, das neuste Tagblatt auf den Tisch legend. Beiswind sah verdrießlich auf die silberne Ta-

schenuhr: „Schon halb drei und jetzt erst wieder die Zeitung, gerade da ich nach dem Comptoir muß! brummte er vorwurfsvoll; — es scheint, es müssen sie immer zuerst alle andern Leute im Hause lesen, ehe sie an mich kommt."

Die Hauswirthin entschuldigte sich, daß sie bereits vor einer halben Stunde das Blatt heraufbringen wollen, allein die Thür verschlossen gefunden habe; die Rückkehr des Herrn aber sei ihr entgangen.

Herr J. G. Beiswind indeß sah heute die ganze Welt schwarz, nicht allein seinen Gesundheitszustand und die Zunft der heimathlichen Aerzte; er fuhr darum ärgerlich heraus: „Man scheint überhaupt nicht mehr sonderlich meiner zu achten, ich wollte lieber, wenn meine Bedienung zu wenig der Mühe lohnt, man sagte mir's rund heraus."

Erschrocken verwahrte sich Frau Engel gegen diesen Verdacht, denn in der That lag ihr an dem zwar wunderlichen, aber ordentlichen und gelegentlich generösen Miethsmanne nicht wenig. Der aber ließ sich nicht so leicht abwendig machen, hatte er doch einmal das Bedürfniß der Erleichterung. „Gestern Abend war ein fürchterlicher Rauch und Küchengeruch hier im Zimmer; wahrscheinlich wurde wieder die Thür nicht geschlossen, während man das Waschwasser hereintrug und das Bett zurecht machte. Ich hatte ohnehin mein Kopfweh, es gab eine jämmerliche Nacht. Sie wissen, daß ich wenig und erst spät schlafe; wie ich gegen Morgen ein Bischen einnicke: krick! krack! knarrt und kracht es über meinem Haupte; es war, als sollte der ganze Estrich aus den Fugen gehn!"

Frau Engel jammerte, daß ihr die Wäsche für den kleinen Gabriel ausgegangen, das Kind brauche entsetzlich viel, es befinde sich im Zahnen; da sei sie vor 6 Uhr nach dem Dachboden hinaufgestiegen, habe aber erpres die Schuhe ausgezogen; es sei halt ein einfacher Boden und bei der Hitze Alles ausgetrocknet. Dabei bat sie um Entschuldigung und sprang in glücklichem Instinkte auf die Gesundheit des Herrn J. G. Beiswind über, nach der sie sich angelegentlich erkundigte und zugleich ihre gesammten Hausmittel anbot: Chamillenthee, was ihr immer geholfen, oder ein Fußbad mit Asche und Salz, welches das Kopfweh in die Füße herabziehe. — Die Theilnahme der guten Frau nicht weniger als die Wichtigkeit des zuletzt berührten Gegenstandes brachten auch richtig den Buchhalter des Engrosgeschäftes Balthasar Fischmann und Compagnie wieder auf den Mittelpunkt zurück, von dem er mit seiner Beschwerde wegen Vernachläßigung der Hauswirthin abgeschweift war. Die mitleidige Seele dieser war in der That schon viel zu oft Vertraute der J. G. Beiswind'schen Gesundheits- oder Krankheitsumstände gewesen, um nicht auch jetzt wieder des neuesten Herzensergusses gewürdigt zu werden. Das Resultat der Besprechung war: Herr J. G. Beiswind wollte von keinem hiesigen Arzte mehr etwas wissen, weder von dem jüngsten Doctor, der erst vor vierzehn Tagen neugebacken worden, noch von dem grauen Professor, der den schönsten goldnen Stockknopf und die größte Praris besaß. Hingegen, da seine Gesundheitsverhältnisse einmal dringend Intervention verlangten, ward der Rath der Frau Engel der Ueberlegung würdig erkannt, sich einmal an einen berühmten ausländischen Arzt zu wenden, den Hofrath Minimus

in H., natürlich einen Homöopathen. Gleich ein halbdutzend Leidender wußte die treffliche Frau aufzuzählen, denen der Wunderdoctor handkehrum geholfen, mit einem bloßen Briefe; alles zuverlässige und respektable Leute, an denen andere Aerzte Jahre lang herumcuriert und die nun für ihren Erretter durch's Feuer giengen. Habe man so viel versucht, so lasse sich's mit dem auswärtigen Hofrathe wohl auch noch versuchen! — meinte der Buchhalter; Alles werde das auch nicht kosten! und die freundliche Wirthin, froh, daß einstweilen wenigstens ihr geholfen war, versprach, die genaue Adresse des großen Mannes zu verschaffen.

Als hierauf Herr J. G. Beiswind durch die heiße Straße im Schatten der Häuser nach dem Comptoir schritt, wogte gar Verschiedenartiges in seinem Kopfe durcheinander: ein Restchen Kopfweh von dem unterbrochnen Morgenschläfchen, Aengstlichkeit für die Gesundheit, Mißbehagen im Allgemeinen, neben besonderm Verdrusse über den unvernünftigen Rath des Professors, zu heirathen und durch all diese Nebel und Wolken stieg ringend und kämpfend als Sonne der homöopathische Hofrath auf und verbreitete als Dunstkreis die Frage um sich, ob er auch siegreich aus dem Widerstreite hervorgehen werde? Einzig mit Frau Engel war die Sache soviel als abgemacht. Herr J. G. Beiswind beharrte zwar darauf, daß die Besorgung nicht mehr die pünktliche und rücksichtsvolle sei wie vor Jahren, aber da liege die Ursache weniger in dem mangelnden guten Willen, als an dem alljährlich um ein Haupt, wenn auch ein kleines, sich vermehrenden Hausstande der Miethsfrau. Er empfand dabei den fernern Uebelstand, daß seine Auslagen sich gleichfalls vermehrten durch die Vervielfachung der Neujahrs-

geschenke an die Bälge, welche doch die Schuld an der schlechtern Bedienung trügen. Zu dieser Ausgabe nöthigte ihn zwar niemand, am wenigsten die Mutter, aber sein gutes Herz hätte ihm in Wirklichkeit nimmer erlaubt, eins der Kleinen bei dem festlichen Anlasse zu übergehen. „Und warum auch gerade dieses eine nun?“ hätte er sich zuerst gefragt, es mache ja so viel nicht aus. So wenig er sich als Freund kleiner Kinder bekannte, wenn er eines der pausbackigen Engelein auf der Treppe traf, er mußte es in die Wangen kneifen und sie boten ihm viel zu treuherzig die kleinen Händchen, um nicht immer etwas in der Tasche zu tragen, das er ihnen dreinstoßen konnte, sei's nun ein paar Pflaumen von der Obstfrau an der Straßenecke, oder eine Bretzel von dem begegnenden Bäckerburschen. Das war auch so herkömmlich geworden und Herr J. G. Beiswind konnte nie einen schicklichen Anlaß finden dem lässigen Gebrauche ein Ziel zu setzen, was indeß nicht hinderte, daß er ihn als etwas sehr Ueberflüssiges erklärte.

Ein kräftiges Gewitter hatte gegen Ende der Woche die drückende Hitze des wohlthätigsten gemildert, die Luft war am Sonntag rein und abgekühlt, der lästige Staub von den Straßen verschwunden, die durstenden, matten Halme der Felder, das welkende Laub der Bäume hatte sich sichtlich erholt und strebte voll frischen Lebensmuthes wieder empor. Die Einwohner der guten Stadt aber, Jung und Alt, Vornehm und Gering, benützten den schönen Feiertag und zerstreuten sich leichten Herzens und erfrischten Gemüthes auf den Spaziergängen der Umgegend, so daß die Straßen der Stadt verödet standen und in den hohen Häusern Stille herrschte, als wäre Alles ausgestorben oder aus-

geflogen, denn die dunkeln Dächer machten sie allerdings einer Puppe ähnlich, welcher der jugendliche Schmetterling soeben entkrochen, geweckt und befreit vom hellen Sonnenstrahle. Einzig im zweiten Stockwerke der Engel'schen Behausung regte sich's, als wäre da hinein der allgemeine Mahn- und Lockruf Hinaus! Hinaus! nicht gedrungen. Ja als kenne man da nicht einmal die Tagesstunde, so brannte ein Kerzenlicht trübselig in den hellen Sonntag, beschämt und verdrossen ob der eignen Dürftigkeit. Herr J. G. Beiswind, der dabei stand und schaltete, sah ebenfalls nichts weniger als festlich aus: er war bemüht einen Stoß verschiedenartigst geformter Papiere in ein gleichmäßiges Pack zusammenzulegen, absonderliche kürzere oder längere Streifen vom gröbsten grauen Conceptpapier ab bis zum zierlichst gefärbten feinen Damenpostpapier. Der größere Theil der Schriftstücke war entschieden schmutzig und zerknittert, viele vergilbt und eher Fetzen als des Aufbewahrens würdige Documente, sämmtliche aber mit wundersamen Zeichen und selbst Klecksen der verschiedensten Handschriften bedeckt. Es waren die ärztlichen Verordnungen der letzten fünf Jahre, ein ansehnlicher Stoß, dem es aber gleichwohl nicht gelungen war, die Angriffe auf die Gesundheit des Herrn J. G. Beiswind mit Erfolg abzuschlagen. Neben diesen Recepten lag ein eben beendigter dickleibiger Brief, die eigenhändig zu Papier gebrachte Leidensgeschichte des ehrenwerthen Procuraträgers von Balthasar Fischmann und Compagnie, deren Abfassung den ganzen Sonntagmorgen und noch einige Stunden des Nachmittags in Anspruch genommen. Nach einläßlicher Schilderung sämmtlicher Krankheitserscheinungen von ihrem ersten Auftreten an bis zur

jetzigen Ausbildung, belegt mit den Nummern der zahlreichen Recepte, sowie der Wirkung und Nichtwirkung dieser, schloß die rückhaltlose Selbstschilderung mit der ernsten Frage: ob noch Hülfe zu erwarten stehe oder nicht? Uebersender wünsche die ungeschminkte Wahrheit zu hören und sei Manns genug, selbst das Aeußerste zu vernehmen! — worauf zwei inhaltsschwere Gedankenstriche den Schluß bildeten. Alles, Recepte wie Briefe, ward nun regelrecht in ein Bündel zusammengeschnürt und versiegelt. Niemand konnte läugnen, daß es ein stattliches Pack war, als nun noch sauber mit fliegender kaufmännischer Hand die Adresse darauf geschrieben stand: Herrn Hofrath Dr. Minimus in H... franco. Mit der Declaration „Schriften ohne Werth," hatte es indeß seine eigene Bewandtniß, indem diese lediglich nur vom geschäftlichen Standpunkte so aufzufassen war, wie ja anderseits auch die ganze Zusendung nichts weniger als den homöopathischen Charakter an sich trug. Diese Differenz zwischen Theorie und Praxis reichte aber nicht an die ernste Stimmung heran, in der sich Herr J. G. Beiswind jetzt befand, hervorgerufen von dem Gefühle, einen entscheidenden und letzten Wurf gewagt zu haben. Noch lange gieng er in großen Schritten das Zimmer auf und ab, bis die Sonne golden hinter den gegenüberstehenden Dächern niedersank und die altergrauen Ziegel jugendlich verklärte. Da gedachte auch er der kühlern Abendluft und schloß vorsichtig das offenstehende Fenster.

Der Sonntag war vorüber, die Alltäglichkeit der Woche hatte wieder das Regiment ergriffen, Alles gieng den gewohnten Gang, jeder Tag mit seiner Last, die ihm der vorhergehende Abend auf die Schultern geschoben. Auch

den Buchhalter J. G. Beiswind sah man in herkömmlicher Weise, regelmäßig zur selben Stunde, nach und von dem Comptoir der Firma Balthasar Fischmann und Compagnie schreiten, auf der linken Straßenseite hin und auf der rechten zurück, an derselben Straßenecke, wo seit Jahren, abbiegend und die gegenüberstehenden Schrittsteine betretend. Auch an seinem Benehmen im Geschäfte zeigte sich äußerlich kaum eine Veränderung; ein einziges Mal nur mußte der Lehrjunge eine Frage an den Herrn Buchhalter wiederholen, was allerdings einiges Aufsehen unter dem Personale des Hauses verursachte. Und in der That, Herr J. G. Beiswind hatte außer dem geschäftlichen Soll und Haben noch einen ausstehenden Posten, der seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, um so lebhafter, als er sich im Ungewissen fand, ob sein dickleibiger ärztlicher Wechsel nach Sicht von dem Herrn Hofrath Minimus auch acceptiert, oder aber mit Protest zurückgesendet werde. Kühl und beherrschend, mit ruhigem Feldherrnblicke, war sonst sein Auge über die Briefe hingestreift, welche der Laufbursche von der Post gebracht und auf dem Schreibpulte des Procuraträgers ausgebreitet. Jetzt suchte er unter den bekannten kaufmännischen Ueberschriften mit fast ängstlicher Spannung nach einer fremden Hand; selbst da schon, als er sich hätte gestehen müssen, sein eigner Brief könne wohl kaum an die Adresse gelangt sein. Erst zu Ende der zweitfolgenden Woche aber langte ein Brief an, der von weitem schon seinen nicht kaufmännischen Ursprung verrieth und ein leichtes Zucken in den trocknen Zügen des Buchhalters bewirkte. Augenblicklich und hastig griff dieser auch darnach, aber er faßte sich, langte ruhig nach der Scheere und schnitt das Siegel

ebenso kunstgerecht auf, wie er seit zwanzig Jahren alle Briefe an die Firma Balthasar Fischmann und Compagnie eröffnet. Das Schriftstück lautete:

Folio 869.

Tit.

„Beantwortung Ihres Geehrten vom 10ten dieß. Seien Sie vorsichtig und tragen Sie Ihrem Zustande gebührende Rechnung; dabei sehen Sie ohne Zagen der Zukunft entgegen, ich zweifle nicht, daß Sie bei genauer Befolgung meiner Vorschrift die bevorstehende Katastrophe glücklich überwinden werden und die Krisis einen entschieden günstigen Erfolg für Ihre Constitution zurücklassen wird. Gebrauchen Sie das beigeschlossene Mittel nach nebenstehender Anweisung pünktlich und zwar, wie unerläßlich, während einer vierwöchentlichen Cur in **brunn. Genehmigen Sie bei diesem Anlasse ꝛc. ꝛc." „Hofrath Minimus."

Herr J. G. Beiswind las das Schreiben ein Mal, zwei Mal, eh der Inhalt ihm klar vor Augen trat und seine Gefühle zu einigem Urtheile sich zusammenfanden. „Ihres Geehrten vom 10ten dieß" — las er wieder; hatte er denn nicht unter dem Datum des 8ten geschrieben? Aber der Hofrath hatte dieß wohl übersehen, er war ja ein Gelehrter und kein Kaufmann. Er verzieh dem berühmten Manne, was er keinem Lehrjungen hätte durchgehen lassen, erkannte er doch in allem Uebrigen viel zu sehr den vernünftigen Arzt, der einmal ihm Vorsicht anrieth, während bisher alle andern seine Besorgnisse und Klagen zu verkleinern getrachtet und ihm sich zu vergessen angerathen.

Wie er bisher immer dafür gehalten und nur die Aerzte nie zugeben wollten, er gieng wirklich einer Katastrophe entgegen; dieß hätte ihn wohl beunruhigt, würde der Homöopath nicht eben so bestimmt und klar ihm Hülfe und Heilung in Aussicht gestellt haben. Diese Entschiedenheit bewog ihn aber nicht allein zum Vertrauen, sondern half ihm auch seine Abneigung und die mannigfaltigen Bedenken allmälig überwinden, welche sich gegen das empfohlene Mittel, einen längern Aufenthalt an fremdem Orte behufs der Cur, in ihm lebhaft regten. Denn es trat ihm klar genug vor die Seele, welche mächtige Revolution dadurch in all seinen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten wachgerufen werde: bog er dann doch nicht mehr fünf Minuten nach zwölf Uhr an der gewohnten Ecke nach der andern Straßenseite hinüber und der Hausschlüssel in der linken Rocktasche wurde völlig unbrauchbar für ihn. Es war ferner zweifelhaft, wer sich am frühen Morgen, statt der theilnehmenden Frau Engel, mit einem freundlichen Knire nach seinem Befinden erkundigen werde und selbst der Obsthändlerin mußte er gedenken, bei der er seine Einkäufe für die Bälge seiner Wirthin zu machen gewohnt war, abgesehen von der großen Frage, wer ihm das Hemdknöpfchen wieder fest nähen könne, dessen Dasein seit der letzten Wäsche nur an einem einzigen Faden hieng. Zum ersten Male auch warf Herr J. G. Beiswind einen kritischen Blick auf seine Garderobe, denn es regte sich in dem gewissenhaften Buchhalter der Gedanke, daß er im Ausland und unter Fremden das Haus Balthasar Fischmann und Compagnie würdig zu repräsentieren habe. Dieß wäre seinem nicht mehr sehr ansehnlichen Alltagsoberrocke kaum möglich ge-

fallen und eben so unwahrscheinlich war, daß zu einem neuen Rocke die bisher getragenen Beinkleider passen würden. Der Hut war für einen ländlichen Aufenthalt viel zu schwer und steif, die Halsbinde aber zu hoch, hatte doch seine ganze neue Gewandung mehr etwas Sömmerliches und Leichtes. Dagegen erforderte umgekehrt die Fußbekleidung mehr Dauerhaftigkeit und, nach Anleitung des neuen Arztes, auch Vorsicht. Statt der gewöhnlichen leichten Stiefel waren gewiß ein Paar solide Kamaschen und doppelsöhlige Schuhe zweckmäßig, mit Gesundheitssohlen natürlich, denn neben den schönen Tagen des Landaufenthaltes standen mit Wahrscheinlichkeit auch regnerische zu erwarten, oder doch wenigstens thaufeuchtes Gras bei der Morgenpromenade. Nie leichter aber als bei solchem Anlasse setzt sich der Mensch Erkältungen aus in Folge durchnäßter Füße und die angekündigte Katastrophe wurde dadurch gefahrdrohender. Unterleibchen und Gesundheitsflanelle in verschiedenster Form und Farbe verstanden sich von selber und in Bezug auf die benöthigte Zahl zum Wechseln wäre Herr J. G. Beiswind sicher der Letzte gewesen, der sich eine Nachlässigkeit hätte zu Schulden kommen lassen.

Als sein neuer, ziemlich umfangreicher Staat und ein entsprechendes Koffer daneben vor den Augen des vorsichtigen Buchhalters lag, kam ihm selber Alles so sonderbar und wie ein Traum vor. Ob er denn wirklich zu all dem sich entschlossen und sogar das Maaß dazu an sich nehmen lassen? fragte er sich. Und er mußte gestehen, daß er in der That seiner Gesundheit dieß große Opfer gebracht. Den stillen Einfluß und die mittelbare Beihülfe der so klugen als wohlmeinenden Frau Engel kam hiebei allerdings zu

wenig in Anschlag. Denn wie sie gewiß aus reinster Theilnahme den Entschluß begünstigte und befestigte, einige selbstische Gedanken mochten gleichwohl mit unterlaufen. Der Aufenthalt des werthen Miethsherrn an dem fremden Curorte, — überlegte sie, werde sich für denselben jedenfalls auch darin von Vortheil erweisen, daß er draußen Manches besser schätzen lerne, wenn er es misse, was er jetzt übersehe und gering achte. Das Gefühl ihres eignen Werthes und der wohlwollenden Obsorge berechtigte die wackere Frau allerdings zu dieser Annahme. Einiger Ausfall in finanzieller Hinsicht ergab sich zwar freilich für den Augenblick durch die längere Abwesenheit, indeß den wog, bei der bekannten Gesinnung Herrn J. G. Beiswind's, ein ziemlich sicherer Badekram wenigstens theilweise auf und dann stand ja für die Folge eine Besserung der etwas wunderlich werdenden Gemüthsstimmung als eine weitere Folge der Cur in Aussicht, die der kleinen Einbuße gar wohl werth war. Indem sie ihm darum an die Hand gieng und überall nur seinen Willen zu vollziehen schien, wußte sie bei all den Vorbereitungen mit unscheinbarer Frauenlist die Berge der Schwierigkeiten geschickt zu ebnen und die Thäler von Verlegenheiten auszufüllen.

Der Tag der Abreise kam. Beim Verlassen des Hauses und dem warmen Abschiede von der Familie Engel hatte Herr J. G. Beiswind richtig schon verschiedener kleiner Geschenke gedacht, die er der wohlmeinenden Frau und den Kindern bei seiner Rückkehr bringen könnte; stand doch Frau Engel in einer ziemlich vernachläßigten Haube vor ihm und die Puppe des Mädchens, das ihm die Hand zum Abschiede bot, hieng ohne Kopf gar traurig von dem Aermchen ihrer

kleinen Wärterin herunter, während Fritzchen, im Eifer nicht zu spät zu kommen, seinem Leibschimmel soeben beide Vorderfüße unheilbar durch einen Fall auf der Thürschwelle abgebrochen hatte. Von dem Hause Balthasar Fischmann und Compagnie war die Bewilligung eines längern Urlaubes zur Herstellung der Gesundheit des bewährten langjährigen Dieners leicht erhältlich gewesen, aber auch das untergeordnetere Geschäftspersonale verrieth bei dem ungewöhnlichen Ereigniß einer mehrwöchentlichen Abwesenheit warme Theilnahme. Zwar war Herr J. G. Beiswind, namentlich in letzter Zeit, hie und da etwas wunderlich und empfindlich gewesen und hatte die Nachlässigkeiten und Leichtfertigkeiten der jungen Leute weniger gut ertragen, als früher. Und so mochte namentlich der Lehrjunge, dessen Sitz sich gerade dem des Buchhalters gegenüber befand, dem Veteranen zum Theil auch in eigenem Interesse Glück auf die Reise wünschen, indem er unwillkürlich selber leichter aufathmete. Aber daß jener gleichwohl bei Allen beliebt war, zeigte jetzt gerade die Abreise unverkennbar. fand sich ja das gesammte Geschäftspersonale auf dem Bahnhofe ein, ihm noch die Hand zu drücken und Lebewohl nachzurufen. Sogar der Laufbursche hatte sich's, trotz dem erst gestern erhaltenen derben Verweise wegen einer Fahrlässigkeit, heute nicht nehmen lassen, dem Buchhalter Reisetasche und Regenschirm von dessen Wohnung nach der Eisenbahn hin zu tragen. Herr J. G. Beiswind verwunderte sich selbst am meisten über all die unvermuthete Freundschaft und Anhänglichkeit, die ihm hier entgegentrat, da er in seiner trüben Anschauung weit eher eine feindliche Stimmung der Comptoirangestellten gegen sich vorausgesetzt hätte. Und unge-

schickterweise, als so viele Hände und Hüte bei der Abfahrt ihm noch in den Wagen hineinwinkten, sollte ihm gerade Asche von der Locomotive in's Auge fliegen, so daß er sich abwenden und das Auge wischen mußte, folglich nicht einmal ordentlich danken und Adieu zurufen konnte.

Herr J. Georg Beiswind kam gegen Abend vor dem Curhause an. Er fuhr auf ziemlich ansteigendem Wege den Hügel hinan, der auf seinem Rücken mit Wald bekränzt war; aus diesem herausbrechend lag zwischen welligen Bergwiesen eingebettet und von höhern Gipfeln überragt das Gebäude freundlich ihm gerade gegenüber. Obschon in seinem obern Theile von Holz gebaut, sah es geräumig und wohnlich genug aus, und der Buchhalter hieß es in zwiefachem Sinne willkommen, steckte es doch auch den Qualen ein Ziel, welche ein holpriger Karrweg und ein mit der neuern Mechanik wenig befreundetes Fuhrwerk während drei Stunden in den Gliedern des verwöhnten Städters angehäuft. Ein forschender Blick, der über die nächste Umgebung und an den Fenstern und Balkonen des Curhauses hinstreifte, ließ den Ankömmling mit einiger Verwunderung fast überall nur Frauen und etwa noch Kindergestalten entdecken, während von Männern wenig wahrzunehmen war. Indeß, der Wirth stand bereits unter der Thür, das Knallen des Fuhrmanns hatte ihn herbeigelockt, und geschäftig half er dem Halbgeräderten von dem ländlichen Gefährte herunter und unterstützte mit seiner Geschmeidigkeit die vom Fahren steif gewordenen Bewegungen des neues Gastes, während ein

Halbdutzend anderer dienstfertiger Hände Kisten, Koffer und Schachteln von hinten, vorn, oben und unten losschnürten und zur Erde gleiten ließen, bis Herr J. G. Beiswind mitten unter seinen Habseligkeiten dastand, wie Marius zwischen den Ruinen Carthagos. Und es mochte ihm auch einigermaßen zu Muthe sein wie dem berühmten Römer, besonders da der Wirth, dem ein gutes und bequemes Zimmer zuvor bestellt worden, sich entschuldigte, nicht sogleich das Gewünschte anweisen zu können, weil die Frau Gerichtschreiberin, die es eben inne habe, unvermutheter Weise ihren Aufenthalt um ein paar Tage verlängere, sonst aber keine andere Räumlichkeit verfügbar sei, als eine Mansarde; Ende der Woche jedoch werde ein großes Gemach im ersten Stocke frei und dieses solle dann unfehlbar dem Herrn — —, (er zog das Wort in eine dunkle Länge, da ihm der Name des Gastes nicht eben einfiel), sofort eingeräumt werden! — Dieser Empfang war wenig bestechend und etwas kleinlaut folgte Herr J. G. Beiswind seinen Effekten zwei Treppen hinauf, deren steile und schmale Bauart mit seinen müden Gliedern nicht sonderlich harmonierte. In dem Mansardenzimmer selbst war's eng und dumpfig und als der künftige Bewohner rasch nach dem niedrigen Fenster eilte, in der Hoffnung wenigstens durch eine frohmüthige Aussicht entschädigt zu werden, stieß er an dem Gebälke unsanft den Kopf an. Er prallte zurück, hatte inzwischen bei allem Schmerze doch soviel Geistesgegenwart bewahrt, daß er bemerkte, der Ausblick gehe nach dem anliegenden Berge hin und unmittelbar unter ihm tummle sich ein stattliches Hühner- und Entenvolk, zu dessen Inspektion der königliche Hahn soeben seinen ländlichen Thron

bestiegen, während die Enten auf den denselben umfließenden Jauche-Lagunen ihren nautischen Künsten oblagen. Auch die Luft in dem Gemache war mehr ländlich als angenehm und der thurmartige Ausbau, der die Höhe des Hauses hinunter in der Tiefe, architektonisch zwar vollkommen berechtigt, neben dem Düngerhaufen ausmündete, ließ wenig Hoffnung zu auf Verbesserung durch Oeffnen des einzigen Fensters. Es war gut, daß Herr J. G. Beiswind nicht mit schnellen Entschlüssen behaftet war, sonst hätte er leichtlich seine Leibsangehörden gar nicht ausgepackt, sondern wieder aufladen lassen und sich selber zu ihnen gesetzt, stand doch das Fuhrwerk noch vor der Thüre des Curhauses. So aber begnügte sich der Enttäuschte vor der Hand mit einem sauern Gesichte und einer tiefern innern Verstimmung, die sich in schweren und schwarzen Gedanken Luft machte, als er sich nachher allein sah, sitzend auf hartem Holzstuhle mitten in dem dürftigen und unwirthlichen Zimmerchen.

Ein mißtönendes sturmartiges Geläute, das sich wiederhallend aus dem Hausflur in die hölzernen Hausgänge vertheilte und dann wieder die Treppe hinab im Freien verlor, schreckte den Brütenden endlich heftig aus seinen trüben Betrachtungen auf. Bald nachher trat der Wirth bei ihm ein, zur Abendmahlzeit ladend und den instinktmäßig Folgenden in den Speisesaal geleitend. Dieser war bereits angefüllt, aber, wie der Buchhalter zu seinem Entsetzen gewahrte, mit Ausnahme von ein paar ältern Herren, mit lauter weiblichen Wesen, die den neuen Ankömmling nur halb und von der Seite ansahen und sich sofort von ihm abkehrten, sobald er die eine oder andere Gestalt fixierte, was doch nur mit großer Behutsamkeit geschah. Wie billig er-

hielt er, als der Letzte, den untersten Platz bei Tische, seine Nachbarin zur Seite war mit der ihm gegenüber in ein so angelegentliches Gespräch verwickelt, daß keine von beiden seine Anwesenheit nur zu bemerken schien, trotz der höflichen Verbeugung, die zu machen der Ankömmling nicht unterließ. Schweigend ward das halbe Mahl eingenommen, ohne daß es Herrn J. G. Beiswind gelungen, einen Anknüpfungspunkt zu einem Gespräche zu finden, ein Umstand, der weder seinen Muth vermehrte, noch seiner Eßlust sehr förderlich war, namentlich auch, da er die verstohlenen Blicke fühlte, die an Schüsseln und Wasserflaschen vorbei auf ihn hinzielten. Er dankte dem Himmel im Stillen, als Alles zu Ende gieng und er mit Anstand aufstehen und als „von der Reise ermüdet" nach seinem Dachstübchen klettern konnte, wohin er, als Wirkung seines Abschiedcomplimentes, ein kühles halbes Kopfnicken seiner beiden Nachbarinnen mitzunehmen doch noch so glücklich war. Damit sollten indeß seine heutigen, nicht eben ermunternden Erlebnisse noch keineswegs beendet sein. Er zog sich wohl aus und legte sich zu Bette, nachdem er das Fenster gegen die ungesunde Nachtluft geschlossen, doch suchte er vergebens im Schlafe Alles zu vergessen und womöglich von einer schönern Zukunft zu träumen. Schon ganz äußerlich gieng das nicht so leicht: Ein Haupterforderniß um einzuschlummern war für Herrn J. G. Beiswind von Jugend auf gewesen, daß er sich tüchtig und bequem ausstreckte. Das allzu kurze, dabei harte Bett gestattete dieß hier aber dem etwas langgewachsenen Manne so unvollkommen, daß er bei dem ersten Versuche nicht nur den Kopf ziemlich unsanft anstieß, sondern auch ein bedenkliches Krachen des Bettgestelles jede Wieder-

holung als äußerst gewagt erscheinen ließ. Mit gebeugten Knieen lag er da und erwartete stille den befreienden Schlummer. Statt dessen aber stellte sich bald eine immer drückender werdende Bangigkeit ein, indem die Holzwände und das überliegende Dach eine peinigende Wärme aushauchten. Die sanitarischen Grundsätze erlaubten es dem Geplagten gleichwohl nicht das Fenster zu öffnen, um nicht aus den Armen einer Belästigung in die einer Gefahr zu fallen und so brach denn allmälig ein Schweiß an seinem Gesammtkörper hervor, der mit einem Angstschweiße die größte Aehnlichkeit hatte und mit einem förmlichen Bade endete, das mit der Erleichterung eine schlummerartige Ermüdung hervorlockte und die Aufregung tröstlich zu dämpfen begann. In einzelnen flüchtigen Augenblicken fand sich Herr J. G. Beiswind bereits wieder auf seinem ansehnlichen Posten hinter dem Hauptbuche der Firma Balthasar Fischmann und Compagnie, oder unter der vorsorglichen Obhut der guten Frau Engel, dann folgte eine längere Unterbrechung seines Denkens und Empfindens überhaupt, wie es einem gesunden Schlafe voranzugehen pflegt, als mit einmal ein fürchterliches Krachen und Poltern den Unglücklichen wieder aufschreckte und das Netz des Morpheus grausam zerriß. Das Repositorium der Handlungsbücher mußte zusammengebrochen sein, oder Diebe wälzten die schwere Eisenkasse über den Fußboden, die Treppe hinunter! ein greller Lichtschimmer drang in sein Auge, es mußte im Hause der Frau Engel brennen und die Feuerspritzen fuhren bereits die Treppe hinauf, vor seine Thüre! Entsetzt richtete er sich im Bette auf, die Füße vor Schrecken gelähmt. Er hörte Flüstern, unterdrücktes Lachen, Stimmen und vor

allem die schweren Tritte ländlich besohlter und benagelter Schuhe. Die Besinnung kehrte ihm allmälig zurück, er unterschied eine Spalte in der Thür, durch welche das friedliche Licht einer Stalllaterne sich ihm sichtbar machte. Mit dem wiedergekehrten klaren Bewußtsein ergab sich auch eine ruhigere Beurtheilung und der natürliche Zusammenhang: die Dienstleute des Hauses, Knechte und Mägde, suchten nach Beendigung ihrer Geschäfte die nächtliche Ruhestätte auf, die allen Anzeichen nach unmittelbar über dem Haupte des Dulders liegen mußte. Wie wenig schonend für zartere Nerven sie dabei verfuhren, das allerdings hatte er soeben erfahren, als sie aus Küche und Keller und Stallung die Treppen hinaufstiegen und sich in die verschiedenen Lagerräume vertheilten. Matt und schweißbedeckt, in der dumpfigen Mansardenluft daliegend, den Schlaf gewaltsam weggescheucht, lag der arme Buchhalter in hartem Bette da und unmittelbar über ihm krachte und polterte es an zehn Orten zugleich, bis allmälig da und dort ein bleischwerer Schuh auf die Diele kollerte und die gewichtigen, aber dumpfer gewordenen Tritte das Ende des Gewitters ankündigten. Noch lange aber tönte durch die Stille der Nacht leises Gekicher und vertrauliches Zwiegespräch fort, nicht weniger peinlich und aufregend als das gröbere Gepolter zuvor, und kaum schien auch dieses verstummt, so begann bei anbrechender Dämmerung bereits wieder der alte koboldartige Lärm des früh aufstehenden Hausgesindes, daß Herr J. G. Beiswind endlich verzweifelnd von dem Lager sprang, mit einem Kopfe, nicht anders, als wäre, statt auf den Brettern des Dachbodens, unmittelbar auf seiner Hirnhaut herumgetreten worden. Hätte in dieser schrecklichsten der

Nächte Frau Engel in die Seele ihres Miethsherrn sehen können, so hätte sie die glänzendste Genugthuung darin gefunden; mehr als einmal auch hätte sie den Entschluß aufsteigen sehen, sofort wieder einzupacken und die Unglücksstätte zu verlassen, denn hier vier Wochen zuzubringen, erschien dem Gepeinigten als eine baare Unmöglichkeit. Während so in der Dunkelheit bei Herrn J. G. Beiswind Unbehagen und Aerger gleich einem Pilze gewachsen waren, der in einer Minute zwanzigtausend Zellen treibt, schaute am Morgen die Sonne lachend und friedlich in das überwachte und verstörte Gesicht des Märtyrers und eben so harmlos freundlich erkundigte sich drunten der Wirth nach der gehabten Ruhe seines werthen Gastes. Und als dieser etwas von seiner Verstimmung durchblicken ließ, nahm dieß der Schreckliche mit so nothdürftiger Theilnahme auf, als handelte es sich höchstens um die Unbequemlichkeit von einem Paar noch nicht ausgetretener neuer Schuhe. Das werde sich bald geben! — tröstete er und wandte sich im gleichen Athemzuge mit der Mahnung an die aufwartende Magd, der Frau Bezirksrichterin beim Frühstücke den Käse nicht unmittelbar vor ihre Tasse zu setzen. Verstimmt und noch wortkarger als beim letzten Nachtmahle, nahm Herr J. G. Beiswind das Frühstück zu sich und verließ alsbald das Zimmer, seine Gefühle, unter gehöriger Vorsicht für seine Gesundheit, in's Freie hinaus zu tragen, zugleich den nächtlichen Entschluß der Abreise draußen noch reiflicher zu erdauern. Er schritt durch die Anlagen des Curhauses nach der offenen Wiese, indem er dem sanft zu einer dunkeln Ahorngruppe hinansteigenden Fußpfade mechanisch folgte. Die Erde ringsum sah recht verjüngt und vergnügt aus;

Bäume und Gras, Menschen und Vieh hatten sich gestärkt und sichtbar war ihnen ein erquicklicher Schlaf wohl bekommen, während der langen langen Nacht, die nur er allein auf der Folterbank zugebracht, unter einem Heere innerer und äußerer Anfechtungen. Durch das fröhliche Leben um ihn her ward zwar der arme Buchhalter selber nicht heiterer gestimmt, aber er fühlte, wie die Kraft seines Widerstands und mit ihr die Dauerhaftigkeit seines Entschlusses sich minderte. Die Vorstellung, daß er in kurzer Zeit sein elendes Mansardenkämmerchen, die Geburtsstätte allen Jammers, gegen ein gutes und wohlgelegenes Zimmer im ersten Stocke vertauschen werde, machte sich geltend und gewann Bestand, war er doch im Grunde billigen Gemüthes. Andern Rücksichten wurde hiedurch ebenfalls Gehör verschafft: erst jetzt bemerkte er in dem rosenfarbenen Lichte seiner heimischen Engelswohnung und des Comptoirs von Balthasar Fischmann und Compagnie einige Schattenflecke, kleiner oder größer, von dem triumphirenden Lächeln der Hauswirthin an bis zu dem spöttischen des Lehrjungen und den mit bedenklichem Mitleiden versetzten Fragen und Theilnahmsbezeugungen des gesammten Comptoirpersonales. Dieß Gefühl einer Blöße, die ihn nun wie Beschämung überschlich, mochte den Entschluß des Ausharrens allerdings mitbekräftigen, doch um nicht ungerecht zu sein, die Rücksicht auf das höchste irdische Gut, die Gesundheit, war wohl noch entscheidender. Denn das ward Herrn J. G. Beiswind klar: wenn er jetzt, da er am Scheideweg stand, zurückscheute, so war Alles auf's Spiel gestellt, die Wiederherstellung in Folge der nicht befolgten Cur vereitelt und die Zukunft trübe und bedrohlich. Wie sollte er der

Katastrophe entgegentreten? wie die Krise bestehen? wie durch diese hindurch zu der verheißnen Genesung gelangen? So fühlte er sich denn, nicht versöhnt und getröstet, aber doch männlich resigniert auszuharren, stand dabei aber noch so sehr unter dem Drucke seiner unerquicklichen nächtlichen Vergangenheit, daß er verschlossen und einsylbig in der Umgebung des Hauses herumschlich, Mittags noch im heißen Sonnenscheine die doppelsöhligen Bergschuhe und Thaukamaschen an den Füßen und den Ueberzieher gegen den Morgenwind am Leibe, als die schauerlichen Töne der Eßglocke, einer invalid gewordenen Kuhschelle, die Gäste von allen Seiten her an die Tafel riefen. Die Hauptentdeckung, welche Herr J. G. Beiswind an diesem Tage machte, war, daß der Curort . . . brunn hauptsächlich für Frauen bestimmt war; die paar älteren Herren, die er noch vorfand, waren meist nur auf einem kürzeren Besuche bei ihren Angehörigen, Gattinnen oder Töchtern, anwesend und er nahezu der Einzige, welcher sich einer wirklichen Cur unterwarf. Wie wenig tröstlich diese Wahrnehmung einerseits war, der Buchhalter fand darin nur eine Bestätigung für die außergewöhnliche Natur seines Leidens, das einen so ungebräuchlichen Aufenthalt verlangte, wenn ihm auch, als einem Laien in der Heilkunde, der Zusammenhang desselben mit dem weiblichen Charakter, wie billig, etwas dunkel blieb. So war denn diese Wahrnehmung über die Bestimmung des Curortes ohne Wirkung auf den neuerdings gefaßten Entschluß des Herrn J. G. Beiswind und es muß diesem nachgerühmt werden, daß er mit seltener Beharrlichkeit aushielt und sich weder durch Schreckniſse der Nacht noch des Tages mehr wankend machen ließ. Der Tugend sollte

auch, in einer Hinsicht wenigstens, ihr Lohn nicht fehlen: noch einen Tag früher, als sie vorgehabt, reiste die Frau Gerichtschreiberin ab und überließ ihr geräumiges und im ersten Stock gelegenes Zimmer dem geprüften Nachfolger zu dessen nunmehriger Wohnstätte, nebst einem Strauße verwelkter Bergblumen und einem frisch aufgewaschnen Fußboden, gegen dessen Unbill sich Herr J. G. Beiswind Nachts durch eine Halsbinde, ein Flanellleibchen und ein Seidentuch über der Nachtmütze mit Erfolg sicher stellte.

Während nun der würdige Vertreter der Firma Balthasar Fischmann und Compagnie mit exemplarischer Gewissenhaftigkeit den mitgebrachten ärztlichen Vorschriften nachlebte und, der Katastrophe gewärtig, sogar genaue Buchung über seine sanitarischen Ausführungen wie die dabei beobachteten Symptome sich angelegen sein ließ, wollte sich sein Verhältniß zu den Umgebungen, Menschen und Dingen, nicht so leicht freundlicher gestalten und seine ohnehin zum Schwarzen hinneigende Auffassung schuf sich gar manches dunkle Bild in nächster Nähe. Zu Anfang besonders schien das gesellschaftliche Leben kalt und fremd an ihm vorbeizufließen. Es war für sein empfindliches Gemüthe fast demüthigend, wie Alles rechts und links an ihm theilnahmlos vorübergieng, keine Seele sich um ihn zu bekümmern, ja nur ihn zu beachten schien. In seiner Bescheidenheit erblickte er hierin nur die Ueberlegenheit der Andern, denn er wußte ja nicht, daß hinter seinem Rücken, wie hinter dem des durch den Strom watenden, die getheilten Fluthen sich plaudernd und vermengend alsbald wieder schlossen und ihre Wasser mischten, die ihn im Vorüberrauschen flüchtig berührt. Er sah weder die krummen Hälse, die sich neugierig seinem Rücken

zugewendet, noch hatte er eine Ahnung von der Geschäftigkeit, die sich über seine Person hermachte, wie Ameisen über einen in ihren Bau gelegten todten Maulwurf, und dieselbe zu zergliedern bemüht war. Daß er seinestheils dadurch noch scheuer und zurückhaltender wurde, war natürlich. Als sich im Verlauf der Tage unvermeidlich da und dort mit Einzelnen der Gesellschaft ein Berührungspunkt ergab, schon durch das regelmäßige Wiedersehen und die unerläßlichen Höflichkeiten und Morgen- oder Abendgrüße, da dauerte von seiner Seite diese Gespanntheit noch ungebrochen fort, während der weibliche Theil unvermerkt annähernder und vertraulicher geworden, gestützt auf das Gefühl entschiednen Uebergewichtes. Ja das räthselhafte Ausweichen begann sogar auf diesen schönern und vorwiegenden Theil der Curgäste eine Art Anziehungskraft auszuüben und etwas wie Angriffslust zu wecken, kam doch Herrn J. G. Beiswind, als einzig stehendem Herrn an dem Curorte, noch eine besondere Bedeutung zu, wenn er auch nicht Junggeselle gewesen wäre. Als Vorkämpferin hierin war zunächst ein neuer Curgast anzusehen. Die Dame, als letzt angekommene, mußte unten an der Tafel vorlieb nehmen, wodurch es sich für den Buchhalter von selbst ergab, daß er zwischen zwei Nachbarinnen zu sitzen kam. Fräulein Emmeline, der jungfräuliche Schlußstein der Gesellschaft, hatte eben so sehr das Bedürfniß der Unterhaltung, oder, wie sie es nannte, des geistigen Austausches, als ihr frühere Bekanntschaften hier abgiengen und sie somit auf ihren Nachbarn zunächst angewiesen war. Sie unterließ nichts, aus dem spröden Stoffe zu ihrer Linken Funken herauszuschlagen und ein Einzelgespräch in's Leben zu rufen, da es ihr nicht genügte,

nur als Zuhörerin an der allgemeinen Unterhaltung Theil zu nehmen, welche hauptsächlich durch eine alte Jungfer, einen Stammgast von kecker und geläufiger Zunge, geleitet und beherrscht wurde; um so weniger, da ihr letztere etwas trivial und arm an geistigem Gehalte vorkam. Herr J. G. Beiswind, der nichts weniger als gegen Damen unhöflich sein wollte, gerieth freilich durch die Bemühungen seiner nicht mehr jungen, aber blonden Nachbarin in einige Bedrängniß. Als Jüngling hatte er zwar seiner Zeit für Schiller feurig geschwärmt und noch jetzt wäre es ihm kein zu Schweres gewesen, die Kindsmörderin oder Hektors Abschied mit dem nöthigen Gefühle zu deklamieren. Es ist sogar viel Grund zu der Vermuthung vorhanden, daß er ehedem sich selber die Fertigung einzelner Gedichte hatte beigehen lassen, wenn er solche Versuche auch heute in seinen gesetzten Jahren noch verschämter verheimlichte, als ein sechszehnjähriges Mädchen ihre Tagebuchbekenntnisse und er sich lieber hätte mit Zangen zwicken lassen, als irgend eine poetische Rührung zu verrathen, denn der Buchhalter der Firma Balthasar Fischmann und Compagnie hielt den Menschen J. G. Beiswind in ehernen Banden. So hatten keusche Scheu nicht minder als die Jahre und der Geschäftsstaub wohl eine Kruste über den zarten und poetischen Gefühlen des wackern Mannes abgelagert, welche nun Emmelinens schöne Finger loszuknüpfen bemüht waren, indem sie sich dringlich nach dessen Bekanntschaften auf dem Parnasse erkundigte. Ihr Nachbar aber erwies sich mehr ausweichend und verlegen als einläßlich, besonders da er, im Gedränge seines Lieblingsdichters einmal halbverschämt erwähnend, einem spöttisch mitleidigen Lächeln begegnete und Namen in

sein Ohr tönten, die ihm vollständig fremd waren, trotzdem sie Sterne erster und neuester Größe bezeichneten.

Wie lückenhaft und unbefriedigend auch diese Unterhaltung geführt worden, sie bewies doch, daß der stumme Gast einer Sprache mächtig und seiner Unzugänglichkeit noch irgendwie beizukommen war; ja die gefürchtete abstoßende Schroffheit hatte sich viel mehr als Scheu und Blödigkeit herausgestellt, welche die weibliche Theilnahme eher anlockten und auch weniger herzhafte Gemüther zu dem Versuche ermuthigten, im Vorrathe ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit nach einem Schlüsselchen zu suchen, das den verschlossenen und geheimnißvollen Schrein, J. G. Beiswind überschrieben, aufschließen möchte. Freilich, der Allerherzhaftesten, dem altjungfräulichen Stammgaste, Brigitte genannt, war dieß bei dem ersten Versuche nur sehr schlecht gelungen. Denn als sie ihm einmal beim Frühstücke, wo die Rangordnung nicht beobachtet ward, gegenüber saß und als eifrige Schnupferin die Tabakdose über Butter und Brod weg gastfreundlich hinhielt, damit ein Gespräch unverfänglich einzuleiten, wandte er sich, als vor einem Aergerniß und Eckel, so heftig davon ab und dankte nachträglich nur so nothdürftig höflich, daß der Stammgast, diesen Empfang auf sich und nicht auf den Schnupftabak beziehend, keineswegs zu fernerer Annäherung ermuntert wurde und in seiner resoluten Ausdrucksweise bei sich und andern gegenüber den Herrn J. G. Beiswind einen unfreundlichen Holzbock betitelte. Gleichwohl gab die Curmutter, wie die Jungfer Brigitte wohl auch vertraulich bezeichnet wurde, es nicht auf, den Sonderling doch noch einmal in der Folge zu kirren, wäre es auch nur um ihre bisher behauptete Stellung an

dem Orte nicht compromittiert zu sehen. Inzwischen überließ sie es Andern, glücklichere Versuche zu wagen und zog sich auf ihren Anhang, den anspruchloseren und munterern Theil der Gesellschaft, zurück. Herr J. G. Beiswind sollte neue Erfahrungen in dieser Beziehung noch denselben Abend machen. Als die Mittagshitze nachließ, spazierte er nach der vom Hause in mäßiger Entfernung liegenden Anhöhe hinauf, von der sich weit umher die freieste Aussicht gewinnen ließ. Zwischen felsigen und bewaldeten Vorbergen trat hier in der Tiefe ein weites duftiges Thal mit zahllosen Dörfern, Feldern, Waldungen und Bächen freundlich hervor, von dem im Sonnenschein blitzenden Flusse malerisch durchzogen und staffelförmig überragt durch hintereinander emporstrebende violette und blaue Bergzüge, die den Horizont zierlich und kühn zugleich unterbrachen. Der Buchhalter setzte sich hier auf die, für die Bequemlichkeit der Curgäste hergerichtete Bank und ließ seine Gedanken selbstvergessen und ungestört in die Tiefe und Ferne hinausschweifen, war ihm doch zu Muthe, als würde ihm hier Alles, auch das eigene Herz, weiter und leichter. Es fiel ihm nicht einmal besonders auf, daß die Sonne allmälig zu sinken begann, tiefer und tiefer dem hintersten Gebirge entgegen. Erst nahende Stimmen weckten ihn aus seiner behaglichen Selbstvergessenheit und als er sich halberschreckt darnach umsah, entdeckte er einen Trupp seiner Mitgäste, welche der herrliche Abend und die beliebte Schönaussicht herlockten. Er wollte aufspringen und sich unbemerkt der Gesellschaft entziehen, hatte er doch jetzt gerade am wenigsten Lust, sich in die Fesseln der Rücksichten schlagen zu lassen. Indeß, es war bereits zu spät, man hatte ihn schon gesehen und

ohne unhöflich zu werden, was er sich nimmermehr erlaubte, konnte er sich unmöglich mehr entfernen; er hätte ja an den neuen Ankömmlingen vorbeigehen müssen. So blieb er denn und grüßte in anständiger Zurückhaltung. Die Frau Amtsrichterin, welche es schon eine Weile auf ihn abgesehen, konnte den Anlaß nicht unbenützt lassen, sein Zutrauen zu gewinnen, fand sie doch als Naturbewunderin die Gelegenheit gar zu günstig. Der schöne Abend wurde als Einleitung benützt und sie ermangelte nicht, die Schönheit der untergehenden Sonne gebührend hervorzuheben. Als bekannt mit der Aussicht und der ganzen Gegend, machte sie dann auf Alles Mögliche, was sich von dem erhabenen Standpunkte aus sehen ließ, aufmerksam; der Thurm, der dort in das rothe Wölklein stach, das wie eine Eidechse aussah, war der Kirchthum von . . . ingen, drüben an dem Waldrande der weiße Punkt hieß Schloß . . . fels und wenn man um die Ecke des Bergzuges links würde blicken können, müßte man unfehlbar das Kloster Sanct . . . ian erblicken, — belehrte sie den geduldig ihrem Zeigefinger folgenden Buchhalter. Zwischen diesen geographischen Mittheilungen machte sie ihn dann noch mit mancher schönen Redensart darauf aufmerksam, daß die Matten grün, die sonnbeschienenen Stellen glänzend und die länger werdenden Schatten von Berg und Wald dunkel seien, Thatsachen, die ihr Schüler unmöglich bestreiten konnte, sondern mit verbindlichem Kopfnicken bestätigte und sie damit zu noch weitern und eingehendern Auslassungen anspornte. Als er schließlich für die gütige Belehrung verbindlich dankte, mußte er sich freilich im Stillen eingestehn, daß er die Schönheit des Abends und die

Aussicht gleich schlecht genossen und die Explicationen ihm den Humor gründlich verdorben hatten. Mit diesem Gefühle verabschiedete er sich denn auch nun von der Gesellschaft und that das Gelübde, von dem beliebten Schaupunkte in Zukunft sich möglichst ferne zu halten.

Und er hielt in der That Wort und beschränkte sich bei seinen, der Gesundheit gewidmeten Spaziergängen, mehr auf unbesuchtere und abgelegene Theile der Umgebung, jedoch nicht ohne von der Charybdis in die Scylla zu gerathen, wie er bald genug inne werden sollte. Denn nirgend, über zweihundert Schritte vom Hause entfernt, war er sicher, nicht auf seine gebildete Tischnachbarin zu stoßen, die bald hinter einem Haselbusche, einer Tanne, einem einsamen Ziegenstalle, oder gar am Wege zwischen Cichorien und Disteln saß, ihr Album auf den Knieen und mit kühnen Zügen bald ganze Wälder und Gebirge, bald nur einen zerfallenen Heuschober, einen Dornstrauch, eine Pfütze mit etwas Riedgras von ihrer malerischen Seite auffaßte und in den Blättern unterbrachte. Es gelang dem armen Buchhalter nie mit einem einfachen Gruße an Emmeline vorbeizukommen, jedesmal sollte er die Schildereien ansehen und sein Urtheil über die Auffassung, über den Effekt, den Ton, die Stimmung abgeben. Vergeblich entschuldigte er sich mit seinem unkünstlerischen Sinne, es gab dieß nur den Anlaß ihn zu belehren und aufmerksam zu machen auf das was malerisch sei, wie auf die tief angelegten Intentionen der Künstlerin. Als er mehr als einmal den Gegenstand, der dargestellt worden, nicht wieder zu erkennen vermochte, indem es ihm unmöglich war, irgend eine Aehnlichkeit zu finden, belehrte sie ihn, daß die vermeinte Unähnlichkeit

nichts als die Folge der idealen Auffassung sei, der sich einige künstlerische Freiheit beigesellt. Da hinten der verwischte trübe Fleck sollte das ferne Gebirge vorstellen, verschiedene dunklere oder hellere Bleistiftproben vor demselben ließ er sich als den Wald in Calame'scher Manier erklären. Als er aber nach dem Felsblock mit der Ziege sich umsah, die noch auf dem Papier standen und nirgend eine Spur davon entdeckte, da schüttelte er doch unwillkürlich den Kopf ein wenig, wie die Landschaftmalerin ihm begreiflich zu machen suchte, dieß sei Staffage und die Ziege übrigens eine Gemse. Sie knüpfte eine lange Belehrung hier an, über das Erlaubte und Unerlaubte in der Kunst, bei deren Schluß Herr J. G. Beiswind jedenfalls den Eindruck festhielt, daß da sehr viel erlaubt sei. Zum Glücke hatte Emmeline's unvermeidliches Album einen dem bedeutenden Inhalte entsprechenden Umfang, so daß dasselbe, wie eine Warnungstafel von Weitem sichtbar, den immer vorsichtig Ausspähenden in den meisten Fällen bald rechtzeitig zur Umkehr mahnen konnte. Gleichwohl wuchs seine Furcht so, daß er sich nicht mehr recht in die Umgegend hinaus wagte, beim schönsten Wetter am wenigsten, und sich mehr auf die Nähe der Gebäulichkeiten beschränkte, welche von den Gästen, mit Ausnahme einer Lindengruppe, die etwa hundert Schritte vom Hause ab stand, verschmäht wurde. Hier, bei der Scheune, in dem kleinen Kabinetchen des Krautgartens, unter der Dachtraufe des Hintergebäudes, war selten Jemand zu erblicken und die Lokalitäten schienen dem Buchhalter für seine officinelle Bewegung geeignet und gesichert genug. Und allerdings, hieher verirrten sich schwerlich weder Poesie noch Künste und ebenso wenig eine gesellig plaudernde Gruppe.

Dagegen aber wohl die an den Nerven angegriffene dicke Frau Posthalterin, welche ebenfalls Einsamkeit und Stille suchte und welcher namentlich das laute Lachen und Sprechen der alten Jungfer Brigitte und ihres Anhanges empfindlich zusetzte. Als sie das erste Mal mit Herrn J. G. Beiswind an einem der wenig besuchten Plätzchen zusammentraf, mochten beide gleich sehr erschrecken, zogen sich doch beide gleichzeitig vor einander zurück. Bei der zweiten Begegnung indeß schien die Höflichkeit sowohl als eine gewisse Sympathie des Leidens eine kleine Unterhaltung zu fordern, welche die innere Uebereinstimmung noch mehr an Tag legte, indem die Postmeisterin ganz ähnliche Schmerzen und Leiden kund gab, wie diejenigen waren, deren halber ihr Mitgast hier Hülfe suchte. Und mit jedem neuen Wiedertreffen schien sich sowohl die Leidensfülle als auch die Beredsamkeit zu steigern, womit die Dame dem neuen Freund ihr Zutrauen darthat. Wie aber zu reichlicher Genuß auch die erklärteste Lieblingsspeise in einen Ekel umwandelt, so ward des Buchhalters Interesse an Krankheitsbeobachtungen und -Symptomen durch die mit Extrapost ihm zugetragenen Klagen übersättigt und von seiner Seite geschah es jedenfalls nie absichtlich, wenn die Beiden an einer der ungastlichen Stätten wieder zusammentrafen. Um jedoch der nervenschwachen und zungenkräftigen Frau Postmeisterin gerecht zu sein, mag als Mitgrund des Widerwillens gegen ihre Unterhaltung wenigstens vermuthungsweise angeführt werden, daß Herr J. G. Beiswind dabei sehr wenig zu Worte kam, und somit eine gewisse Empfindlichkeit von seiner Seite wohl mitwirkte. Gleichviel! entschieden mißlich gestaltete sich auch diese Bekanntschaft erst und endete in eine völlige

Flucht des einen, männlichen Theiles, als die Frau Posthalterin, im Glauben zu einer verwandten Seele zu sprechen, den Buchhalter nach einem vertraulichen pathologischen Selbstbekenntniß um seine Photographie ansprach, dabei ihren Strickbeutel öffnete und in dem hervorgelangten Photographiebuch ihm eine leere Stelle zwischen dem Luftschiffer Nadar und dem Mörder des Präsidenten Linkoln, Booth, als Ehrenplatz anbot. Herr J. G. Beiswind war ein Mann von strenger Rechtlichkeit und gestattete sich auch nicht leicht eine Nothlüge, aber sicher hätte er hier eine gewagt und sein eigenes photographiertes Ich verläugnet, wenn er in der That sich selbst in der Tasche herumgetragen hätte. Die unglückselige Posthalterin aber stand von dem Augenblicke an auf der gleichen Linie mit der Künstlerin Emmeline, was zur Folge hatte, daß die Kette, welche die freie Bewegung des guten Buchhalters hemmte, nun nur noch straffer angezogen ward.

Es blieb ihm so in der That kaum noch ein einziger Weg oder Ausweg übrig, wenn er in's Freie gelangen wollte, der, welcher nach der zuvor erwähnten Lindengruppe hin und an ihr vorbei weiter in das nahe Wäldchen führte. Und es war ein sehr angenehmes schattiges Plätzchen, immer etwas kühl, da es offen gegen einen Abhang lag und das dichte Blätterdach die Sonnenstrahlen lange zurückhielt. Diese Vorzüge machten es aber gerade zu einem Lieblingsplätzchen und ständigen Aufenthalte für die weiblichen Gäste, die während der warmen Tageszeit oder aus anderen Gründen nicht weitere Spaziergänge unternehmen mochten und mit ihrer Arbeit, einer Strickerei, Häkelei oder Stickerei, im Nothfalle auch nur mit ihren Neuigkeiten, hieher kamen,

immer gewiß, Jemand zu finden. Man hieß darum diesen Ort in der Cursprache nur das Casino; die alte Jungfer Brigitte, der Stammgast, galt stillschweigend mit ihrer Bekanntschaft, als dessen Beständer, die „Casinogesellschaft," und die Wenigen, welche sich dieser nicht angeschlossen, mieden entweder die Stelle, oder gaben hier nur Gastrollen, indem sie sich in den herrschenden zwanglosen und natürlichen Ton zu finden trachteten. Hier ward über Personen und Vorkommenheiten eine mehr drollige als böswillige Kritik geübt und manche Unterhaltung, mancher Scherz in heiterm Gespräche verabredet. Daß Herr J. G. Beiswind sich nicht so leicht an den gefährlichen Herd wagte, sondern dem Amazonenstaate lieber ferne blieb, war ihm nicht gerade zu verargen; aber es war doch fast zu augenfällig, wie er sogar das Vorbeigehen mied und die weitesten und absonderlichsten Umwege machte, um selbst den bloßen Blicken sich zu entziehen. Da diese Aengstlichkeit auffiel, trug sie natürlich nur dazu bei, das was er vermeiden wollte, die Beschäftigung mit seiner Person, anzuregen und in mancher sonst harmlosen Brust stieg ein leichtes Rachewölkchen empor, das sich allgemach zu einem Gewitter über seinem Haupte zusammen zu ziehen drohte. Daß Jungfer Brigitte das gefährliche Fluidum eher zu mehren beflissen war, denn als Blitzableiter es zu zertheilen, versteht sich nach ihrer Art und Weise und ihren Erfahrungen wohl von selber und mehr als einmal verfolgte ihr heller und durchdringender Blick den guten Buchhalter halb schelmisch lachend, halb drohend und siegesgewiß. Der Gefährdete merkte zwar nichts hievon; er fürchtete nur die kampfblitzenden Stricknadeln und die drohend ausgereckten Aermchen der Schlüttchen, die

Spitzen der Häubchen, welche unter den vier Linden ihr Dasein erhielten, aber ein dunkler Instinkt lenkte seine Schritte immer weit ab von der mißlichen Stelle. Sein Verhängniß sollte ihn dennoch ereilen.

In der Nähe des Curhauses, gerade hinter dem ersten Hügel, lag ein dürftiges Bauernhaus, zu welchem, außer einem kleinen Roggenfelde, nur ein ganz bescheidener Krautgarten und etwas Waideland gehörten. Dieß Heimwesen bewohnte eine zahlreiche Familie, die sich ziemlich regelmäßig von einem Jahr zum andern um ein bis zwei Häupter zu vermehren pflegte, während das Gut an Umfang stets dasselbe verblieb und auch das Kühlein und die paar Ziegen in ihrem Stalle keinerlei Beengung erfuhren. Dieser etwas einseitige Segen der Fruchtbarkeit nöthigte den Familienvater, für sich und die Seinen noch auf anderweitigen Ertrag auszugehen, als den, welchen ihm die Natur bot: er und seine Frau und die älteren Kinder bemühten sich deßhalb um allerlei kleine Dienste, welche das Leben in dem Curhause etwa zur Besorgung offen ließ. Die Frau wusch gelegentlich, der Mann und die Knaben verrichteten Botendienste, ließen sich bei kleineren Ausflügen als Führer und Träger gebrauchen, während die Mädchen in den nahen Waldungen je nach der Jahreszeit Beeren suchten und in reinlichen Körbchen, auf Blättern gelagert, den Gästen oder dem Wirthe verkauften. Da die Alten anständig und brauchbar, die Kinder meist hübsch und reinlich waren, so bildete sich zwischen ihnen und den Bewohnern des Curhauses ein freundliches und näheres Verhältniß aus, das der dürftigen und doch so ordentlichen Familie von Vortheil war, indem ihr öfter ein Kleines über den bedungenen Lohn hinaus

zufloß. Die Leutchen waren auch gewandt genug, jedem Gaste alsbald seine besondere Seite abzugewinnen und sich Kundschaft und Zutrauen zu erwerben, so daß sie allgemein bekannt und wohl gelitten waren. So gehörten sie gleichsam zu dem Leben im Curhause, als ergänzende dienstbare Glieder und namentlich einzelne der weichern Frauenseelen bethätigten ihr Wohlwollen durch gelegentliche Handarbeiten, Kleidchen, Häubchen, Strümpfe und dergleichen, durch deren Fertigung sowohl die Zeit nützlich ausgefüllt, als dem Triebe des Herzens Genüge gethan ward, fehlte es doch nie an der Gelegenheit hiezu, da der Bäurin selbst wenig Zeit für solcherlei Arbeit blieb. Wie alle Andern, war auch Herr J. G. Beiswind mit des Botentoni Familie bald in Beziehung getreten: die Frau, die einst in der Stadt gedient, besorgte ihm seine Wäsche und einige Ausbesserungen, der Mann brachte ihm zuverläßig Briefe und Zeitungen von der nächsten Post und die Kinder gemahnten ihn viel zu sehr an die jungen Engel in seiner Wohnung, als daß sie ihm nicht ebenfalls auf ihre Weise beigekommen wären. Seit einiger Zeit hieß es nun, die Frau sei bettlägerig, die Curgäste steckten die Köpfe zusammen und flüsterten, bis eines Nachmittages an der Tafel die Rede davon war, daß des Tonis Hausstand, wie üblich, sich wieder um einen kleinen Erdenbürger vermehrt habe. Einige bedauerten die Eltern um diesen Sorgen-Zuwachs, Andere dagegen rühmten das gesunde und blühende Aussehen des neuen Ankömmlings und besprachen, wie sie ihm das Dasein erträglich zu machen beabsichtigten, indem sie die verschiedenen Kleidungsstückchen unter sich vertheilten. Es entspann sich ein förmlicher Wetteifer in Anfertigung von Hemdchen, Häubchen und

dergleichen Unentbehrlichkeiten des ersten menschlichen Daseins. Der Buchhalter, der weder stricken noch nähen konnte, gehörte zu Denjenigen, welche, ob auch ganz im Stillen, die Eltern um des Zuwachses zu bedauern geneigt waren. Wenn er indeß hoffte mit diesem Gefühle seinen Tribut an den Botentoni abzutragen, so sollte er sich bald genug von der Unzulänglichkeit desselben überzeugen.

Wenige Tage nach diesem Tischgespräche kehrte er von einem glücklich ausgeführten Spaziergange nach Hause, besonders gut aufgelegt, denn er war weder auf das Album von Fräulein Emmeline gestoßen, noch hatte ihn die Frau Posthalterin mit ihren angegriffenen Nerven behelligt. Nicht ohne einige Behaglichkeit stand er unter der glücklich erreichten Hausthüre und harrte des Signales mit der zerborstenen Eßglocke, als sich von den vier Linden eine drohende Gefahr in Gestalt der Jungfer Brigitte gegen ihn heran bewegte. Voll der größten Freundlichkeit und Unbefangenheit trat dieselbe auch richtig auf ihn zu und theilte ihm mit, daß in seiner Abwesenheit der Botentoni hier gewesen und ihn für den Neugeborenen zu Gevatter habe bitten wollen. Sie selber sei Gevatterin und — fügte sie als etwas ganz Selbstverständliches hinzu, — habe in seinem Namen zugesagt: sie wolle sich bestens empfohlen haben, künftigen Sonntag sei Taufe!

Der arme Buchhalter stand nach dieser Eröffnung da wie aus den Wolken gefallen, sein guter Humor war in ein Gefühl von Betäubung übergegangen. Während sein ganzes Inneres gegen die Zumuthung sich sträubte, fand er gleichwohl, in einer Art Starrkrampf begriffen, nicht ein einziges Wort des Widerstandes. Jungfer Brigitte begann

von den Verhältnissen des Potentonis, der Lieblichkeit des Täuflings und den passenden Pathengeschenken gar geläufig zu reden und die Zustimmung ihres Mitpathen als so unzweifelhaft anzunehmen, daß dieser, auch bei größerer Geistesgegenwart, gleichwohl große Mühe gehabt hätte in den Redefluß auch nur ein kleines Steinchen des Widerspruchs fallen zu lassen. Als er sich endlich etwas ermannt und bemerkte: er begreife eigentlich nicht, wie er zu der Ehre komme? war das bereits viel zu spät, Alles schon so gut als abgemacht, war es ja ein christliches Werk. Auch betheiligten sich an dem Ereigniß fast alle weiblichen Curgäste auf diese oder jene Weise; Herr J. G. Beiswind aber vermochte seinen Tribut am besten auf die angemuthete Weise zu entrichten, es konnte hierüber keinerlei Zweifel walten. Vergebens stieg in dem guten Buchhalter der Gedanke empor, daß er sich bis in die gegenwärtige Zeit daheim glücklich aller Pathenschaft zu entziehen vermocht, sogar bei Frau Engel, denn er hatte eine eigenthümliche Junggesellenscheu vor dieser Ceremonie, und nun sollte er in seinen alten Tagen, bei wildfremden Leuten, an einem Orte obendrein, wo er seiner Erholung und Gesundheit zu lieb sich aufhielt, das Versäumte nachholen! Aber einerseits war er in der That ein zu guter Christ und ein zu weichherziger Mensch, anderseits machte ihn das Gefühl der nahenden Nemesis zu kleinmüthig, um nicht auf jeden ernstlichen Widerstand zu verzichten, auch wenn die stets gefürchtete Zunge der alten Jungfer, seiner Mitpathin, und ihre noch schärfern Augen ihn nicht in einer Art Bann gehalten hätten. Dieß Alles verhinderte nun freilich nicht, daß eine tiefe Verstimmung und Unruhe des Armen sich bemächtigte und die Gratu-

lationen, wie alle auf das drohende Ereigniß bezüglichen Reden, ihm in's Herz bohrten, indeß die Mienen zu lächeln verdammt waren. Jungfer Brigitte hingegen war, recht im Widerspruch mit ihm, voller Freudigkeit und Glückseligkeit und unermüdlich in der Marter des Ausmalens der nahenden Tauffestlichkeit und der Vorbereitungen dazu. Von dem Leidenszustande ihres Mitgenossen schien sie, bei all ihrem Scharfblick und dem oft mehr als kläglichen Aussehen des Buchhalters, keine Ahnung zu haben, sondern ihn derselben Fröhlichkeit zu bezüchtigen, welche sie so ausdrucksvoll und häufig an den Tag gab und womit sie ihn so grausam auf die Folter legte.

Der schreckliche Tag nahte, Jungfer Brigitte hatte es großmüthig übernommen, auch für ihren Mitpathen die üblichen Geschenke an den Täufling, die Mutter und übrigen Geschwister, sowie an die Hebamme zu besorgen. Es wurde aber doch für schicklich befunden, zuvor noch der Wöchnerin einen kleinen Privatbesuch abzustatten und sich von ihrem Befinden und dem des Täuflings freundlich zu überzeugen. Willenlos, wie er in dieser Angelegenheit war, gab sich der arme Herr J. G. Beiswind auch hiezu her und erwartete zu der festgesetzten Stunde mit einem Armensündergesicht seine Mitgevatterin, die nun auf einmal von einer gefürchteten Widersacherin zur einzigen Stütze und unentbehrlichen Rathgeberin in seinen Nöthen sich aufgeschwungen hatte. Ehrbarlich und nicht ohne Gravität schritten die Beiden neben einander den Weg nach der Hütte des Botentoni, der Buchhalter mit ernsten langen Schritten, Jungfer Brigitte mit selbstbewußtem Trippeln, das hellgrüne befranste Sonnenschirmchen in der Hand, mit dem sie von Zeit zu

Zeit und nicht nur immer gegen die Sonnenseite hin, das Gesicht vor ihrem Begleiter verdeckte. An Ort und Stelle angelangt, traten sie in die niedrige, etwas dunkle Stube, wo sie zwar nicht die Mutter fanden, wohl aber eine Wiege, bei der eins der ältern Mädchen wartend und die Fliegen abwehrend, saß. Sie näherten sich der kleinen Gruppe, er mehr pflichtgemäß und ohne sonderliche Theilnahme, sie dagegen mit weiblicher Wärme. Und in der That streckte ein draller, krauslockiger Junge alsbald seine derben Arme aus dem massigen Bettzeuge ihnen entgegen und eine gar kräftige Stimme ließ sich aus der nackten gewölbten Brust des Balges deutlich genug vernehmen. Die alte Jungfer öffnete ihren Strickbeutel und bot daraus dem kecken Schreihals ein Zuckerbrot dar, in welches dieser auch sofort herzhaft mit einer Reihe blendend weißer Zähne hineinfuhr. Ernsthaft, wenn auch mit etwas mühsam erkämpfter Fassung, fragte sie ihren Begleiter, ob das nicht ein allerliebster Kegel sei, und forderte ihn auf, ihm den Pathenkuß zu geben. Herr J. G. Beiswind war sehr verlegen; den nicht ganz reinlichen Jungen zu küssen konnte er sich nicht entschließen, doch kneipte er ihm gutmüthig die dicken Backen und zeigte sich zu aller sonstigen mündlichen Anerkennung vollkommen bereit, wie sonderbar er, der Junggeselle in Gesellschaft der alten Jungfer, sich auch an der Wiege erscheinen mochte. Seine Verlegenheit erreichte aber den höchsten Grad, da die Mitgevatterin nun den Kegel im bloßen Hemdchen ihm auf die Arme zwängte und das Kind durch die etwas ungeschickte Empfangnahme erschreckt, zu schreien begann. Als der Buchhalter in dieser Lage zufällig einen Augenblick aufsah, gewahrte er zu seiner nicht geringen Ueberraschung an

den Fenstern der Bauernstube eine Reihe bekannter Köpfe, die des Casinoclubbs, welche alle neugierig und mit seltsamem Ausdrucke hereinschauten und nun auf einmal in ein unaufhaltsames Gelächter losbrachen, in welches denn auch jetzt Jungfer Brigitte rückhaltlos mit einstimmte. Dem Gefoppten fiel es nun ebenfalls wie Schuppen von den Augen und es ward ihm klar, daß gewöhnliche Pathenkinder weder krause Löckchen noch eine Reihe ausgebildeter Zähne zu haben pflegen, wie man solche etwa bei einem zweijährigen Kinde finden mag. Mit seiner Pathenschaft arg zum Besten gehalten, fühlte er sich, nach Ueberwindung der ersten Verblüfftheit, gleichwohl einigermaßen erleichtert, ja er lachte am Ende selber über seine Verblendung und folgte dem Drange seines guten Herzens, indem er ein Stück Geld aus dem Beutel zog und dem Pseudotäufling, als Loskauf gleichsam statt des Eingebindes, in die Wiege legte. Er übersah es hiebei vielleicht, daß die muthwillige Ergevatterin ihn mit einem besonders freundlichen, ja fast achtungsvollen Blicke ansah und kurz aber kräftig ihm die Hand drückte, als wollte sie damit für ihren Uebermuth nicht gerade Abbitte leisten, aber doch eine Unterschätzung seiner Person wieder gut machen. Und in der That schien Jungfer Brigitte von da an nicht nur alle Verfolgung des ehrenwerthen Herrn J. G. Beiswind einzustellen, sondern auch Andern gegenüber, und bei mehr als einer Gelegenheit, ihn in ihren besondern Schutz zu nehmen, als einen Menschen, der weit besser sei als er scheine!

Wenn nun schon an den schönen und sonnigen Tagen die Wege und Stege des guten Herrn J. G. Beiswind so dornenvoll sich erwiesen, wie viel schlimmer waren erst

die eigentlichen Regentage, an denen der ganze Gästeschwarm in's Haus hinein gebannt war, ohne eigentliche Beschäftigung und doch mit dem Bedürfnisse, die Zeit mit irgend etwas zuzubringen, dem man wenigstens den Namen von Unterhaltung beilegen konnte. Außer dem gewöhnlichen Gespräche, dessen Faden sich ja nicht einen ganzen oder halben Tag unabgebrochen fortspinnen ließ, waren es besonders zwei Balken, an denen sich die versinkende Geselligkeit jeweilen über Wasser zu halten bemüht war: Gesellschaftsspiele und Clavierübungen, beide für den armen Buchhalter gleich schreckhaft. Er pflegte gewöhnlich zu verschwinden, wenn er das eine oder das andere im Anzuge sah und bewies hierin eine Gewandtheit, welche mit seinem übrigen Gebaren in entschiedenem Widerspruche stand. Es war vielleicht hauptsächlich, weil die Gesellschaftsspiele als Noth- und Hülfsmittel gegen die Langeweile regelmäßig aus den verschiedenen Winkeln der Erinnerung hervorgezogen wurden, daß sie selber ihm so langweilig vorkamen in ihrer theils abgegriffenen, theils bestäubten Gestalt. Sein schwerfälliger Ernst, womit er auch das Unbedeutendste behandelte, machte ihn zwar für die Uebrigen zu einem gar drolligen Mitspieler, ihm selbst aber, der dadurch stehend zum leidenden Mittelpunkte wurde, sagte es wenig zu, auf diese Weise die Kosten der Unterhaltung zu tragen. Beim Schwarzen Peter wußte eine stillschweigende Verschwörung gewiß immer ihm die fatale Karte in die Hand zu spielen und das erschütterndste Gelächter begleitete immer die Brandmahle, welche mit kräftigstem Ausdrucke seinem Gesicht aufgeprägt wurden und den friedlichen Mienen einen ungewohnt wilden Ausdruck verliehen. Indeß, das Gelächter vermochte sein Hu-

mor noch zu ertragen und die Kohle ließ sich mit etwas Seife und Wasser wieder beseitigen, während die sogenannten **jeux d'esprit** meist weniger harmloser Natur waren, besonders wo ihnen Pfänder als Schweif anhiengen. Herr J. G. Beiswind hatte unbestritten so gute und gescheidte Einfälle als jeder Andere, nur kamen sie ihm meist ein paar Augenblicke später als zweckdienlich war und so geschah es, daß er im entscheidenden Augenblicke oft sehr verblüfft und lächerlich aussah und seine Unbeholfenheit mit einem Pfande bezahlen mußte, während den nächsten Moment ihm, leider zu spät, die glänzendste Antwort einfiel. So wanderten seine kleinen Habseligkeiten, die er bei sich trug, eine nach der andern, fast regelmäßig unter die Schürze der Pfänder sammelnden Dame und eine Furcht voll banger spannender Erwartung bemächtigte sich bis zur glücklich überstandenen Auslösung des armen Gepfändeten, namentlich seit er seinen Kofferschlüssel bei Fräulein Emmeline durch Recitation eines Gedichtes lösen gemußt und seinen Geldbeutel bei der nervenleidenden Frau Posthalterin durch einen Kuß, der jedoch gnädig in einen Fußfall und Handkuß gemildert wurde.

Indeß diese Gesellschaftsspiele wurden doch nur bei entschiedenem Regenwetter oder des Nachts vorgenommen und hatten ihr Ende; man konnte ihnen etwa auch noch entfliehen, was Alles dem Clavierspiele nicht nachzurühmen war. Der etwas verstimmte Flügel im Gesellschaftssaale war eine Quelle ewiger, wenn auch nicht unsterblicher Töne, vom leisesten Hauche des **Pianissimo** bis zum dröhnenden **Fortissimo** hindurch. Herr J. G. Beiswind litt davon unendlich. Seine Nerven waren zwar sonst nicht

allzureizbar, man konnte ihn auch nicht einen absoluten Feind der Musik nennen, denn einem hübschen Kirchengeläute konnte er, auf seinen Spaziergängen stillstehend, lange zuhören und sein Gesicht verrieth ein inneres Behagen. Die Glocken der waidenden Kühe klangen ihm gar angenehm in's Ohr und ein frischer, fröhlicher Gesang von Handwerksgesellen, ein Lied, das Abends die unter einem vorspringenden Dache oder der alten Dorflinde versammelten Burschen und Dirnen anstimmten, das aus einem Hinterstübchen oder vom Milchkeller herauf einsam erklang, zählte ihn gewiß immer unter seine geneigten Zuhörer und Freunde. Ja, in besonders guter Stimmung und weit weg von allen Menschenohren, ließ Herr J. G. Beiswind selber sein vergnügliches Pfeifen in eine murmelnde Melodie, vielleicht gar in einen lauten, selbstvergessenen Gesang ausklingen, der freilich einem Kritiker weniger korrekt als herzensfrisch vorgekommen sein möchte. Solche Extravaganzen waren übrigens weit mehr in den frühern Jahren aufgetaucht, als in der letzten, von körperlichem Mißbehagen und geistiger Ermüdung trüber gefärbten Zeit. Der unerbittliche Flügel jedoch, der gleich dem römischen Janustempel stets offen stand und seine Legionen leicht oder schwer gewaffneter Töne erobernd nach allen vier Weltgegenden ausströmen ließ, zählte ihn nicht nur nicht unter den Verehrern seines Cultus, sondern Herr J. G. Beiswind floh das „Geklimper" (wie er es respektlos nannte), sogar mit einer Art von Fanatismus. Daß ihm dieß nur sehr mangelhaft gelang, verbesserte seine Stimmung keineswegs, ebenso wenig als die allgemeine Annahme der Spielenden, was sie unterhalte, müßte auch allen Andern angenehm sein. Es klang dem

unkünstlerischen Ohre des Buchhalters auch vollkommen gleich schlecht, ob die Noten nur maschinenmäßig heruntergehackt wurden, oder ob die jeweilige Virtuosin dabei die Augen schmachtend aufschlug und mit bleichsüchtigem Gesange, oder einer Stimme, die jedem Feuerwächter Ehre gemacht hätte, die Leistungen des Instruments vervollständigte. Er gieng in seiner Abneigung offenbar zu weit, aber es ist anderseits nicht zu vergessen, daß ein ununterbrochener Genuß, auch des Erwünschtesten, mit Uebersättigung und Ekel endet; wie man ja unverbesserlichen Schnapsbrüdern ihr Laster am sichersten dadurch abgewöhnt, daß man alle ihre Nahrung mit Branntwein untermischt. Wenn aber Herr J. G. Beiswind ein frisches Hemd anzog droben in seinem Zimmerchen bei verschlossener Thür, und es tönte von unten herauf „Einsam bin ich nicht alleine —" oder wenn er und die ganze Gesellschaft in den spannenden Momenten vor der Mahlzeit noch das „Herz wohin zieht es dich? zieht es dich?" — verschlucken mußten und gleich nach dem Essen ein diätwidriges „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein" vom Flügel her erklang, so war das doch so eine Art musikalischer Schnapscur, abgesehen davon, daß nicht minder alle Haus- und Hofhandtierung mit Clavierbegleitung versetzt war; z. B. wenn die Mägde im Hühnerhof Verheerungen anrichteten, beim Tischdecken Messer und Gläser klirrten, ein Zimmerboden gefegt, eine Pfanne gescheuert wurde und man Ziegenmolken trank und verdaute, die fatalen Klänge sich dazwischen drängten. Wagte doch mehr als eine kecke Virtuosin sogar die Concurrenz mit der Eßglocke, der unbrauchbar gewordenen Kuhschelle, die sonst Alles übertönte und zur Ruhe brachte und ließ die letzten

ihrer melodischen Effluvien noch, mit dem Kalbsbratengeruch der Küche verschwistert, durch die geöffnete Thüre in den Speisesaal dringen. Ja, — und das war in den Augen des Buchhalters offenbar die schwärzeste Seite des angefeindeten Flügels, — wenn nach dem Abendessen die Gesellschaft noch eine Weile beisammen saß und der Gedanken- oder besser Redefaden aufgehaspelt, nach vollbrachtem Tagewerk das Fleisch willig, der Geist aber schwach war, dann erklang gar nicht selten durch die allgemeine Abspannung, welche dem Schlafe arglos voranzugehen schien, eine eigenthümliche Melodie, die elektrisch das entfliehende Leben bannte, steigerte und die Ruhe tückisch und in zauberhaft schnell sich potenzierendem Grade, in das tollste Treiben umwandelte, das in seinem Wirbel bald Alles, was einen Unterrock trug, herumriß Da erfaßte die nervenschwache dicke Postmeisterin das geistesstarke hagre Fräulein Emmeline, eine ehrbare Matrone den ersten besten Bleichschnabel von Backfisch. Alter, Stand, ärztliche Vorschrift und Grundsätze — kurz Alles schien suspendiert und gieng unter in den Tönen von Walzer, Galoppade, Polka, Mazurka und der rings aufwirbelnde Staub sorgte dafür, daß Vernunft und Gewissen sobald ja kein Einsehen dagegen thun konnten. Die Schwächlichsten waren da die Tollsten, wer den ganzen Tag seine angegriffene Gesundheit gepflegt, sich mühsam von Bänkchen zu Bänkchen geschleppt, geseufzt und geklagt, der ließ jetzt gewiß nicht einen einzigen der wilden Tänze freiwillig an sich vorbeibrausen, sondern drehte sich und warf die Glieder umher, als gäbe es weder einen Schwindel noch eine Müdigkeit mehr in der Welt. Und der Unsinn Aller quoll aus dem einen Clavier und der Einzige, der

nicht in den Zauberwirbel gerissen ward, hieß J. G. Beiswind, der schlaflos und vor Aerger beinahe berstend, auf seinem Lager sich herumwarf, oft bis kurz vor Mitternacht. Ihm däuchte, er müsse da, als der allein Vernünftige, für die Tollheit der ganzen verrückten Gesellschaft büßen.

Von diesem Standpunkte aus hatte er denn allerdings mit dem Wechsel seines entlegenen Mansardenstübchens gegen das comfortablere Quartier im ersten Stockwerke, unmittelbar über dem Conversations- und Tanzsaale gelegen, keinen gar ersprießlichen Tausch getroffen. Auch in anderer Beziehung noch mußte er sich dieß in mehr als einer schlaflosen Stunde der Nacht eingestehen. Jetzt im Centrum des bewohnten und belebtesten Theiles des Hauses, dessen leichte Bauart, die dünnen Holzwände und einfachen Decken und Fußböden, jeden Ton auch einer entfernteren Nachbarschaft deutlich vernehmen ließen, ja auf seiner Reise ihn noch sprachrohrartig zu verstärken schienen, jetzt ward der gute Herr J. G. Beiswind zum unfreiwilligen Vertrauten gar manchen zarten Geheimnisses, das seine Ruhe, ob auch nur ganz äußerlich, zu trüben geeignet war. Aus einem Nachbarzimmer, links, rechts, erhub sich vielleicht mitten in der Nacht zwischen zwei Freundinen, Verwandten, ein vertrauliches Gespräch, plötzlich wie auf Geisterflügeln, und schwebte über die natürlichen Grenzen des eigenen Gemaches auf fremde Territorien hinüber. Wie manch stilles Bekenntniß, wie manche Klatschgeschichte, welche den Tag über mit Bienenfleiß eingesogen, gesammelt worden, wurde in mitternächtiger Stunde unter Beihülfe der vertrauten Genossin in der heimlichen Zelle abgelagert, ohne Ahnung, daß in der Nebenzelle eine Drohne unberufen zur Mitwisserin sich

einweihen ließ. So z. B. bei der dreiviertelstündigen Anschuldigung des Wirthes, der unverantwortlicher Weise die Posthalterin auf Kosten der übrigen Gesellschaft begünstige, stelle er doch die Fischplatte und die Torten immer nur vor ihr auf den Tisch hin und vor den Andern bloß die Gemüseplatten oder das harte Rindfleisch, während doch Alle gleichviel bezahlten. Und noch ehe der Unmuth über diese schreiende Ungerechtigkeit sich völlig gelegt, erhob sich in schmerzlichem Flüstern von andrer Seite (Herr J. G. Beiswind wußte bei der Dunkelheit in der That nicht, ob von links oder rechts), die Klage über irgend ein den Schlaf verscheuchendes Leibesgebrechen, dem tröstend und besänftigend eine lebendig gewordene Hausapotheke antwortete, mit Abhandlungen über Blutegel, Schröpfköpfe und Dämpfe begleitet, oder das tiefre Wesen verschiedener geheimer Pflaster und wunderwirkender Salben erörternd. So tauchten von Gesunden und Kranken die verschiedensten Gespräche aus der Finsterniß auf, von allerlei unsagbarem unartikuliertem Geräusche unterbrochen oder eingeleitet. Die Gesunden waren da kaum weniger lästig als die Leidenden, wenn sie im Schlafe an die Holzwand stießen, daß Alles krachte, oder ihr Schnarchen die Fußbodendielen in Vibration versetzte, während die Kranken doch nur seufzten und sich im Bette herumwarfen. Jedenfalls war der arme Buchhalter mit seinem leisen Schlafe und scharfen Gehöre allerwegen sehr schlimm daran. Am übelsten zu sprechen war er indeß doch immer auf die späten Besuche, welche von irgend einem zärtlichen Gatten oder Vater gelegentlich einer der Bewohnerinnen des Curhauses abgestattet wurden. Wenn denn diese Leute nicht dazu verdammt waren, an dem Orte

Wochen lang zuzubringen, so schien es ihm, hatten sie keinen Grund, bei Nacht und Nebel erst anzulangen, Alles in Aufruhr zu versetzen und den ohnehin schon langen Tag noch um ein paar Stunden auszudehnen, indem sie nicht nur den eigenen Hunger und Durst erst zu stillen begannen, wenn schon Alles am Aufbrechen war, sondern zwischen den Bissen und Schlücken auch den Ihrigen umständlich Alles auftischten und vorkauten, was in den letzten acht oder vierzehn Tagen daheim vom Nachtwächter bis zum Burgermeister Neues vorgefallen, welche Kinder geboren, welche Verlobungen vor sich gegangen und wer am Zahnen, an Altersschwäche oder an einem Fieber inzwischen gestorben sei. Bis da alle Bekannten durchgenommen und jede Gasse und jedes Gäßchen durchlaufen, die nöthigen Fragen und Gegenfragen mit den erforderlichen Verumständungen erörtert waren, konnte die Mitternachtstunde in aller Bequemlichkeit heranrücken und nun erst stolperte der Spätling auf der ungewohnten und dunkeln Treppe die Stufen hinan, in irgend einem Zimmer unter vier Augen das Wichtigste vor dem Einschlafen nochmals verhandelnd.

War es ein Wunder unter solchen Bedrängnissen bei Tag und bei Nacht, in Sonnenschein und Regen, zu Hause und in der Umgebung, wenn Herr J. G. Beiswind sich fortwährend in einer Art Vertheidigungszustand befand, oder vielmehr richtiger auf einer ständigen Flucht? Aus lauter Furcht und Verzweiflung ob all den großen und kleinen Leiden, welche auf ihn lauerten und welche Menschen und Verhältnisse ihm stündlich bereiteten, lief er öfter in's Weite hinaus, wohin ihm so leicht kein weiblicher Fuß nachfolgte. Erst zwischen den Tannen des Hochwaldes, auf

steinigen Felspfaden, oder auf der Höhe einer steilen, entlegenen Waide, schlug ihm das Herz wieder freier und wich die stehende Besorgniß vor irgend einer geselligen Anfechtung von ihm und die ängstliche Spannung machte einer behaglicheren Sicherheit Platz. Er unternahm selbst solche Ausflüge bei Witterungsverhältnissen, die nicht eben zu Spaziergängen einluden, bei trübem, zweideutigem Himmel, einem unfreundlichen Winde, kurz nach einem Regen; ja er ließ sich sogar durch einzelne kleine Schauer nicht davon abhalten, dem fatalen Curhaustreiben zu enteilen. Er that dieß mit der klaren Ueberzeugung, daß solche Ausschreitungen nicht ganz im Einklange mit den Anforderungen seiner eigenen Cur ständen, der er doch im Uebrigen so große Opfer brachte. Zwar bei allen derartigen Extravaganzen nahm er gewissenhaft immer die ihm ärztlich verordneten Mittel, es war ihm eigentliche Gewissenssache, wenn er je einmal die vorgeschriebene Zeit versäumt, wenn er eine Vorsichtsmaßregel übersehn, den Fehler wieder gut zu machen, das Verabsäumte beim nächsten Male durch eine doppelte Portion bestmöglich einzuholen. Freilich, seine anfängliche Vorsicht litt gleichwohl darunter und in einem Grade, den er selbst vor Kurzem noch höchst bedenklich gefunden hätte: die schützenden Flanelle und Unterleibchen vergaß er bei seinen ungeregelten Ausflügen häufig genug, ja er verlor sogar allmälig den zarten Sinn dafür. Ebenso nachläßig richtete er sich mit der übrigen Kleidung nach den verschiedenen, und namentlich im Gebirge so ungleichen Tageszeiten: wie oft fehlte nicht Abends der Paletot! und im Thaue wurden die Füße oft genug völlig naß und die durchweichten Schuhe trockneten unversehens an den Füßen wieder,

ohne die Katastrophe indeß zu verschlimmern, von heftigen Bewegungen, Ermüdungen oder Erhitzungen nicht zu reden. Selbst die Diät begann allmälig durch Unregelmäßigkeiten zu leiden: die vorschriftwidrigen Anstrengungen hatten einen ausnahmsweisen Appetit in ihrem Gefolge, dem der sonst so pünktliche Mann nicht immer widerstand und ein ungewohnter Weingenuß setzte sich bald als Regel bei ihm fest. Nie hatte ihm das feurige Getränke so wohl gemundet und er fröhnte dem verführerischen Reize durch das Selbstgeständniß, daß er auch noch nie so wenig üble Folgen davon verspürt. Als Thatsache wenigstens stand ihm fest, daß er immer am besten schlief, wenn er sich über einem zweiten, der allerdings kleinen Fläschchen ertappt hatte, was ihm allerdings nicht jedesmal in's Bewußtsein trat, wie denn überhaupt die Sorge für das leibliche Wohlbefinden nicht mehr so unbedingt über sein Dichten und Trachten die Herrschaft übte. In den seltnern Momenten solcher Reflexion entschuldigte er die Ueberschreitung vor sich mit dem rascher fließenden Blute, das er als eine vorübergehende Wirkung der anschlagenden und aufregenden Cur beurtheilte und rechtfertigte, war ihm doch auch ganz behaglich dabei zu Muthe.

Wenn Herr J. G. Beiswind so halbe Tage lang draußen in Berg und Wald herumstreifte und unversehens sein Appetit und sein Schlaf, kurz, sein Wohlbefinden sichtbar keineswegs darunter litt, so war eine ähnliche Wirkung auf seinen Ruf bei der übrigen Curgesellschaft nicht zu rühmen. Sein Zurückziehen und die längern Abwesenheiten zogen ihm vielmehr neben dem sonstigen Gebahren, ziemlich allgemein die Nachrede eines Menschen- und speciell eines

Weiberfeindes zu, und alle Welt wunderte sich nur, warum er denn eigentlich an einen solchen Ort der Geselligkeit gekommen sei? eine Einsiedelei oder der Aufenthalt bei Bären und Füchsen wären für ihn unstreitig geeigneter gewesen. Niemand ahnte die Härte, ja Ungerechtigkeit, dieser Beschuldigung, denn Niemand ließ sich's träumen, daß mehr Scheu und Verlegenheit die Wurzel der geselligen Rücksichtslosigkeit waren, als wirkliche Feindschaft. Und in der That, Herr J. G. Beiswind hatte ein viel zu gutmüthiges, ja weiches Herz, um irgend Jemandes Feind sein zu können. Und daß er auch, obwohl Junggeselle, dem zarten Geschlecht gegenüber nicht das harte Herz hatte, das ihm allgemein zugeschrieben wurde, dieß hätte am schlagendsten die eigne Vergangenheit des Angeschuldigten erwiesen. Ob es zwar ein tiefes Geheimniß betrifft, das in einer ansehnlichen Reihe von Jahren eingehüllt ist, so verlangt die Rechtfertigung des ehrenwerthen Buchhalters gleichwohl eine bescheidne Enthüllung, der harten Anklage gegenüber. Benutzen wir hiezu, dem Wackern ein verschämtes, nachträgliches Erröthen zu ersparen, seine Abwesenheit auf irgend einem der längern Ausflüge in das Gebirge hinauf.

Herr J. G. Beiswind war immer ein stiller Mensch gewesen, schon in seiner Jugend. Er hatte nie, was man so nennt, Eisen abzurennen gehabt, wenn er auch munter und recht vergnügt sein konnte. Nie hatten Uebermuth und Leidenschaft ihn über die Schranken seiner kleinbürgerlichen Verhältnisse hinausgelockt, er war je und je der ordentliche

Kaufmannslehrling und Diener geblieben, hatte nicht den großen Herrn spielen wollen, indem sein einziger Stolz darauf hinauslief, seinen wirklichen Stand ganz und mit Würde zu behaupten. Hiezu, fühlte er, reichten seine Kräfte. Weiteres hätte ihm ein ungehöriges Wagniß geschienen. Demgemäß auch war seine ganze Lebensweise, die Vergnügungen inbegriffen, angelegt und eingerichtet. Im Sommer, Abends nach geschlossenem Comptoir, Winters vor Beginn der nachmittäglichen Arbeitstunden, ein bescheidner Spaziergang um die Mauern der Stadt, war eine seiner Haupterholungen, ja ihm zur stehenden Gewohnheit geworden. Er gab sich früher diese Bewegung keineswegs aus Grundsatz und um seiner Gesundheit willen, sondern weil ein unbewußtes Bedürfniß nach Freiheit und ein Behagen an der Natur ihn dazu trieb. Sobald er unter dem dunkeln Steingewölbe des Thores und den aufgezognen spitzen Pfählen von dessen Fallgatter hinaustrat und die heitre abendrothe Landschaft vor ihm sich aufthat, erschloß sich sein junges Herz von selber all dem stillen Reize und an die Stelle der Zahlen und Geschäftsbriefe, der rothen und schwarzen Colonnen des Hauptbuches traten heitre Bilder und warme Gefühle, von selbst gleichsam, ohne Kampf und Widerstreit, wie ohne Anstrengung: er selber hatte ja Thür und Fensterladen des Comptoirs hinter sich zugeschlossen. Seine Gänge boten zwar das Jahr hindurch wenig andre Abwechslung, als welche die Natur in ihrem Wechsel von Entstehen und Vergehen eintreten ließ. Nur im Sommer, bei den längern Tagen, zog er den Umkreis etwas weiter als an den kürzern von Herbst und Winter. Aber an dem alten Hause mit den zwei mächtigen Kastanienbäumen, mochten diese blühen

oder ihr rothgelbes Laub von den Aesten schütteln, und an dem Brunnen davor kam er beinah jedesmal vorüber, lehnten sie doch unweit dem Thore gerade an die alte graue Stadtmauer. Die grüne Wiese, der Stadtbach, der zwischen ihr und der Mauer hinter dem Hause immer vergnüglich plaudernd dahinhüpfte, waren dem regelmäßigen Spaziergänger beinahe unentbehrlich geworden, als die erste Station seiner naturfrommen Wallfahrt durch die landschaftliche Umgebung der Stadt.

Es fiel noch in die Zeit seiner Lehrjahre, als der junge J. G. Beiswind eines Abends auch wieder seinen Spaziergang antrat. Dießmal war er weniger unbefangen als gewöhnlich: ein Gedanke schien ihn vielmehr lebhaft in Anspruch zu nehmen. Und in der That berechnete er die verhältnißmäßig nur noch kurze Frist bis zum Abschlusse seiner Lehrzeit, an der ihm die Prinzipale einen nicht unbeträchtlichen Theil zu erlassen erklärt hatten, mit der Zusage, dem verläßlichen, geschäftstüchtigen, jungen Manne eine Stelle als Commis, dazumal Handlungsdiener genannt, anzuvertrauen. Es that sich bei dem Anlasse ein ziemlich neuer, weitrer Gedankenkreis vor J. G. Beiswind auf, den zu beherrschen sein bescheidnes Selbstgefühl nun eben beschäftigt war. Denn wenn seine Phantasie auch muntrer und kühner die Flügel schwang und in den rosenrothen Abendhimmel hinausstrebte, der richtige Verstand und die angewöhnte Mäßigung hielten sie gleichwohl fest genug im Zügel, daß sie nicht im Uebermuthe mit ihm durchgieng. So hatte er denn gleichwohl ein offenes Auge für Alles, was um ihn lag: die Wiese, die Kastanien, den Brunnen, das Haus am Bache; ja es kam ihm sogar, in seiner ge-

hohnen Stimmung, jetzt schöner, bedeutsamer vor als je und mit warmem Herzen wandte er sich Jedem zu. Da trat aus der bereits mit Dämmerung umschatteten, von Reblaub überrankten Hausthür ein schlankes Mädchen mit einem Gefäße und eilte fast scheu und heimlich dem Brunnen zu. Es war das eine neue ungewohnte Erscheinung in dem altbekannten Bilde, dem der Jüngling seine Aufmerksamkeit unwillkürlich zuwenden mußte. Er verkürzte seinen Schritt, sah wie das Mädchen ihr Gefäß unter die sprudelnde Röhre schob, sich umsehend, als wollte sie die Augen der Leute vermeiden und habe auch deßhalb für ihr Geschäft die Dämmerung gewählt, denn sie schien keine Magd zu sein, sondern nach Kleidung und Anstand eine Tochter von bürgerlichem Herkommen. Ihr Blick fiel wohl auf den jungen Mann und haftete auch einen Augenblick auf ihm, ehe er sich wieder sorglos, ja fast wie beruhigt, dem Wasserstrahle zuwandte. Beiswind hatte das bemerkt, oder richtiger gefühlt, er erröthete, während eine eigenthümliche Empfindung sein Herz warm anhauchte. Aber schon war die freundliche Erscheinung in der dunkeln Hausflur wieder verschwunden, der Jüngling stand allein, sah nach dem Hause, nach dem Brunnen, die Thüre war geschlossen, das Wasser plätscherte fort, es war Alles, wie es immer gewesen und doch so ganz, ganz anders. Das Haus, der Brunnen giengen auch mit ihm zwischen den Hecken hin, die von einem Thore zum andern sich hinzogen, sie begleiteten den Träumenden bis in die Stadt hinein und die Treppen hinauf nach seiner bescheidenen Wohnung. Freilich waren sie belebt durch eine freundliche, blühende Mädchengestalt, welche aber der Handlungslehrling kaum anzublicken

wagte in seiner verschämten Scheu, die nur hie und da von der Thürschwelle, hinter dem Brunnstock hervor, ihn rasch, aber freundlich anblickte mit den hellen Augen. Und wie sie sich wieder wegwandte, sah er ihre blonden Locken fliegen, oder die Falten des Gewandes an ihrer schlanken Gestalt herunterrollen, ja er entdeckte sogar, obwohl er sie in Wirklichkeit nie gesehen, in ihren rothen Wangen leichte Grübchen und da gewann das Gefühl denn einen lächelnden Ausdruck, der auch ihn heiter stimmte.

Am folgenden Abende wollte es dem guten J. G. Beiswind vorkommen, die Uhren giengen alle nach und es sei schon längst Zeit das Comptoir zu schließen, um seinen Spaziergang, wie gewohnt, anzutreten. Nicht ohne Herzklopfen trat er unter dem Thorgewölbe hervor: das Haus mit der Rebe, der Brunnen, die Kastanien und die Wiese lagen hier vor ihm wie gestern, sonst aber sah er nichts und da schien ihm Alles zu fehlen. Vergeblich gieng er langsamer und machte sich in der Nähe des Hauses in seiner Tasche, an seiner Uhr etwas zu schaffen, er mußte vorüber und es kam ihm vor, er habe heute den Weg umsonst gemacht. Bei spätern Gängen war er dann glücklicher, das hübsche Mädchen stand wieder am Brunnen, sie sah ihn wieder an und er meinte, wie einen Bekannten. Gern hätte er sie gegrüßt, aber er hatte ja keinen ordentlichen Grund dazu, und er brachte es nicht über sich: was würde sie auch gedacht haben? So wechselte es in der Folge oftmals; einmal sah er sie schon von ferne und er freute sich still auf den Augenblick, da sie ihn würde gewahr werden, ein andermal hielt er seinen Spaziergang bereits für verfehlt und siehe, plötzlich öffnete sich die Thür, die Jungfrau trat unter der

Rebenranke mit ihrem Gefässe heraus. Wohl freute ihn da ihr Erscheinen, aber er war überrascht, fühlte das Blut im Gesichte und wagte nicht recht nach ihr hinzublicken. Freilich eben so häufig blieb das Haus geschlossen und der Brunnstrahl plätscherte gedankenlos in das Steinbecken, oder die Thüre öffnete sich wohl, aber eine fremde Person trat heraus, was den Harrenden und Getäuschten noch am allermeisten verstimmte. Solche Tage zählte dann der Jüngling zu den fatalen, während er die der Begegnung in seinem verborgenen Herzenskalender roth anstrich und dabei auf besondere Zeichen achtend, allerlei Aberglauben trieb. Es wollte ihm wohl gelegentlich vorkommen, wenn er spähend aus dem Thorwege trat, die Unbekannte, die schon am Brunnen stand, blicke nach ihm aus, aber ihm fehlte gleichwohl der Muth dieß als gewiß anzunehmen und so grüßte er nie, sondern machte nur im Vorbeigehen ein freundliches Gesicht, was ihn schon ungeheuer viel däuchte, sah er für gewöhnlich doch eher ernst aus. In dieser stillen Weise trieb er's beinahe ein ganzes Jahr lang und das Mädchen war ihm eine liebe alte Bekannte, ohne daß er nur je ein Wort zu ihr gesprochen, ihren Namen wußte, oder überhaupt anders als in Gedanken sich ihr genähert hätte. Gleichwohl sah er dieß Verhältniß als ein sehr ernsthaftes an und setzte etwas Aehnliches auch bei der schönen Wasserträgerin voraus. Da, mit einmal, verschwand sie und eine lange lange Weile traf er sie nicht mehr, seine Gänge indeß blieben immer dieselben und er erwartete jedesmal das Mädchen zu erblicken, so oft und beharrlich auch er sich täuschte. Ob sie wohl fortgezogen war? es mußte wohl sein, aber er durfte sich nicht erkundigen. Der

Gedanke gewann in ihm allmälig die Oberhand; gleichwohl ließ er von seinem stillen Dienste nicht ab, es hätte ihm das eine Untreue geschienen und wenn er einen einzigen Tag den gewohnten Gang aussetzen mußte, so bemächtigte sich seiner eine Unruhe. Ungefähr ein Jahr mochte so in vergeblichem Erwarten verflossen sein, da endlich erblickte er die Vermißte wieder unter der Hausthür stehend. Sie schien ihm aber höher von Gestalt zu sein, ihre Haltung freier, ihr Benehmen weniger mädchenhaft. Auch trug sie nicht das Wassergefäß, sondern hielt ein kleines Kind im Arm, das sie sachte schaukelte. J. G. Beiswind sah ihr im Vorbeigehen gerade in's Gesicht, als sie das Kleine anblickte: die Züge waren ernster, die Farbe blässer, aus den Augen fiel ein Strahl auf den Säugling, — der junge Mann zuckte unmerklich zusammen, sein Herz schlug heftiger, eine schmerzliche Trauer überflog sein ehrliches Gesicht, denn ihm war mit einmal ein Licht aufgegangen, das ihn aus seinen Träumen unfreundlich weckte. Er wandte sich ab, eilte rascher weiter als er sonst je gethan und stellte von dem Tage an die lang gewohnten Gänge dem Hause, den Kastanien, der Wiese vorüber, mit einmal ein; ja es dauerte viele Jahre bis er nur wieder durch das graue Thorgewölbe schritt. Seine Liebesgeschichte war zu Ende, sein Frühling vorüber. Kein Wort war je über seine Lippen geschlüpft, er hatte nie gefragt, denn wie nur in seinem Herzen die zarte Blume geblüht, so hatte ihm auch sein Herz unwiderlegbar gesagt, daß sie für ihn verwelkt sei. Und der gute J. G. Beiswind galt fortan für einen Weiberfeind, einen Hagestolzen.

Nach dieser vertraulichen Rechtfertigung wird es nun aber an der Zeit sein, wieder in die Gegenwart zurückzukehren und sich nach dem nunmehrigen Buchhalter der renommierten Firma Balthasar Fischmann und Compagnie umzusehen, der bei ziemlich niedrigem Barometerstande mit neu angewöhnter Sorglosigkeit sich in das Gebirge hinauf gewagt hatte. Es wird dieß um so gerathener sein, da die Tannen der Felsspitzen in schwarzgelben Gewitterwolken stecken und aus Schlüften und Klüften sich immer drohenderer Zuzug von schweren Dunstmassen emporwälzt. Durch die schwülen Lüfte drängt sich bereits ein unheimlicher Wind, erst nur stoßweise, bald aber die finstern Tannäste erfassend und die Wipfel ungestüm schüttelnd. Keine Mücke, kein Käfer regt sich mehr in der lichtlosen Luft, die Vögel haben sich fast alle in's Dickicht geflüchtet, nur einzelne verspätete Raben oder ein vorsichtiger Fink, der sich im freistehenden Busche nicht für sicher genug hält, suchen scheu und hastig im tiefern Walde noch Unterkunft. Das Vieh der Weide hat sich in der Nähe der Ställe an der dem Wetter abgekehrten Seite zusammengefunden, oder drängt sich in den höhern Gegenden ängstlich und erwartungsvoll unter den Schirm einer wipfeldürren Wettertanne, die Köpfe nach der Richtung ausstreckend, von der das bange Gebrüll eines verirrten Rindes aus der Ferne tönt. Und da oben irgendwo, dem losbrechenden Unwetter bloßgestellt, ohne Regenschirm, ohne Ueberkleid, muß sich Herr J. G. Beiswind aufhalten; hoffen wir, daß er unter einem Felsvorsprunge wenigstens ein nothdürftiges Obdach gegen die ersten und heftigsten Schläge des Gewitters im Hochgebirge gefunden!

Der betäubende Donner ist verhallt, er rollt nur noch

in der Ferne in längern Zwischenräumen, die niedergießenden Ströme des Himmels haben sich in einen anhaltenden Regen aufgelöst, der über die wiederaufathmende Erde rieselt und nur im Laube des Waldes stärker rauscht. Noch verbirgt sich die Sonne, aber die Finsterniß ist einem lichtgrauen Tage gewichen und durch die dünnern Wolken bricht sogar da und dort ein himmelblauer Fleck; gelegentlich fliegt wohl auch ein Vogel aus seinem ungenügenden Verstecke nach einem andern Aste hinüber und schüttelt das nasse Gefieder trocken. Auch eine menschliche Gestalt, der die Unbill des Wetters übel mitgespielt, huscht, den Berg herabeilend, von einem der größern Bäume unter den andern, bis die fallenden Tropfen des durchnäßten Laubes ihn jedesmal wieder weiter treiben. Der herunterhängende Rand des Strohhutes verdeckt das Gesicht, der zugeknöpfte Sommerrock verläugnet seine ursprüngliche Farbe, die Beinkleider legen sich mit nassem Faltenwurfe hindernd um Schenkel und Kniee, während das Schuhwerk eine widernatürliche Geschmeidigkeit gegen den Verlust seiner natürlichen Schwärze eingetauscht hat. Dort unter der breitarmigen Tanne, an den Stamm gepreßt, befreit der Unglückliche jetzt eben sein Haupt von dem allzufest sitzenden Hute, um von der Stirne den rinnenden Schweiß zu wischen. Es ist in der That Herr J. G. Beiswind, Buchhalter der Firma Balthasar Fischmann und Compagnie, dermalen Curgast, welcher sich aus der Höhe allmälig bis hieher durch Sturm und Regen hindurch gearbeitet und unter mangelhaftem Obdach eben wieder kurze Rast hält und bei allem Unglücke Gott dankt, daß ihn kein menschliches Auge in seinem gegenwärtigen Zustande wahrnimmt.

„Wahrhaftig, Sie sind es doch! i du lieber Himmel!“ — rief jetzt plötzlich hinter dem Rücken des Verregneten eine etwas scharfe, fast männliche Stimme, und als der Angeredete sich erschrocken umsah, erkannte er unter einem großmächtigen grüngelben Regenschirme Jungfer Brigitten, die unvermerkt zwischen den Hecken eines holperigen Karrweges sich ihm genähert. Sie ließ ihm indeß keine lange Zeit seinen Empfindungen nachzuhängen, die jedenfalls gemischte waren, sondern fuhr in ihrer entschiednen Art sogleich fort: „Was steh'n Sie, Weiberfeind, unter der triefenden Tanne, wie ein nasses Huhn? Sie erkälten sich; schnell kommen Sie unter meinen Schirm, es ist Platz darunter für zwei, denn es ist noch einer vom alten Schlag, kein so neumodisches Ding, unter dem man vom Regen nur in die Traufe kommt! — Flink! flink! nicht lange besonnen und keine Complimente!“ Die Einladung war eine zu zeitgemäße, als daß sie Herr J. G. Beiswind im Ernste hätte ablehnen können und so wagte er sich denn unter den sicherern Schutz des seidenen Obdaches, das die Jungfer ihm entgegenhielt und christlich mit ihm zu theilen geneigt war. „Dießmal werden wir selber getauft, aber im Ernste!“ bemerkte sie noch etwas anzüglich, nahm dann ohne Umstände ihr Röckchen fest zusammen und zog es etwas in die Höhe; den Kopf hatte sie mit einem umgebundenen bunten Tuche geschützt und schritt so in ihren soliden Schuhen keck und ziemlich unangefochten durch den Regen über die durchnäßte Wiese, indem jeder ihrer quickenden Tritte eine sichtbare Spur darin zurückließ. Es gieng bergab und war schlüpfrig. „Die Absätze eingesetzt, Herr!“ mahnte sie den hie und da ausgleitenden Leidensgenossen und gab

ihm selbst das beste Beispiel. Er lief etwas scheu neben seiner Schützerin her, vielleicht weil er es so schicklicher fand, vielleicht aber auch aus einer Art Respekt. Als ihm aber dabei die Traufe des Regens auf die Schulter fiel, hielt sie einen Augenblick an. „So geht das nicht," sagte sie, — „geben Sie mir den Arm, oder besser: nehmen Sie den Schirm und ich halte mich an Ihnen, es führt hier steil und schlüpfrig hinunter!" Unwillkürlich gehorchte Herr J. G. Beiswind, ergriff den Schirm und bot nicht ohne einige Ritterlichkeit seiner Begleiterin den Arm, was nicht hinderte, daß sie ihm bei mehr als einem unsicheren Tritte zur Stütze diente. Glücklich schritt indeß das ehrbare Paar, der Hagestolz mit der alten Jungfer, Arm in Arm durch die Unbilden der Gegenwart und die vertrauliche Annäherung schien sich allmälig auch auf ihre Unterhaltung auszudehnen. Brigitte erzählte, daß sie eine alte Bauernfrau in der Umgegend besucht, daß sie das Wetter zwar erwartet, aber, im Vertrauen auf ihren großen Regenschirm, ihre guten Schuhe und ihre noch bessere Gesundheit, sich nicht habe davon zurückschrecken lassen. Zwischenein dann hieß sie wieder ihren Cavalier die durchnäßten Beinkleider aufstülpen, um sie nicht gar zu verderben, oder zog dem etwas großgewachsenen Manne Arm und Schirm tiefer herunter, zu größerer Bequemlichkeit und mehrerem Schutze. Es war auch nicht Alles gerade schmeichelhaft, was sie Herrn J. G. Beiswind sagte, aber er konnte ihr gleichwohl nichts übel nehmen: ein gewisses derbes ungeschminktes Wohlwollen, etwas Gesundes und Treuherziges in ihrer Art, benahm Allem den verletzenden Stachel. Brigitte, die trotz Regen und Unwetter sehr aufgeräumt schien und ihre Zunge waidlich sich

ergehen ließ, erzählte auch viel und gern von der vergangenen Zeit, die sie mit der gegenwärtigen verglich. Das Leben des Curorts bot dazu den Stoff und der Vorwurf gegen ihren Begleiter, daß man nicht den Sonderling und unter Menschen den Einsiedler machen sollte: dazu gehe man nicht an einen Vergnügungsort! — die Einleitung. Es sei aber, fügte sie halb klagend, halb den Angegriffnen entschuldigend fort, — es sei jetzt anders als früher, da man zu seiner Erholung und Lust hieher gekommen. Freilich habe man auch seine kleinen Gebresten gehabt, aber daran dachte kein Mensch mehr, sobald man an dem Curort sich befand; die waren nur so eine Handhabe gegen den Mann oder den Herrn Papa und der kluge Arzt wußte wie weit er zu gehen und wo er beizuspringen hatte. Dann machte man sich lustig mit Ehren, that sich zusammen zu allerlei Kurzweil, machte angenehme Bekanntschaften, aß und trank nach des Herzens Lust und der Wohlmeinenheit des Wirthes und zahlte billige Zeche. Es war Erholung und Ausruhen, Niemanden fiel es ein, der Sklave seines Leibes sein zu wollen. „So bin ich's gewohnt!" schloß die alte Jungfer, — „und komm' noch immer her; aber es hat sich viel geändert in den zwanzig Jahren meines Besuches: die Leute sehen schwächlich aus, haben zu nichts rechten Muth und Lust, schonen sich und vom ganzen Aufenthalt bleibt ihnen wenig andres als Sorge und Unkosten. Braucht es doch ordentlich Mühe eine kleine Parthie anzuordnen und früher galt ein Tag für verloren, an dem man nur so um's Haus herum hockte. Aber bleichsüchtige Mädchen und Frauen, nervenschwache Dingerchen oder verbildete Personen machen nach und nach die Mehrzahl aus und unser einer mit sei-

nem guten Appetit und der altmodischen Gesundheit muß sich bald schämen!" Dabei lachte aber Jungfer Brigitte so kräftig und die Reihe schwarzer Häärchen auf ihrer Oberlippe sah so herausfordernd aus, daß es klar war, der couragirte Stammgast werde das Feld doch nicht sobald der Neuzeit räumen. Und munter und frisch sprang sie auch sofort auf ein andres Gespräch über, als Herr J. G. Beiswind zufällig den Namen seiner Vaterstadt nannte. Sie erkundigte sich nach einer bekannten oder verwandten Familie, die daselbst vor einer Reihe von Jahren sich niedergelassen und fügte bei, daß sie selber nur ein einziges Mal die Stadt gesehen, doch habe sie keine Erinnerung mehr davon, es sei schon gar lange her und beim Tode ihres Bruders gewesen, der als Holzhändler sich dort aufgehalten und verheirathet, jedoch schon nach den ersten zwei Jahren am Nervenfieber verstorben sei. Der Buchhalter erinnerte sich zwar, den Namen jener Familie gelegentlich gehört zu haben, doch da sie nur eingesessen gewesen, hatte er, das Burgerskind, keine nähere Kenntniß von ihr und ihren Schicksalen und von dem Holzhändler wußte er vollends nichts. Brigitte indeß war bei der Erinnerung etwas stiller geworden und gieng eine Weile schweigend an der Seite ihres Begleiters einher. Aber weder äußre, noch innre Wolken des Gemüthes schienen ihr heute viel anhaben zu können: der wehmüthige Ernst wich darum auch bald wieder aus ihren Zügen und ein heitres, aber sanftes Lächeln verbreitete sich über das kräftige Gesicht, indem es zugleich die Bande der Zunge löste. Sie vertraute ihrem Führer mit dem warmen und geheimnißvollen Ausdruck einer Herzensangelegenheit, daß sie in allernächster Zeit Besuch erwarte, „ihre Kleine,"

das einzige Kind des verstorbenen Bruders, das sie, nach dem bald darauf ebenfalls erfolgten Absterben der Mutter, bei sich aufgenommen. Und nun schien der einen Augenblick zurückgestaute Redefluß Brigittens mit aller Macht wieder hervorzubrechen und das Versäumte eifrigst nachzuholen, indem sie bei „ihrer Kleinen" verweilte und nicht mehr von ihr weg zu kommen vermochte, um so weniger, da dieselbe ja der eigentliche Grund der ganzen fröhlichen Aufregung der guten Jungfer war. Die Tante war bereis drei volle Wochen von dem Liebling getrennt, ohne den sie sonst kaum einen Tag im Jahre verbrachte; was konnte da Alles sich ereignet haben? — unendlich viel mehr jedenfalls, als die regelmäßig anlangenden Briefe zu enthalten im Stande waren! Und welche Freude werde die „Kleine" an den schönen Spaziergängen, an Wald und Berg und Wiese nur empfinden! sie, die sich so gern im Freien ergieng und doch die ganze Zeit so fleißig und häuslich war. Gegen ihren Begleiter gewendet, drohte sie endlich mit dem Finger und in ihrer scherzenden Stimme lag gleichwohl etwas, das nicht so ganz wie Spaß aussah, als sie verlangte, ihrer „Kleinen" gegenüber müsse Herr J. G. Beiswind sich etwas zusammennehmen und ihr ja ein freundliches Gesicht machen, sonst nehme sie ihn ihre Lebtage nicht mehr unter den Regenschirm und wenn es Katzen hagelte, nicht! Herr J. G. Beiswind versprach lachend sein Möglichstes, indem er sich im Stillen die „Kleine" so als ein zimperliches Frätzchen dachte, vielleicht mit rothen Bäckchen, an dessen Gesichtchen die Tante den Narren gefressen und damit einen Gelbschnabel zu angeln hoffte, wenn sie selber nicht mehr heirathen könne. Er wußte ja nicht, — sagte doch die Jungfer

Brigitte kein Wort davon, — daß die Tante von der frühsten Kindheit an bei der Waise Mutterstelle vertreten und selber, vermöglich und einst hübsch, hartnäckig alle Heirathsanträge ausgeschlagen, ohne daß sich hiefür ein andrer Grund hätte finden lassen, als die große Zärtlichkeit und Hingebung für die Kleine. Wozu auch heirathen? fragte die resolute Brigitte in ihrer Weise; sie könne sich selber durch die Welt helfen, sei aller Welt Freund und meine es mit Niemand böse und Mutterfreude genieße sie in ihrem Zöglinge! Bei solcher Gesinnung hatte sich denn ihr Charakter zu seiner gegenwärtigen Selbständigkeit ausgebildet, ohne daß ihr Herz hart und enge geworden wäre und die Liebe zu ihrer „Kleinen" war nach wie vor die Freudensonne, an der sie ihr Dasein wärmte und erheiterte.

Als Herr J. G. Beiswind und Jungfer Brigitte sich unter ihren vertraulichen Gesprächen endlich dem Curhause näherten und desselben ansichtig wurden, fiel es dem ersten freilich bei, daß er am Arme der alten Jungfer eigentlich ein ziemlich auffälliges Bild bieten möchte, das wohl rathsamer den Augen der übrigen Gäste entzogen, als in der Nähe vorgeführt würde. Unwillkürlich entfernte er auch sofort den Arm, an welchem ihm seine Begleiterin hieng, vom Leibe und meinte dann noch, trotzdem ein neuer Schauer soeben niederrieselte: der Regen lasse nach, er bedürfe des Schirmes nicht mehr! Es war ihm aber keineswegs so leicht sich los zu machen, denn einestheils schien Brigitte nicht entfernt daran zu denken ihn frei zu geben, anderntheils erblickte der Buchhalter unter dem vorspringenden Dache eines Stalles Emmelinens Album, so daß er sich, gleichsam wie zum Schutze dagegen, wieder fester an seine

treuherzige, wackre Gefährtin anschloß. Und so bot sich denn den Gästen des Curhauses, die eben an den Fenstern standen, das Unerwartete, daß der Junggeselle und die alte Jungfer, die aller Welt als die geschworensten Gegensätze erschienen waren, Arm in Arm auftraten und in traulicher Unterhaltung die verschiedenartigsten Conjekturen trotzig heraus zu fordern schienen. —

An einem der nächstfolgenden Tage hatte Herr J. G. Beiswind, dießmal bei günstigerm Himmel, abermals einen längern Ausflug unternommen und kehrte gegen Abend nun eben davon zurück. Er hatte nur noch um die Waldecke zu biegen, an dem Wiesenrande vorbei, so trat ihm das Wohngebäude des Curhauses entgegen. Der Fußpfad führte kaum dreißig Schritte an dem niedern Gesträuche hin, das den Wald gegen die Matte umgrenzte. Hier, aus dem Gebüsche, vernahm der Rückkehrende ein leichtes Rascheln, ob von einem Wilde, einem Vogel, er wußte es nicht und blickte mechanisch nach der Stelle. Ein ärmlich gekleidetes, nacktfüßiges kleines Mädchen kniete am Boden, ein Körbchen neben sich, in welches es offenbar Beeren zu sammeln bemüht war. Aber zu gleicher Zeit erhob sich nun auch eine größre weibliche Gestalt aus dem Buschwerke, zuerst nach dem Kinde sich hinwendend, an dessen Beschäftigung sie Theil genommen, wie die Handvoll Beeren verrieth, welche sie in das gemeinsame Körbchen schüttete; bald darauf aber das volle Angesicht gegen den vorüberschreitenden Fremden kehrend, der sie hier überrascht. Die Blicke Beider begegneten sich so, aber während das Auge der Unbekannten ruhig von Herrn J. G. Beiswind wieder zu der Kleinen sich senkte, schien dieser, wie von einem elektrischen Schlage

berührt, zusammenzuzucken und heftig sich abzuwenden. Indeß eine ebenso unwiderstehliche Gewalt zwang auch Seele und Sinne wieder zurück nach dem Frauenbilde. Es war zu spät, sie hatte sich wieder niedergebeugt Beeren zu suchen und die Zweige verbargen hartnäckig ihr Antlitz.

Was war das? — „Was war das?" fragte sich auch Herr J. G. Beiswind, als er in ungewöhnlicher Erregung seinen Weg fortsetzte. Aus tiefer Vergangenheit, aus alter, halbverschollner Zeit war unvermuthet ein Blitzstrahl in die allernächste Gegenwart herübergefahren und hatte den grauen Nebelschleier, den die Tage des Alters immer dichter und dichter gewoben, mit einmal zerrissen, daß er jetzt dahinter die Jugendzeit wieder klar und deutlich auf sonnigem, goldigem Plane liegen sah. Und ein Wirbelwind schien seinen Geist unwiderstehlich zu erfassen und ihn durch das alte graue Thorgewölbe seiner Vaterstadt hinaus zu tragen auf die grüne Wiese, zu dem bekannten Hause mit der rebenumrankten Thüre, den zwei Kastanienbäumen, dem klaren Bache an der alten Stadtmauer, die schon längst vor dem Posaunenstoße der Neuzeit zusammengestürzt war. Dieß Alles gewahrte er nur in einem einzigen flüchtigen Blicke, denn vor ihm stand jenes Frauenbild, das er kannte und nicht kannte, dem er seine erste und einzige Liebe zugewendet, und niemals bekannt. Sie hatte er eben wieder gesehen, draußen an der Waldecke, nur einen Augenblick freilich, aber er wagte es gleichwohl zu beschwören: es war ihre Gestalt, ihr Gesicht, ihr Blick; er konnte sich nimmer getäuscht haben. Und doch war es ja nicht möglich! mußte er sich gestehen, als er sich etwas gesammelt und der Zahl der Jahre gedachte von damals und heute, der Jünglings-

zeit und jetzt der des gereiften Mannes. Aber, Sie, — wohl schien sie ihm etwas älter, aber höchstens acht bis zehn Jahre und noch schwebte unverwischt ein jungfräulicher Reiz über der schlanken Gestalt. Nein, so ohne Wirkung geht beinahe ein Menschenalter auch am Glücklichsten nicht vorüber.

Der gute Herr J. G. Beiswind sah sich mit seinen Gedanken und Eindrücken in ein bedenkliches Wirrsal verwickelt und noch nie hatten dem geübten Rechner die Zahlen so übel mitgespielt, hätte ihm jetzt doch jeder Abcschütze die gröbsten Böcke nachweisen können. Daß von der gewohnten Fassung und Pünklichkeit keine Rede sein konnte, versteht sich bei dem vollständigen Verluste des Herzens und des Kopfes ganz von selber. Da der arme Buchhalter auf gewöhnlichem Wege nicht wieder in ein ordentliches Geleise zu kommen vermochte, so suchte er in lichtern Momenten sich einigermaßen damit wenigstens zu beschwichtigen, daß er nach der Ueberzeugung strebte, er befinde sich in Folge zu raschen Laufens und einer Ueberanstrengung oder Erhitzung in fieberhaftem Zustande und habe in gelindem Delirium eine Vision gehabt. War jetzt nicht vielleicht eben die Katastrophe eingetreten, welche ihm der Arzt angekündigt? Daß sie diese Gestalt annahm, mochte seinen genügenden Grund in der leider wenig genauen Befolgung der diätetischen Vorschriften finden! Indeß, als er sich alle Einzelheiten und Verumständungen von Neuem vergegenwärtigte, zum Ueberflusse auch nach dem Pulse griff, da ward er wieder an dem pathologischen Charakter seines Zustandes irre und es wogte und stürmte in Kopf und Herzen, bis die Unmöglichkeit einer andern Erklärung ihn nochmals nach dem selbstge-

zimmerten Rettungsbalken greifen hieß und dieser sich abermals in seiner Hand in den schwachen Strohhalm verwandelte.

In solchem keineswegs behaglichen Zustande gelangte denn Herr J. G. Beiswind auch in das Curhaus und er sah hinlänglich ein, wie wenig er sich damit für die Gesellschaft eigne, um sofort sein Quartier aufzusuchen und dort in der Einsamkeit und ungestört womöglich eine gedeihliche Lösung all der Wirrsal zu finden. Zu sichrerm Erfolge bestellte er denn auch den Thee auf's Zimmer, nebst einem ableitenden Fußbade mit Salz und Asche für den Abend. — Dem ungeachtet brachte der Arme eine Nacht zu, so toll und ruhelos, wie er nur je eine an dem Curorte ausgestanden. Er konnte aber dießmal die Störung weder den nächtlichen Bekenntnissen und Plaudereien der Gäste beimessen, noch ihrem Tanzen oder dem späten Rumoren der Dienstleute, denn wenn er auch hinter zwölf Fuß dicken Mauern irgend eines unterirdischen Verließes gelegen hätte, er möchte schwerlich nur einen Augenblick länger geschlummert haben, als jetzt zwischen den dünnen Wänden des Holzgebäudes. Und gleichwohl mußte er sich am Morgen nach der schweren Nacht gestehen, daß er mit all seinem Grübeln und im Bette Herumwerfen nicht um ein Jota klüger geworden sei, als er gestern war, da er sich die Nachtmütze über das gedankenverwirrte Haupt gestülpt. Früher als es sonst der Fall zu sein pflegte, entriß er sich am Morgen seinem Lager und der ihn peinigenden Unruhe, in der Kühle drunten und im Freien Erfrischung und Erholung zu suchen; besonders da er hoffen konnte, hierin von der, der Morgenstunde wenig Gold entnehmenden, Curgesellschaft nicht gestört zu werden. Das nahe Wäldchen

schien ihm der geeignetste Ort dazu, und theils von dem Bedürfniß angespornt, theils in allzugroßer Sicherheit wegen der frühen Stunde, vergaß er völlig seiner gewohnten Vorsicht und steuerte auf dem kürzesten Wege, an der Lindengruppe, dem Casino, vorüber, auf's ersehnte Ziel zu. Erst als er fast bei den ersten Bäumen des Lieblingsplätzchens angelangt, entdeckte er, daß er nicht allein der Morgenfrische nachgieng, zwei Damen wandelten bereits auf dem kiesigen Wege des Abhanges hin und schienen in der Gegend sich umzusehen. Die Tritte des Vorübergehenden lenkten sie indeß hievon ab, sie kehrten sich nach dem Geräusche: es war Herrn J. G. Beiswinds gestrige Erscheinung und an ihrer Seite Jungfer Brigitte. Kaum hatte diese ihren Regenschirmgenossen erkannt, so faßte sie die Begleiterin bei der Hand und eilte mit derselben, die etwas verwundert folgte, dem Buchhalter geradezu entgegen, so daß an keine Flucht mehr zu denken war, spielte sich doch Alles dieß in einem Augenblicke ab. Freudestrahlenden Gesichts und scheinbar jünger geworden, stellte die alte Jungfer „ihre Kleine", — die Nichte Rosa, welche gestern angelangt, — verbesserte sie, — Herrn J. G. Beiswind vor. In ihrem, von der Freude hell angefachten, Muthwillen konnte sie es indeß nicht unterlassen, anderseits der Nichte ihren Freund als Hagestolz und Weiberfeind zu bezeichnen, ohne andere Verbesserung, als daß sie ihr rieth, seine Rücksichtslosigkeiten, als nicht so schlimm gemeint, für Aufmerksamkeiten hinzunehmen, dabei unterließ indeß die Neckerin nicht, Herrn J. G. Beiswind an sein ihr gegebenes Versprechen zu erinnern, sein Möglichstes thun zu wollen.

Wenn dieser Anfangs, lebhafter als je, das Gefühl er-

fahrenen Unrechtes empfand, so erfüllte ihn hingegen die letztre Mahnung mit einer Art von Behaglichkeit und abermals, aber jetzt mit viel ehrlicherm Herzen lächelnd als an jenem Abende unter dem gemeinsamen Regenschirme, gelobte er sich doch ganz ernstlich, sein Wort wie ein Mann zu halten.

Als nach dieser ersten Begrüßung Rosa einen Augenblick sich entfernte, im Hause ein wärmeres Tuch gegen die Morgenkühle überzuwerfen, benützte Herr J. G. Beiswind die Pause, Brigitten etwas schüchtern und mit abgewendetem Gesichte, (denn er fürchtete die scharfen Augen), das Bekenntniß zu machen, daß Fräulein Rosa, die übrigens weder mehr ein Kind, noch „klein", heißen könne, ihn lebhaft an ein Frauenzimmer erinnere, das er in seiner Jugend öfter gesehen; es möchten indeß eine ziemliche Anzahl Jahre seither verflossen sein. Indem sich Brigitte rechtfertigte, daß die Bezeichnung „Kleine" kaum ein paar Jahre jünger sei als Rosa selbst und dieselbe jedenfalls ein Kind bleibe, so lange sie bei ihr lebe, gab sie dagegen die Möglichkeit gerne zu, daß sie Herrn J. G. Beiswind bekannt vorkomme, gleiche sie doch ihrer seligen Mutter zum Verwechseln, und diese habe gerade vor dem Thore von Herrn J. G. Beiswinds Vaterstadt gelebt, bis ihr, Brigittens Bruder, der Holzhändler, sie kennen gelernt und geheirathet. Sei Rosa auch nicht in der Stadt selber geboren, so habe sie doch dort in frühster Kindheit bei den Verwandten mit der Mutter einen Besuch gemacht, nicht lange vor dem Tode dieser.

Mit diesem Schlüssel in der Hand und einigen arithmetischen Posten war denn nun der gute Buchhalter auf dem Punkte, das was er seit gestern erlebt, ordentlich einzubuchen und in Soll und Haben gehörig auszuscheiden, als Rosa

aus dem Hause wieder zu den Beiden herantrat. Er sah sie etwas forschend an und jetzt, beim vollen Lichte des Tages, kam ihm die Aehnlichkeit doch nicht mehr so ganz bis zum Verwechseln vor. Er bemühte sich, die Unterschiede hervorzusuchen und sich in's Bewußtsein zu bringen, wobei es ihm freilich begegnen mochte, daß er mehrere Züge und Einzelheiten in seiner Erinnerung vorfand, die eigentlich nie in Wirklichkeit bestanden, sondern die er sich selber geschaffen und die nun um so weniger an Rosa zu finden waren. Dieß Bemühen verlieh ihm auch allmälig wieder eine gewisse Freiheit und Unbefangenheit im Verkehr mit dem Mädchen, indem sie ihm nicht ferner als Geliebte verwirrend und außer allem Zusammenhange entgegentrat, sondern gleichsam als Nachlaß der Längstverblichenen, eher eine väterliche Theilnahme wachrief, mit der er nun dem Andenken der Stillverehrten huldigte.

Das war indeß nicht zu verkennen: ein neues Leben begann mit dieser neuen Stellung zu seinem Schützlinge für Herrn J. G. Beiswind gleichwohl und es ward bald in mancher Veränderung seines bisherigen Benehmens auch für gewöhnliche Augen sichtbar. Zunächst gieng es mit seinem Einsiedlerleben ziemlich rasch zu Ende. Nicht daß er seine Streifereien in die weite Umgegend aufgegeben, denn seine Begleiterinen, und namentlich Rosa, für die er von Rücksicht erfüllt war, zeigten sich auch viel zu sehr als Freundinen einer rüstigen Bewegung, als daß sie ihn nicht in der Regel begleitet hätten. Wo aber drei Menschen beisammen sind, oder auch nur zwei und einer davon ist ein Frauenzimmer, da kann von Einsiedlerleben und Einsiedlergedanken nicht mehr recht die Rede sein und wenn man gleich über die

höchsten Berge und dunkelsten Wälder streifte. Es muß übrigens gesagt werden, daß Herrn J. G. Beiswind, neben diesem zarten Pflichtgefühle, das Zusammensein mit Tante und Nichte auch deßhalb nicht unangenehm war, weil ihm dieselben zugleich als eine Art Schutzwehr und -Wache gegen andre, entschieden weniger erwünschte, Begegnungen sich nützlich erwiesen. Denn unangefochten giengen nunmehr die Drei an der dicken nervenschwachen Frau Posthalterin vorüber und bogen auch ebenso glücklich um die gefährliche Ecke von Fräulein Emmelines Kunstalbum, denen auszuweichen dem Einzelnen so oft mißglückt war.

Freilich, ob allen andern Uebelständen durch dieß Zusammenhalten ebenso wirksam vorgebeugt wurde, das ist eine Frage, die sich schwerlich so unbedingt würde bejahen lassen. Zunächst wenigstens für die strenge Beachtung der doch von Tag zu Tag jetzt heilsamer sich äußernden Cur, mochte damit wenig Ersprießliches abfallen, Ja, die Revolution, welche bereits das äußere Verhalten des guten Herrn J. G. Beiswind zu ergreifen angefangen, schien sich nun mit Riesenschritten selbst auf sein Inneres auszudehnen. Bei dem leichten, zwanglosheitern Verkehr, den ein aufrichtiges Wohlwollen behaglich erwärmte, kam es dem guten Manne oft vor, er habe etwas zu Hause gelassen, vergessen und selbst ein gelindes Entsetzen konnte ihn überwallen, wenn er sich in seiner augenblicklichen Lage mitten in das Großgeschäft Balthasar Fischmann und Compagnie hinein dachte. Wenn ihm da die Handlungsdiener und Lehrlinge vor Augen traten, während er vielleicht einer naschhaften Ziege über Stock und Stein nachjagte, welche einen Strauß, den Rosa gepflückt, entführt, und ihm auf der Jagd der

Hut entflogen, bis er keuchend und erhitzt dem unverschämten Thiere die Beute wieder glücklich abgejagt, in solchen Augenblicken konnte ihn wohl etwas, halb wie schamhaftes Erröthen, halb wie Muthwille, anwandeln, aus dem er selbst nicht klug wurde. Er ertheilte sich vielleicht sogar einen kleinen Zuspruch, suchte sich selbst etwas zu erschrecken, indem er der nachtheiligen Erhitzung und Aufregung gedachte, aber mit alledem wiederholten sich eben diese Anlässe nur immer häufiger und die Stimme des Gewissens verhallte stets kleinlauter. Schon längst ja hatte er es aufgegeben sogleich jedes Wort und jede Bewegung zu überwachen; der unmittelbaren, kecken und natürlichen Art Brigittens gegenüber wäre er mit dieser alten ängstlichen Vorsicht auch nimmer ausgekommen, da galt's Schlag auf Schlag und sein rascher und kräftiger fließendes Blut drängte ihn dazu, man war ja im Freien, in der Bergluft! und so gut Rosa ihm gestattete, ja ihn aufforderte, sich der steifen und lästigen Halsbinde zu entledigen, so schien ihr auch seine freiere, weniger bemessene Rede- und Handlungsweise nicht im Geringsten zu mißfallen; sie wurde im Gegentheil gleich förmlich und erzwungen in ihrer eigenen Haltung, wenn er etwa einmal wieder in seine frühere Art zurückfiel. Nichts aber als solche Zurückhaltung that Herrn J. G. Beiswind für seinen Schützling weher, schien ihm doch auch gleich das trauliche väterliche Verhältniß, darin er sich so sehr gefiel, entschieden darunter zu leiden. Bei alledem war es dem ehrsamen Buchhalter gründlich wohl und er wagte wohl selbst mit Bewußtsein manchen Uebermuth, in dem sichern Gefühle seiner nicht ganz unbedeutenden Entfernung von der Firma Balthasar Fischmann und Compagnie sowohl,

als von der an Solches ebenso wenig gewohnten Frau Crispina Engel.

Freilich, wenn er Rosa zu Gefallen von seiner frühern Art so viel abwich und sich, in väterlicher Zuneigung, ihr freundlich und theilnehmend erwies, zeigte sie sich hinwieder nicht minder kindlich gegen ihn gesinnt, obschon sie eigentlich keine genaue Kenntniß von der gegenseitigen Stellung hatte. Wie sie überhaupt nicht verzogen war, so hatte sie in der Umgebung ihrer Tante namentlich auch einen graden, natürlichen Sinn bewahrt, der Wohlwollen ebenso richtig erkannte, als dankbar und rückhaltlos erwiderte. Vielleicht hatte sie anfänglich allerdings mehr die etwas lächerliche Seite des vorgestellten Sonderlings und Weiberfeindes angezogen, aber ihr gesundes und bestimmtes Gefühl bald das ächte Gold unter der erdigen Kruste erkennen und schätzen lassen, besonders da Tante Brigitte so redlich bemüht war, letztre wegzuhämmern und die eigne zunehmende bessere Meinung über Herrn J. G. Beiswind ihrer Nichte wohl schwerlich vorenthielt. Denn wie der Buchhalter eine väterliche Theilnahme seinem Benehmen gegen Rosa zu Grunde legte, schrieb Brigitte dieses, etwas allzuselbstgefällig, dem Einflusse ihres Zuspruches zu und rechnete ihrem neuen Freunde diesen Gehorsam nicht wenig hoch an. Waren es auch nur kleine Aufmerksamkeiten, welche Rosa ihrem Gönner erwies, derselbe hatte eine hinlänglich geschärfte Empfänglichkeit für die unscheinbarern Einzelheiten des gewöhnlichen Lebens in Freud und Leid, um nur desto angenehmer von so zarter Rücksicht berührt zu werden. Gar bald bemerkte er unter anderm, daß beim Eingießen des Frühstücks die „Kleine“ gewiß immer auf geschickte Weise

die Haut der Milch bei Seite zu bringen verstand, die er nur mit Mißbehagen in seiner Tasse schwimmen sah. War Herr J. G. Beiswind ferner ein geschworener Feind von Zugwinden und hatte er es zu großem Verdruße oft genug empfunden, daß daheim Frau Engel, trotz aller Bemerkungen, die Thür ungeschlossen ließ, ob auch das Fenster offen stand, die „Kleine" hier war jedesmal gleich bei der Hand, hinter ihm das Fenster zu schließen, nach dem er sich nur ein einziges Mal darnach umgesehen. Ja, öfter mußte sich der Buchhalter sogar ernstlich fragen, wie Rosa diese oder jene seiner Eigenheiten nur erfahren habe und er sah ihr dann wohl in die klugen, klaren Augen, es zu erkundschaften. Dieß gelang indeß nicht so leicht und viel häufiger wandte er seinen Blick, fast wie ein ertappter Dieb, wieder zur Seite, wenn es ihr einfiel denselben zu erwidern.

Daheim in seiner Vaterstadt war der Geburtstag des Herrn J. G. Beiswind ziemlich regelmäßig gefeiert worden: Frau Engel hatte sich am Morgen mit einem stattlichen Kuchen eingestellt und Abends pflegte ein Theil des Comptoirpersonale seine Gesundheit in besserm Weine bei einem kleinen cordialen Mahle in irgend einer Wirthschaft zu trinken. Herr J. G. Beiswind dachte hieran, als sich dieser wichtigste Tag seines Lebens jetzt wieder jährte. Freilich wer sollte hier so was wissen? und er wäre der Letzte gewesen, der etwas davon zuvor geäußert hätte. Gleichwohl empfand er das Bedürfniß, das Ereigniß auch dießmal unter wildfremden Menschen auf irgend eine Weise festlich zu begehen, er hätte auch gar zu gerne Rosa und Brigitten, die ihm am Nächsten standen, dazu herbeigezogen, indeß, er wußte weder in welcher Weise die Sache einzuleiten, noch auszu-

führen sei, da es ihm nicht ganz passend schien, mit Andern sich selbst zu feiern. Unter verschiedenen Projekten, deren keines seinen ganzen Beifall gefunden, brach der Geburtstagmorgen endlich an und der Jubilar trat zum Frühstück in den Speisesaal, mit der Hoffnung, der Zufall möge ihm vielleicht für die Ausführung des einen oder andern Planes noch behülflich sein, wäre es am Ende auch nur für eine kleine Lustpartie des Nachmittags, bei der er den freundlichen Wirth zu machen gedachte. Er gieng, noch mit solchen Gedanken beschäftigt, ein paar Mal im Saale auf und nieder, da er ohnedieß der erste anwesende Gast war. Wie überrascht blieb er aber plötzlich stehen, als er, zufällig seinen gewohnten Platz mit dem Auge streifend, vor seiner Tasse einen zierlichen kleinen Strauß von Bergblumen erblickte: dunkelblaue Enzianen zwischen weißen und röthlichen Gnaphalien, Chocoladeblümchen, Augentrost und Heidekräutchen waren so sinnig und geschmackvall zusammengestellt und hie und da von einem hellgrünen Farrenblatte, einem langfasrigen Moose oder schwankenden blühenden Grase unterbrochen. Farben und Formen stimmten so wohlthuend überein, es war so gar nichts Gabliges oder Schreiendes darin, daß Herr J. G. Beiswind sich auf den ersten Anblick hin sagen mußte und es auch beschworen hätte, diesen Strauß könne niemand anders gebunden haben als allein nur Rosa. Aber so ausgemacht ihm dieß auch war, er zerbrach sich vergebens den Kopf darüber, wie sie von seinem Festtage wohl Kenntniß bekommen? war er doch der Einzige hier, der das wußte, und im Schlafe pflegte er nicht zu sprechen! fügte er bei, im Gedanken, daß er in dem durchtönenden Hause sich etwa so könnte verrathen haben.

Er vermochte sich das Räthsel nicht zu lösen und fragen mochte er ebenso wenig, als nun allmälig die Gäste eintraten und mit ihnen auch Rosa und Brigitte, die ihn so unbefangen grüßten, als hätten sie nicht das geringste böse Gewissen. Er wagte es nur beim Aufstehen, den Strauß, als er darnach griff, ihn nach seinem Zimmer zu tragen, heimlich an die Lippen zu drücken, unter dem Scheine daran zu riechen. Nun war seine Unbefangenheit vollends dahin, um noch im Stillen eine besondere kleine Feier einzuleiten, und das niedliche Sträußchen beschäftigte ihn den ganzen Vormittag beinahe ausschließlich. Um Mittag freilich sollte sein Erstaunen noch gesteigert, zugleich aber auch erklärt werden.

Es befremdete schon mehr als einen Gast, daß auf der Eßtafel, da es doch mitten in der Woche war, ganz frisches Tischzeug lag, neben stattlichen stolzen Blumensträußen, wie sie die Nelken-, Rosen- und Geranienbüsche des Gartens boten. Solches pflegte sonst nur an Sonntagen Statt zu finden. Ferner standen an Stelle der bekannten kleinen offnen Weinflaschen, versiegelte dunkle Flaschen zwischen den Gedecken vertheilt. Man setzte sich mit einiger Verwunderung, doch wagte noch Niemand eine Frage. Aber auch das Essen selbst war ein ungewöhnliches; die gewohnten Gemüse waren durch feinre Gerichte verdrängt, für die landläufigen Fleischspeisen stellten sich köstliche Braten ein und leckre Fische. Das Erstaunen wuchs von Platte zu Platte, die Fremdesten sahen einander an, man schüttelte die Köpfe, nirgend schien ein Eingeweihter zu sitzen und auch die aufwartende Dienerschaft, die hie und da im Vertrauen angefragt wurde, konnte keine Auskunft geben. Die Span-

nung erreichte den höchsten Grad, als nun endlich zum Nachtische der Wirth selber eintrat, eine riesige, reich vom Conditor verzierte Torte hoch über dem Haupte tragend und mitten auf die Tafel hinsetzend. Auf der Torte war in erhabenem Zuckerguße das Datum des heutigen Tages zu lesen. Nun hielt sich Niemand mehr, selbst die schöngeistige Emmeline brach voll Ungeduld los: „nun, was für ein Heiliger soll denn heute gefeiert werden?“ Der Wirth lächelte, ließ erst eine Weile fragen und stürmen, dann eilte er rasch wieder hinaus, kehrte aber sofort mit einem viereckigen versiegelten Kästchen, wie es schien, in den Saal zurück. Die beginnende Anarchie unter seinen Gästen legte sich sofort, als er nun den Mund öffnete und das Räthsel zu lösen begann. Mit dem Ausdrucke, als sei das etwas ganz Einfaches, erklärte er: heute sei seines hochverehrten Gastes, des Herrn Beiswinds Geburtstag und die verehrliche Curgesellschaft möge belieben an dieser Feier mit Theil zu nehmen! Das Erstaunen der Gäste gieng auf diese Erläuterung hin sofort in freudige Erkenntlichkeit über, wobei auf jedem Gesichte, das den Gefeierten ansah, mit Flammenschrift zu lesen stand: das hätte man nimmermehr von dem Sonderlinge erwartet; es stecke doch mehr hinter ihm, als er vermuthen lasse! — und von oben und unten und gegenüber regnete es Verbeugungen und Complimente für die unerwartete Aufmerksamkeit. Der gute Herr J. G. Beiswind aber befand sich in einer der Situationen, in denen man nicht weiß, ob man wacht oder träumt und die einigermaßen zum Zweifel an dem Dasein des gesunden Menschenverstandes berechtigen. Wer weiß, welcher Ausgang, auf die reichliche Mahlzeit hin, ihm aus der Verwirrung be-

vorgestanden, wenn nicht auch ihm der Augenblick der Lösung sich barmherzig genaht hätte. Der Wirth legte das eingewickelte Kästchen auf seinen eben gewechselten Teller und als der Ueberraschte mit zitternden Fingern mechanisch das umschlingende Band löste, blitzte ihm unter der Umhüllung ein prachtvolles, in vergoldetem Beschläge und Safianeinband strotzendes Album entgegen, das beim Oeffnen die Photographien des gesammten Personals der Firma Balthasar Fischmann und Compagnie erblicken ließ. Das erste Bild zeigte die ansehnliche Figur des Chefs der altberühmten Firma, Herrn Balthasar Fischmann **junior** selber, der fast etwas strenge den lange abwesenden Buchhalter anblickte. Er zwar zugleich der Einzige, der den Hut auf dem Kopfe sitzen hatte, als der legitime Souverän des Geschäftes, während die nachfolgenden Comptoirangestellten, als Untergebene, barhaupt einander folgten, alle im Sonntagsstaate und jeder mit seinem besondern Ausdrucke. Der Cassier mit der verschlossenen Physiognomie, die Brust, wie eine verschlossene Kasse, bis oben hinauf gewissenhaft zugeknöpft, wogegen der breite weiße Fleck des Lehrjungen mitten auf der Brust, von dessen etwas allzu unverwahrtem Herzen Zeugniß gab, auch wenn man den frivolen Scheitel und das mühsam zusammengeklebte Schnurrbärtchen des jugendlichen Gesichtes ganz außer Acht ließ. Der Junge schien selbst seinen Vorgesetzten, Herrn J. G. Beiswind, jetzt mit einem spöttischen Ausdrucke anzublicken, wenigstens schlug derselbe das Bild etwas rasch um, um zu dem geringeren Geschäftspersonale zu gelangen, dem alten Ausläufer, Packer, Hausknecht und endlich sogar der alten Magd, Elisabeth Gangwisch, welche jede Woche zweimal

die Geschäftslokalien reinzukehren hatte, und als langjährige Dienerin mit Besen, Schaufel und Kehrichtfäßchen bewehrt, den würdigen Schluß der ehrenwerthen Compagnie bildete. Zwischen Umschlag und Bildern lag noch ein Brief vom Cassier geschrieben und von allen Comptoirangestellten mit unterzeichnet, worin dem Abwesenden zu seinem Geburtstage herzlich Glück gewünscht und die Hoffnung ausgesprochen wurde, daß die Cur zu seinem leiblichen Wohle ausschlagen möge. — Herr J. G. Beiswind war durch diese Ueberraschung sehr gerührt, er konnte den Brief nicht ganz genau lesen, denn es zwitzerte ihm etwas zwischen den Augenlidern, und auch die Bilder durfte er für den Augenblick nicht wieder ansehen. Am liebsten wäre er gleich aus dem Saale und hinauf in sein einsames Zimmer oder in's Freie hinausgeeilt, dort sich zu sammeln. Aber so leicht sollte er nicht abkommen, er mußte sich's zuvor gefallen lassen, daß auch die Anwesenden auf sein Wohl ihre Gläser erhoben und anstießen und so der stille Mann zum Helden des Tages unwillkürlich erhoben wurde. Hinterher erfuhr er vom Wirthe, daß von der Firma Balthasar Fischmann und Compagnie das Festessen zu seinen Ehren bestellt und Brigitte in das Geheimniß gezogen worden, durch welchen Umweg denn auch Rosa von dem Geburtstag mochte Kenntniß erhalten haben.

Dieß freundliche Ereigniß rief aber noch andre Empfindungen hervor, als nur die Gefühle der Rührung und Dankbarkeit. Es fiel Herrn J. G. Beiswind mit der Wucht eines nur zu lange unterdrückten Bedenkens auf's Gewissen, wie er schon so manche Woche von seinem geschäftlichen Wirkungskreise, seiner Pflicht, entfernt lebe, und

sein Gesundheitszustand dafür kaum eine genügende Entschuldigung mehr biete. Wie mit stillem Vorwurfe hatten ihn die Photographien zu mahnen geschienen, der Principal wie seine Collegen und Untergebenen. In ihren von der Arbeit gefurchten Zügen hatte er die Frage gelesen, ob sie noch lange auch seine Obliegenheit zu der ihrigen tragen sollten? wenn gleich der freundliche theilnehmende Glückwunsch, den sie geschrieben, kein Wörtlein hievon enthielt. Nicht nur Pflichtgefühl aber und Rücksichten ließen den gewissenhaften Buchhalter nicht länger mehr unthätig hier verweilen, es war auch mit einmal wieder beim unerwarteten Anblicke seiner Geschäftsgenossen ein lebhafter Trieb zu eigner Thätigkeit, eine wahre Arbeitslust in ihm aufgewacht, ein Bedürfniß, wieder einmal frisch und keck mit anzugreifen und nicht länger so auf der faulen Haut zu liegen. Dieß schien ihm das beste Anzeichen seiner genügend hergestellten Gesundheit zu sein. Seine Cur war ja ohnedieß beendet, hatte von selbst allmälig aufgehört, ohne daß einer der frühern Uebelstände sich wieder eingestellt. Ohne Auswahl aß er, trank er, lief in Regen und Sonnenschein, erhitzte sich und fror gelegentlich, lag auf bloßer Erde, stand früh auf und legte sich spät nieder, kurz, er lebte in diätetischer Hinsicht so ziemlich wie ein Heide, es brachte ihm das Alles keinen Nachtheil. Er hatte sein Ziel erreicht, die Cur war gelungen, Krise und Katastrophe glücklich und fast unmerklich überstanden, er konnte seinen Aufenthalt, trotz so mancher Widerwärtigkeit, nur segnen. Dies letztre Gefühl waltete nun auch entschieden vor, als der Entschluß der Abreise sich bei ihm feststellte. Ja, nicht nur Dankbarkeit, selbst ein Gefühl der Wehmuth und der

schmerzlichen Trennung überkam ihn jetzt beim Gedanken an die Abreise. Wie hätte er sich das die ersten Tage seiner Anwesenheit nur träumen lassen! Die Freundlichkeit der Curgesellschaft heute bei Tische, ihre Glückwünsche, mochten allerdings in seinem erkenntlichen Herzen noch nachklingen, aber es bestand auch ein tieferer Grund für seine jetzigen Gefühle. Waren Schlaf, Appetit, Verdauung und Kräfte so correct als möglich, Herr J. G. Beiswind hatte gleichwohl ein Gefühl, das nach dem Herzen drängte, dieß bald überwallen machte, bald in eine unsagbare Oede versenkte; ein Gefühl, das den einen Augenblick ihm eine ganze Welt aufthat und ihn zuversichtlich und heiter stimmen konnte und handkehrum wieder in eine Muthlosigkeit stürzte, die Alles schwarz und jeden Ausweg verrammelt sah, das ihn zugleich fort, über alle Berge weg, trieb und mit ehernen Ketten anschloß. Bei diesen beunruhigenden Symptomen mußte der arme Buchhalter unwillkürlich an Brigitten und Rosa denken, mit denen ihn die letzte Zeit so innig verknüpft hatte, die wackre Jungfer Brigitte, die er so sehr schätzen gelernt hatte, der er zu Dank sich verpflichtet fühlte durch ihr Wohlwollen und ihren aufheiternden Umgang, und Rosa, welche er als sein geistiges Kind zu betrachten liebte. Er hatte sich so gewöhnt die Gefühle der Tante für die „Kleine" zu theilen und er mußte sich's gestehen, wie die Jungfrau die etwas scharfe und resolute alte Jungfer weicher und milder gemacht, so hatte sie auch ihn, den ernsten und trockenen Geschäftsmann, in einen neuen Menschen umgewandelt. Das sollte nun Alles aufhören. Er seufzte bei dem Gedanken unwillkürlich tief auf, sein Vatergefühl war ihm noch nie so auf's Herz gefallen, die Arme,

die er mit seinem Wohlwollen und seiner Sorge umgab, und ach! sie ja auch ihn, — gewiß, sein Abschied konnte ihr ebensowenig ganz gleichgültig sein! Herr J. G. Beiswind verfiel in ein langes, langes Nachdenken; er dachte an die Zeit zurück, eh er ihr sein väterliches Herz zugewendet und an die Zukunft, da er den köstlichen Fund missen sollte, wo es wieder mit ihm sein würde wie zuvor; und es fror ihn dabei und Alles erschien ihm grau und freudlos. Die alten Sorgen und Leiden erhoben drohend ihr Haupt aus der Tiefe, Frau Engel erschien ihm in ihrer abschreckendsten Unvollkommenheit, neue Kinder jährlich drohten aus der dämmernden Zukunft, hatte er doch den Unterschied zwischen der Fürsorge des Miethlings und der freiwilligen Liebe noch nahe genug vor Augen. Und mit all dem wurde er täglich älter, der heutige Geburtstag mahnte ebenfalls lebhaft an diese unumstößliche Thatsache. Er rechnete. Als er sein Alter erwogen, mußte er bekennen, daß es eigentlich hohe Zeit sei zu heirathen, wenn er dieß je noch zu thun gesonnen wäre. Ein sonderbarer Gedanke! indeß verschworen hatte er sich eigentlich dagegen doch nie. Hiebei erinnerte er sich, daß es dermalen keinen zweiten Beiswind mehr gebe, seines Wissens. Und er stand einsam, kannte Niemand, Niemand als Brigitten und Rosa. Seine väterlichen Empfindungen kamen freilich bei diesen Erwägungen etwas in's Gedränge, bei genauerer und unerschrockner Prüfung die Empfindungen jedoch weit weniger als der Name, den er ihnen bisher verliehen. Er fühlte im Gegentheil jetzt noch dieselbe Wärme, dieselbe Zuneigung, nur weit inniger, ja kühner. Er mußte sich sogar gestehen, im Grunde ein ganz närrischer Kauz gewesen

zu sein, wenn er als Vater mit seiner völlig erwachsnen Tochter solche Sprünge ausgeführt und solche Neckereien getrieben. Sein Wörterbuch, fand er, habe in diesem unkaufmännischen Artikel sich sehr mangelhaft erwiesen, indem beim Licht betrachtet, seiner väterlichen Liebe, der er sich allein für fähig gehalten, zunächst noch eine ganz andere Sorte von Liebe vorangehe. Und so war denn Herr J. G. Beiswind am Ende seiner mannigfachen Betrachtungen dem Punkte äußerst nahe gekommen, wo er seine geistige Vaterschaft umtauschte gegen die Stellung eines leibhaftigen Liebhabers und Freiers. Er erschrack freilich über dieses Ergebniß, indeß die Macht der Logik verfehlte auch bei ihm nicht sich siegreich geltend zu machen, war er doch bereits bei Jahren angelangt, in denen dem Kopfe neben dem Herzen ebenfalls sein Recht zugestanden wird.

Mit seinem erschütterten väterlichen Bewußtsein gieng der Arme ziemlich unruhig umher, seine Unbefangenheit war dahin, den einen Augenblick suchte er die Freundinen auf, den andern, wenn er sie von ferne nur gewahr ward, verbarg er sich vor ihnen mit wahrem Schrecken, denn er fürchtete in der That Brigittens scharfes, durchdringendes Auge kaum viel weniger als Rosas zutrauliche Unbefangenheit. Hundert der widersprechendsten Entschlüsse kreuzten sich in seinem Kopfe, die er eben so schnell wieder verwarf als auftauchen ließ. Und doch mußte etwas geschehen und bald. Hätten ihn nicht seine Scheu und die Furcht sich lächerlich zu machen abgehalten, er würde am liebsten Rosa Alles bekannt und sein Schicksal in ihre milde Hand gelegt haben. Aber wo nahm er den Muth hiezu her? wie hätte er ihr in's ruhige, große Auge blicken können? sein

Herz war wohl voll, aber die Zunge so ungelenk; durch eine einzige Ungehörigkeit hätte er ja Alles verderben können und vor ihr am wenigsten mochte er als eitler thörichter Geck erscheinen. Endlich beschloß er, sofort abzureisen, den Eindruck des Abschieds auch bei Rosa zu beobachten und dann von Hause in einem ordentlichen Briefe an Brigitte seine Gefühle und seine Lage ruhig und ehrlich darzulegen und den Entscheid zu gewärtigen. Auf diese Weise allein war er sicher, jedes Wort überwachen zu können, sich vom Augenblick nicht übermannen zu lassen und, im Falle einer Abweisung, sich eine schmerzliche Beschämung und einen schmählichen Rückzug zu ersparen, indem er den Korb ja nicht unmittelbar aus Rosas Hand entgegennahm. Dieses Vorgehen schien ihm das besonnenste, wie auch das verheißungsvollste zu sein; er packte seine Habseligkeiten in Kisten und Koffer und schickte sich an, in Kurzem den Curort zu verlassen. Freilich, der Abschied wurde ihm damit nicht erspart und leicht fiel ihm derselbe gleichwohl nicht, konnte er sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß er vielleicht zum letzten Male seinem Glücke in die Augen schaue. Zur Sicherung seiner Fassung in dem gefährlichen Augenblicke gedachte er, bei beiden Frauen zugleich sich zu verabschieden, beugte doch Brigittens kräftige und entschiedene Art am besten einem Ueberwallen des Gefühles vor. Zu diesem Schritte indeß gedachte Herr J. G. Beiswind sich den nöthigen Muth und die rechte Stimmung auf einem Gange im Freien zu gewinnen. Er lief durch Wald und Matten, hier auf eine freie Anhöhe, dort in eine verborgene Schlucht, sah gen Himmel und auf die Erde, in die Nähe wie in die Weite hinaus, konnte es aber

dabei nicht hindern, daß er bei jeder Stelle stets an Rosa gedachte, in deren Begleitung er auch schon hier gestanden und dort gegangen. Indem er sich die Anlässe und Gespräche so auf's Neue vergegenwärtigte, ergriff ihn wohl immer lebhafter eine wehmüthige Sehnsucht, zu einem ruhigen und gefaßten Abschiede indeß bereitete er sich nur um so mangelhafter vor. Eben schritt er wieder am Waldsaume den Wiesenpfad hinunter und warf einen Blick in die Büsche und unter die einzelnen vorspringenden Bäume, als er zur Seite, halb von den Zweigen versteckt, Rosa selbst leibhaftig erblickte. Er gieng zu nahe an ihr vorüber, als daß es nicht unhöflich gewesen wäre, sie nicht zu begrüßen. Sie saß allein und hielt ein Buch in der Hand, über das hinweg sie jedoch in's Grüne hinausschaute und nothwendig bald auch den Vorübergehenden gewahren mußte. So näherte sich ihr denn Herr J. G. Beiswind ohne weitere Absicht, fand er es doch auch schicklich, für den schönen Strauß von heute Morgen zu danken. Er that es und sie erröthete darüber ein wenig, doch verläugnete sie sich keineswegs als Geberin. Bald gewann sie ihre ganze Unbefangenheit wieder und lachte und scherzte. Da inzwischen der Buchhalter nicht recht darauf eingieng, sondern etwas ernst und befangen erschien und nur aus Gefälligkeit gezwungen lächelte, so ward auch Rosa bald stiller. Er bat, sich setzen zu dürfen und that es dann in anständiger Entfernung von ihr, indem er sich etwas umsah. Sie befanden sich ganz allein.

„Es war an dieser Stelle, Rosa, wo ich Sie zuerst erblickte," — begann hierauf Herr J. G. Beiswind in einiger Verlegenheit. Aber heiter nahm sie das Wort auf und entgegnete ihm:

„Richtig! und es ist mir immer ein liebes Plätzchen geblieben und ich suche es oft auf: Hier bin ich halb verborgen hinter den Büschen und doch bleibt mir der Blick in die Welt hinaus frei über die freundliche Wiese weg und zwischen den dunkeln Zweigen durch. Er ist freilich nur beschränkt, aber für mich eben recht, weite Aussichten liebe ich ohnehin nicht sehr, es verliert und verflacht sich Alles. Eine Menge Thierchen sammeln sich auch hier und tummeln sich gerne auf dem heimlichen Fleckchen; hören Sie, wie lustig die Vögel zwitschern! und wie viele Schmetterlinge flattern da immer um die Blumen, wie lustig summen Mückchen und glänzende Käferchen in der Luft umher, als fühlte jede Creatur, wie gut hier wohnen ist!"

Herr J. G. Beiswind hatte fast mit Andacht der Rede Rosas zugehört und das abgeschlossne Plätzchen kam ihm in der That wie ein kleines Paradies vor. Um so schmerzlicher fiel ihm aber auch sein Abschied davon jetzt auf die Seele. Er konnte seine Empfindung nicht länger verbergen.

„Nur zu wahr ist das Alles," — begann er, — „auch ich möchte immer gerne da bleiben und doch darf ich nie weniger daran denken als jetzt, da es für mich hohe Zeit ist wieder heimzukehren zu meiner Pflicht, — vielleicht morgen schon;" setzte er etwas zögernd hinzu.

Die Jungfrau wandte sich rasch und, wie es schien, etwas erschrocken gegen ihn. Dann aber faßte sie sich und sagte, indem sie sich wieder abkehrte und in Gedanken einige Grashalme abrupfte:

„Sie werden sich wohl freuen, von hier und dieser Weibergesellschaft endlich los zu kommen und sich nicht mehr langweilen zu müssen."

Er aber, in völliger Vergessenheit der ersten Zeit seines hiesigen Aufenthaltes und aller Bedrängnisse, betheuerte mit Wärme, wie wohl es ihm gefallen und wie glückliche Stunden er verlebt; spüre er doch, ein ganz andrer Mensch geworden zu sein. Und er klagte, wie schwer ihm das Scheiden falle von einem Orte, wo er so viel Freundlichkeit und Wohlwollen erfahren, um wieder in ein Leben zurück zu treten, das so arm an Freude, bei dem er nicht wisse für wen er lebe und arbeite und in seiner Einsamkeit sich vom Einerlei des Geschäftstreibens allmälig müsse das Herz austrocknen lassen. Fast mit einiger Heftigkeit hatte er diese Klage ausgestoßen; jetzt ward er traurig und schwieg, nur ein Seufzer verrieth seine innre Stimmung. Es gab eine längre, etwas peinliche Pause, die Rosa endlich mit der Frage unterbrach, halb in Theilnahme, halb in Verlegenheit: ob er denn gar Niemand in der Welt habe, der ihm nahe stehe und an dem er hange?

„Daheim nicht!" antwortete Herr J. G. Beiswind wehmüthig, dann aber schien er sich zusammen zu raffen und setzte noch hinzu: erst hier habe es ihm manchmal scheinen wollen, man meine es so recht von freiem Herzen gut mit ihm; er sei auch so dankbar dafür, er könne nicht sagen wie. Unwillkürlich war er Rosa's Hand ganz nahe gekommen, er ergriff sie jetzt in halber Selbstvergessenheit und sie ließ es geschehen, bis er sie leise drückte, da entzog sie sie ihm sanft wieder. Bewegt schaute er die Jungfrau an; ihr Blick war nicht strenge, sondern weich und hatte seine gewohnte Ruhe verloren. Ein nie geahnter Muth überkam ihn jetzt; ihr seine Hand offen hinhaltend, sagte er ehrlich und mit Wärme: „Liebe Rosa, ich bin nicht mehr jung

und ja freilich ein Sonderling. Ich weiß es, ich habe nichts, was Frauenherzen einnimmt, aber ich mein's ehrlich und wen ich liebe, für den könnt' ich durch's Feuer gehen. Mir graut vor der einsamen Zukunft; Sie haben mir viele Freundlichkeit erzeigt, wenn Sie mich ein wenig lieb haben könnten, Sie machten mich zum glücklichsten Menschen und ich wollte Sie zum Danke auf den Händen tragen! Aber," — fügte er kleinlaut hinzu, als entsänke ihm der Muth wieder, — „aber ich darf's nicht hoffen; ich bin ein Thor, nicht wahr? Zürnen Sie mir nicht und lachen Sie mich nicht aus, das Alles kommt aus treuem, redlichem Herzen, wenn's auch ungeschickt ist und Ihnen sonderbar klingt."

Indeß, die schlichte, schmucklose, aber ehrliche und von innrer Wärme durchhauchte Werbung hatte den Weg zum Herzen Rosa's gefunden, ob sie auch von nicht mehr jugendlichen Lippen erklang. Der Ton innerster Wahrheit ersetzte die leidenschaftliche Glut bei der anspruchlosen Waise, die mit einmal das Glück einer treuen Seele in ihre Hand gelegt sah. Rosa sagte nichts, aber sie ließ ihm ihre Rechte, die er wieder ergriffen, und sah ihn freundlich und wie nachdenkend an. Ein stilles Licht schien hinter ihren klaren Augen aufzugehen.

„Ich schätze Sie und bin Ihnen herzlich gut!" — sprach sie endlich leise, indem sie sich wieder besann, — „aber ich bin eine Waise und abhängig von meiner Tante."

„Darf ich mit ihr reden?" unterbrach sie mit hervorbrechender Freude der Freund.

Rosa schien ihre bisherige Fassung zu verlieren, sie nickte, indeß fast heftig sprang sie vom Grase auf und floh von dem stillen Plätzchen, ihrem bisherigen Paradiese, als

hätte sie etwas Böses gethan. Herr J. G. Beiswind versuchte nicht ihr zu folgen, er blieb noch eine Weile allein stehen und sah sich um mit einem Blicke, als wäre das Paradies nun sein geworden. Im Innersten aber jauchzte seine Seele und er fühlte sich muthig genug, mit zehn Jungfern Brigitten um eine Rosa zu rechten. Während er über die Wiesen mehr hüpfte als gieng, irrte Rosa tiefer in den Wald hinein, als wollte sie ihre Gefühle dem hellen Tage und dem offnen Auge des Himmels in dem grünen Dunkel verbergen und doch sah sie so oft in die Bläue hinauf, die zwischen den überwölbenden Laubästen tröstlich hereinbrach. Denn auch in der armen Waise, nach der bisher Niemand verlangt, die Niemand lieb gehabt, als die gute alte Tante, hatte ein neues Liebesleben die Knospe gesprengt und breitete seine Blüthe spät, aber rein und duftend in dem jungfräulichen Herzen aus.

Den folgenden Morgen kam Brigitte allein zum Frühstück hinunter, sie schien ungewöhnlich feierlich, ja ernst, und ihr sonst so frisches, ob auch nicht mehr faltenloses Gesicht, sah heute fast angegriffen aus, wie nach einer unruhig verbrachten Nacht. Sie sprach sehr wenig und brach bald auf, nachdem sie, ihrer Gewohnheit zuwider, nur eine einzige Tasse Caffe getrunken. Später sah man sie mit Herrn J. G. Beiswind den weniger besuchten Weg gehen, der unter der Anhöhe hin nach dem Walde führte, beide erst in etwas gemessner Haltung, bei einiger Entfernung vom Hause jedoch in ein angelegentliches Gespräch sich vertiefend, welches das Strickbeutelchen der alten Jungfer bald mit seinen lebhaften Bewegungen begleitete. Die Zwei mußten Wichtiges zu verhandeln haben, denn sie kehrten erst eine Stunde vor

Tisch wieder zurück, Brigitte mit gerötbetem Gesichte und lebhafteren Augen, Herr J. G. Beiswind mit dem unverkennbaren Ausdrucke innrer Befriedigung. Als sie einzelnen Gästen in der Nähe des Curhauses begegneten, sprachen sie zwar nur von ganz Gleichgültigem, einem forschenden Blicke jedoch wäre es nicht entgangen, daß sie etwas sehr Wichtiges abgemacht und in's Reine gebracht und daß Er und Sie im Grunde an ganz Andres dachten, als an das, wovon ihre Zungen gerade sprachen. Und so ward es denn auch bei der Verabschiedung der Beiden gehalten; wie förmlich und äußerlich kühl dieselbe schien, eine gewisse innre Verwandtschaft, ein tiefres Verständniß und eine Gemeinschaftlichkeit ihrer Interessen unterschied dieselbe doch vor allen ähnlichen frühern Höflichkeitsbezeugungen.

Das Verhältniß zwischen Herrn J. G. Beiswind und Rosa war in der That nicht nur entschieden, sondern auch geordnet. Brigitte, welcher die Nichte selbst Mittheilung von dem Vorgefallnen gemacht, hatte, nach einem nicht leichten innern Kampfe und einer langen Besprechung mit dem Buchhalter selber, ihre Zustimmung gegeben. Ihrem Charakter gemäß, der nichts Halbes kannte, bei dem Ja Ja und Nein Nein war, das bei ihr durch Leib und Seele hindurch gieng, lebte sie sich denn jetzt auch schnell und ganz in das Neue ein und trug es mütterlich und selbstverleugnend in ihrem treuen Herzen. Dabei kehrte sie stets nur die heitre Seite den beiden Glücklichen entgegen, das Schwere aber, das für sie darin lag, behielt sie für sich und verarbeitete es tapfer in der starken Seele. Mochte es selbst im Geheimen einmal eine heiße Thräne kosten. Offen trat Dergleichen nie hervor, am wenigsten Rosa gegenüber;

viel eher scherzte und neckte Brigitte die nun Verlobten oft recht übermüthig. So meinte sie: wenn Herr J. G. Beiswind mit ihrer „Kleinen" es darauf abgesehen habe, eine vorsorgliche Pflegerin und entgegenkommende Dienerin sich zu gewinnen, die ihm Alles an den Augen absehe, so möchte er sich leicht irren und der Spieß sich vielmehr umkehren, scheine es ihr doch, der Buchhalter zeige große Tacktfestigkeit, dem Pfeiflein, das Rosa gelegentlich spiele, nachzutanzen; indeß hierüber sollten sie beide sich unter sich auseinander setzen, es sei noch Zeit dazu! Etwas Wahres lag in der Anzüglichkeit, denn der glückliche Herr J. G. Beiswind dachte weit seltner an seine eignen Ansprüche und Bedürfnisse, als vielmehr daran, solche bei Rosa aufzufinden und zu befriedigen. Diese aber ließ sich die huldigende Aufmerksamkeit so gerne gefallen, weil sie ja ein Zeichen darin sah, daß sie einmal von einer Seele, und einer so treuen, recht werth gehalten werde.

Vor der Curgesellschaft wurde das neue Verhältniß zwar geheim gehalten, aber wie hätte dieß vollständig gelingen können an einem Orte, wo ausschließlich Frauen sich unbeschäftigt aufhielten! Hatten doch die guten Seelen schon lange in dem Zusammenhalten der Drei und ihren gemeinsamen Ausflügen des Stoffes vollauf entdeckt, woraus sich das interessanteste Gespinnste von Vermuthungen weben ließ. Vom ersten bedeutsamen Augenblinzeln, der leisen Anspielung bis zum fertigen Romane mit seinem Abschlusse, der Hochzeit, waren schon alle Stufen durchlaufen, bevor die Betheiligten, Herr J. G. Beiswind und Rosa, nur selbst eine Ahnung hatten von dem was da kommen sollte. Und wenn diesen in ihrer Unbefangenheit nie eine Andeutung

zu Ohren kam, so verdankten sie's sicher nur der zwar ebenso unschuldigen Jungfer Brigitte und dem Respekte, worein sich dieselbe bei der Gesellschaft gesetzt; wußte doch Jedes, wie schlagfertig sie war und in gewissen Dingen durchaus keinen Spaß verstand. So blieb es denn nur das offne Geheimniß der Uebrigen, daß Brigitte eine gar kluge Tante war, die ihre mittellose Nichte in der eilften Stunde noch glücklich unter die Haube zu bringen verstanden, indem sie den linkischen Gimpel in's Garn gelockt! Jetzt, da Rosa und Brigitte sich selbst klar geworden, wäre es ihnen auf die Länge allerdings unmöglich gefallen, sich zu verstellen. Anderseits wünschten sie aber eine offne Erklärung der Gesellschaft gegenüber eben so wenig, in einigem Widerspruche mit Herrn J. G. Beiswind, den ein gewisser trutziger Muth erfaßt hatte, es mit einer Welt voll böser Zungen aufzunehmen, wenn es nicht das stolze Gefühl seiner werthvollen Eroberung war, die er gerne zeigen wollte und die ihn selber zu doppelter Bedeutung emporhob. So ward denn die Abreise nicht verschoben, sondern eher noch beschleunigt, aber ein nahes Wiedersehen in Rosas Heimath fest verabredet und dadurch die Bewegung und der Schmerz des Abschiedes wesentlich ermäßigt.

Bei der Abfahrt sah sich Herr J. G. Beiswind an der Biegung des steilabführenden Sträßchens noch einmal nach dem Curhause und der Höhe, an welche es lehnte, um. Eine schroffe Kante starrte vom Berghang in die Bläue hinaus: es war Fräulein Emmelines Album, das dem Entweichenden ohnmächtig nachdrohte, denn fröhlich flatterte weiter oben in der Bergluft über grünen Büschen eine kleine

weiße Friedensfahne; es war Rosa's Taschentuch, das Lebewohl und Wiedersehen zugleich ihm nachwehte.

Als der glückliche Bräutigam auf seiner Heimreise von ferne die Thürme der Vaterstadt zum ersten Male wieder erblickte und ein bekanntes Haus um das andre vor seinen Augen auftauchte, kam ihn ein eignes Gefühl an: halb Freude des Wiedersehens seiner Heimat, halb aber auch leises Mißbehagen, als werde er aus einem glücklichen Traume zur alltäglichen Wirklichkeit aufgeweckt. Letztre Empfindung steigerte sich noch, als er die hohen schmalen Straßen durchwanderte und endlich auf die altgewohnten Schrittsteine in der Nähe seiner Behausung gerieth: es war ihm, als erinnerte er sich an eine schwere, kaum überstandene Krankheit. Fast unleidlich kam es ihm in seiner Wohnung selber vor, trotz dem lauten und freudigen Empfange der guten Frau Crispina Engel und dem großen Strauße, den sie ihm im Zimmer auf den Tisch gestellt. Wie dumpfig war es in der Stube! und der etwas geschmacklos geordnete Blumenbusch mit seinen schreienden Farben verbreitete in der gefangenen Luft einen beinahe widrigen Wohlgeruch. Er riß alsbald alle Fenster auf, die frische Abendluft herein zu lassen, ein Beginnen, dem Frau Engel mit Entsetzen zusah, da sie die Aengstlichkeit ihres Miethsherrn vor Abendluft und Durchwinden zur Genüge kannte. Sie hatte den Fußboden frisch gefegt, die Vorhänge blank gewaschen und gleichwohl schien sich Herr J. G. Beiswind in seiner alten Heimath nur sehr schlecht zu gefallen, er klagte unverholen, wie ihm Alles so niedrig, enge und dunkel vorkomme. Als er jedoch bemerkte, daß die arme Frau ganz kleinlaut wurde und er sich im Stillen vertröstete, das werde Alles

doch nun bald anders werden, erwies er sich freundlich gegen die Wirthin und ihre gesammte Nachkommenschaft, die sie vor ihm aufmarschieren ließ. „Eins mehr?“ — fragte er nach einem flüchtigen Ueberblicke über die liebe Jugend. Aber Frau Engel erröthete. „Noch nicht!“ antwortete sie verschämt, und in der That hatte Herr J. G. Beiswind in seiner Zerstreutheit und der Entfremdung durch die Länge der Abwesenheit, sich auf den kleinen Arthur, den Vorletzten nur nicht mehr besonnen, da die kleinen Bälge sich ohnehin alle zum Verwechseln ähnlich sahen. Das Versehen gut zu machen, bezeugte der gute Herr sich nun um so theilnehmender, kniff die Jungen in die Backen, fragte, was sie inzwischen gelernt und ob sie der Mutter auch brav gehorcht? er wolle das wissen, denn er habe für die Gehorsamen einen Kram aus dem Bade mitgebracht. Natürlich waren alle wahrhafte Tugendspiegel gewesen. Und so fand denn auch Frau Engel ihre alte Gesprächigkeit wieder, sie betrachtete nun erst Herrn J. G. Beiswind genauer und schlug die Hände zusammen ob seinem vortrefflichen Aussehen, erzählte darauf, was unterdeß in der Nachbarschaft und der Stadt überhaupt vorgefallen an Tauf-, Hochzeit- und Sterbefällen, Wohnungswechsel, Mägdegeschichten, Geschäftseröffnungen und -Einstellungen, kurz die ganze Chronik. Geduldig, ob auch nur mit halber Theilnahme, hörte Herr J. G. Beiswind zu, bis eine kleine Pause ihm endlich gestattete, die geschwätzige Wirthin um Waschwasser zu bitten, damit er sich des Reisestaubes und Eisenbahnrußes entledige. Erstaunt sah ihn die Frau ob der Forderung an: noch am hellen Tage Waschwasser? sie pflegte es ihm seit je erst kurz vor Schlafengehen hinzu-

stellen. Indeß sie gieng das Verlangte zu holen, Herr J. G. Beiswind aber dachte unwillkürlich an Rosa: sie hätte er jedenfalls nicht erst darum bitten müssen! und er verlor sich in der hoffnungsreichen Zukunft.

Wo aber auch sonst noch der Zurückgekehrte sich zeigte, wünschte man ihm Glück zu dem sichtbar glücklichen Erfolge seiner Cur: er scheine ja volle zehn Jahre jünger geworden zu sein! hieß es allgemein. Das war nicht übertrieben, sein Herz wenigstens war ja weit mehr als nur um zehn Jahre verjüngt. Als indeß die Verlobung ruchbar wurde, stieg das Erstaunen noch viel höher, am meisten freilich bei Frau Engel. Diese bezeugte auch in der That, nach Ueberwindung der ersten, nicht ganz angenehmen Ueberraschung, die herzlichste Theilnahme an der Wendung im Leben ihres Miethsherrn. Denn einmal nahm sie als Weib an derlei Ereignissen ein natürliches warmes Interesse, dann aber behielt ihr gutes Herz, selbst dem eignen Vortheile oder Nachtheile gegenüber, die Oberhand, und die reichen Geschenke, welche Herr J. G. Beiswind sowohl ihr als den verschiednen Jahrgängen ihrer Nachkommenschaft mitgebracht, verscheuchten vollends den letzten Schatten, welche die Neuigkeit auf die ökonomischen Betrachtungen der braven Frau vielleicht noch warf.

Dem aufrichtigsten Antheile jedoch begegnete der Buchhalter unbestritten auf dem Comptoir des Engrosgeschäftes Balthasar Fischmann und Compagnie. Alt und Jung, Herr und Diener schüttelten ihm unter der lebhaftesten Freudenbezeugung derb die Hand. Der Principal, Herr Balthasar Fischmann **junior**, drückte seine Befriedigung darüber aus, daß sein Buchhalter sich endlich selber etabliere und fügte

mit bedeutsamem Blicke bei: er gedenke ihm bei dem Anlasse den bisherigen Credit zu erhöhen. Der Cassier sprach von langsichtigem Papier und endlich eingetretener Verfallzeit, während ein etwas schöngeistiger Commis, der bereis den dritten Ehebund geschlossen und Herrn J. G. Beiswind, als Hagestolzen, bisher etwas über die Achsel angesehen, pathetisch ausrief: „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt!" Auch der Lehrjunge machte sich etwas naseweis anheischig, dem Herrn Buchhalter die Copiatur der neuen Correspondenz in seiner Freizeit zu besorgen; während Thomas, der alte Hausknecht und Kutscher, sich und die beiden Rappen nebst der Staatskarosse des Principalen für die bevorstehende Hochzeit zur Verfügung stellte. Das gesammte Personale mußte übrigens, als Revanche für das Geburtstagsessen, dem glücklichen J. G. Beiswind jetzt schon versprechen, an dem Hochzeitschmause **in corpore** als liebe Gäste Theil zu nehmen.

So drängte denn Alles einem heitern Ende entgegen und es bleibt nur noch Eins zu erwähnen: Als Herr J. G. Beiswind unter den verschiedenen Zusendungen, die während seiner Abwesenheit auf dem Schreibtisch sich angesammelt, Nachforschung hielt, entdeckte er unter alten Zeitungen, Circularen und dergleichen auch einen Brief, der kurz nach seiner Abreise an den Curort in seiner Wohnung angelangt war und das Postzeichen H... trug. Die Aufschrift kam ihm bekannt vor und wirklich rührte sie, wie die Unterschrift auswies, von dem homöopathischen Doctor und Hofrath Minimus her. Der berühmte Mann entschuldigte sich in dem Schreiben angelegentlich: durch ein Versehen sei die Antwort an eine Dame, die den Doktor wegen interessanter Zustände consultiert, mit der Adresse des Herrn J. G. Beis-

wind irrthümlich überschrieben worden, während man umgekehrt, den dem Buchhalter bestimmten Brief an jene Dame adressiert und abgesandt habe. Den Irrthum baldmöglichst wieder gut zu machen, übersende er nun in Einschluß die Copie des ächten Schreibens an den Tit. Herrn. Diese Copie aber stellte eine nur äußerst langsame Heilung und langwierige Cur in Aussicht, da es vorerst nächste Aufgabe der homöopathischen Wissenschaft sei, alle die nachtheiligen Wirkungen der Allopathie aus dem zerrütteten Organismus wieder hinauszuschaffen.

Herr J. G. Beiswind staunte wohl ob dieser Enthüllung, aber er war durchaus nicht in der Stimmung, lange zu grübeln, sondern begnügte sich als Laie mit dem unverkennbaren praktischen Erfolge, der im vollsten Sinne des Wortes gelungenen Cur. Ja es gewährte ihm sogar eine doppelte Genugthuung zu wissen, daß er nun nicht allein homöopathisch curiert sei, sondern daß er auch dem alten allopathischen Professor Grabmann, der ihm das Heirathen als einziges Heilmittel seiner Zeit angerathen, nunmehr ebenfalls nachkomme und somit einer zwiefachen Garantie für die Zukunft seiner Gesundheit gewiß sei. Und während so homöopathischer Rath und allopathisches Mittel zum glücklichsten Ergebnisse in seltnem Bunde sich vereinigt, packte der dankbare Herr J. G. Beiswind etliche Goldstücke zusammen und sandte sie unter richtiger Adresse an den Doctor und Hofrath Minimus in H... ab, als Honorar für geleistete Hülfe.

Sympathetischer Tabak.

Es gieng gegen Mittag und in der Apotheke zum goldnen Mohren war nur noch eine Nätherin, welcher der Apotheker Rothebackenpillen eben mit Bärlapp bestreute, und ein altes Mütterchen, das auf eine verjüngende Blutsreinigung wartete. Da gieng die Thür auf und ein Bauersmann streckte halb verlegen und zögernd den Kopf herein, dem Aussehn nach ein angehender Fünfziger. Was ihm beliebe? fragte der Apotheker zuvorkommend den Eintretenden; dieser aber sagte, er pressiere nicht gerade und könne warten! und setzte sich derweil auf das Bänklein, indem er den Hut auf den Stock und diesen in den Winkel stellte. Die Pillen waren, wie gesagt, so viel als fertig, und auch die Blutsreinigung hielt nicht gar lange auf, um so mehr Zeit aber brauchte der Bauer, bis er sein Anliegen vorgebracht. Er habe was gar Besondres auf dem Herzen, erklärte er, indem er noch überall in der Apotheke herumblickte, ob auch Niemand mehr sonst zugegen sei. Endlich

kam doch heraus, daß er gern einen Trank oder sonst etwas Zeug hätte, um Liebe zu erwecken; weiße Lilienwurz solle besonders gut sein oder Alant, aber er wisse nicht mit derlei umzugehen, noch wie es brauchen; im goldnen Mohren, habe er gedacht, werde man's ihm wohl sagen können für Geld und gute Worte.

Der Apotheker zum goldnen Mohren verstand mit solchen Leuten, wie der Hansli von der Haselmatt war, umzugehen, sagte darum weder gleich Ja noch Nein, sondern ließ das Männlein, das immer zutraulicher und mittheilsamer wurde, nachdem der erste Schuß losgebrannt war, sein Anliegen ganz vorbringen. So viel wurde endlich aus den Reden klar: dem Hansli war's wieder um's Freien zu thun! auch hatte er sein Auge bereits auf eine vermögliche, nicht mehr ganz junge, Wittwe geworfen: auf das Bäbi von der Sonnenhalde. Aber viel weiter war er nicht gekommen; von da ab sollte nun eben der Liebestrank des goldnen Mohren helfen.

„Ob er angefragt und ihm ein abschlägiger Bescheid geworden?" fragte der Apotheker theilnehmend.

„Das nicht!" — antwortete der Hansli, — „aber er kenne die Bäurin nicht näher und sie ihn nicht als höchstens vom Sehen und da könne er doch nicht nur so anfragen, ob sie ihn wolle. Wie man aber da vorher drum herum gehn müsse und dem Weibervolk hofieren, das verstehe er nicht, so wenig er sonst Einem aus Wege gehe, wenn er hinter seinem Kohli und dem Laube zu Acker fahre. Es sei das Hofieren auch ganz was anders, als ein Stücklein Vieh auf dem Markte zu kaufen. Zwar habe er wohl auch schon eine Frau gehabt, und eine ziem-

lich räse, die Lisbeth, Gott hab' sie selig! indeß die hab' ihm seiner Zeit der Aetti gegeben, jetzt aber lebe der nicht mehr und auch er selber sei zu alt um das Werben erst zu lernen. Er möchte nicht gerne etwas verunschicken, handkehrum sei das geschehen und noch mehr zuwider wäre ihm einen unguten Bescheid zu kriegen; denn wenn es Nein wäre, er wüßte nicht was darauf sagen oder thun, darum habe er gedacht, so ein Trank wäre das Beste, denn sonst paßten sie wohl zusammen; er gehe nicht gern in's Wirthshaus und sie sei auch eine gar Stille und Häusliche, beide kinderlos, dafür habe jedes einen Batzen auf der Seite. Mit ihren Gütern schickte es sich ebenfalls wohl und sie habe mehr Pflanzland und Wiesen, er etwas viel Aecker, bei einander wäre es eben recht und ein schönes Bauernwesen.

Der Mann schien bei der Erzählung gegen seine Gewohnheit ganz warm geworden zu sein und mußte nun etwas verschnaufen. Dadurch gewann der Apotheker Zeit, auch sein Wörtlein zu sagen und da er nicht nur ein geschickter Apotheker, sondern auch ein vernünftiger und wohlmeinender Herr war, so suchte er dem Hansli von der Haselmatt es beizubringen, daß das beste Mittel für ihn eigentlich wäre, das Herz in beide Hände zu nehmen und bei der Wittwe anzuklopfen; verhalte sich's so wie er sage, dann werde es schwerlich schlimm gehen. Der Hansli aber war nicht derselben Meinung, er schüttelte den Kopf und sagte, indem er tief in die Hosentasche langte: „Kost' es was es wolle, es kommt mir nicht drauf an, ich vermag's, darum gebt mir nur das nöthige Zeug; ich gienge ungern zu einem Andern!"

Und das wollte der Apotheker auch nicht, sondern dachte: da ist mit Vernunft nicht viel auszurichten, vielleicht geht's mit List, wenn die schon nicht in meinen Büchsen und Flaschen vorräthig ist und von der Visitations-Behörde nicht nachgesehen wird; zudem gönn' ich mir den Thaler so gut als einem Andern, der weniger gewissenhaft ist und dem Männlein was anhängt.

Er besann sich daher einen Augenblick, eh' er versprach, er wolle sehen, was er thun könne, aber so schnell gehe es jedenfalls nicht, er müsse erst allerlei dazu sammeln, denn für gewöhnlich handle er mit Derlei nicht, es sei verboten. Nachdem der Hansli heilig versprochen, keinem Menschen ein Sterbenswörtlein zu sagen, hieß ihn der Apotheker zunächst Hanfblätter von jeder Seite des Hanfackers der Wittwe bringen, die seien nothwendig für das Pulver, das er ihm geben wolle. Es komme aber darauf an, wie die Blätter gebrochen würden: während es Betzeit läute am Freitag Abend, müsse der Hansli dreimal um den Garten herumgehen und dann von jeder Ecke des Hanffeldes drei Blätter brechen, was indeß Niemand sehen noch erfahren dürfe, sonst sei's gefehlt.

Der Bauer verließ leichten Herzens den goldnen Mohren und versprach das Geforderte zu bringen, am nächsten Samstag schon, übermorgen sei Freitag. Im Stillen aber dachte er bei sich: „den Donnersapothekern bringt man doch nichts auf den ersten Anlauf aus den Fingern, was etwas Rechtes ist und nicht blos eine Obsich- oder Niedsichpurganz!"

Aber am nächsten Samstag kam der Hansli noch nicht mit seinen Hanfblättern in die Apotheke zum goldnen

Mohren; ebensowenig auch am zweitfolgenden, so daß der Apotheker schon meinte, der Bauer sei doch nicht so einfältig als er scheine, sondern habe den kürzern Weg eingeschlagen und mit dem Bäbi von der Sonnenhalde seine Sache unter vier Augen richtig gemacht. Am dritten Samstag jedoch ging die Thür wieder auf und das Bäuerlein trat vorsichtig herein. Als es das Feld rein fand, packte es ein zusammengewickeltes Papier aus seiner Rocktasche und faltete es sorgfältig auseinander.

Ein halb Dutzend prächtiger Hanfblätter, wie erst frisch gebrochen, kam zum Vorschein. Die habe er sauer verdienen müssen! meinte der Hansli und als der Apotheker fragte wie und warum? erzählte er: Am ersten Freitag sei er richtig während des Betzeitläutens um den Garten der Wittwe herumgegangen, bereits zwei Mal und habe sich im Vorbeigehn auch schon die Hanfblätter auserlesen, die er abbrechen wolle, als mit einmal im Hinterstüblein des Hauses ein Fenster aufgegangen und das Bäbi hinausgeschaut und ihn nimmer aus den Augen gelassen, also daß er von seinem Vorhaben abstehen und sich auf den folgenden Freitag damit vertrösten müssen. Am zweiten Freitag indeß sei's ihm accurat so übel ergangen, die Bäurin habe grade neben dem Hanfacker im Salat gejätet und er habe wohl gemerkt, wie sie von Zeit zu Zeit nach ihm hinblickte. Das dritte Mal werde er hoffentlich mehr Glück haben, sei da sein einziger Trost gewesen, als er wieder unverrichteter Dinge nach Hause gegangen. Bald hätt' es ihm jedoch auch da wieder gefehlt. Zwar dreimal sei er glücklich um den Pflanzplätz herumgekommen, habe auch bereits von der einen Ecke die Hanfblätter abgerupft und

sich eben an die drei der andern Seite gemacht, als plötzlich hinter einer Bohnenstaude hervor ganz in der Nähe der Kopf der Wittfrau hervorgeschossen und ihn mit zornigen Augen angeschaut. In der Seelenangst, es könnte ihm wieder fehlen, habe er zwar rasch und auf's Gerathewohl ein paar Blätter weggerissen, zugleich einen guten Abend gewünscht und in der Verlegenheit den Hanf anfangen zu rühmen, wie in einer Leichenrede. Er habe zu seiner Entschuldigung gar schrecklich gelogen und gesagt, daß er auf dem Markte gehört, die Sonnenhaldenbäurin habe den schönsten Hanf weit und breit; er habe es nicht glauben können und selber sehen wollen; nun aber müsse er es ebenfalls gestehen! —

Er wisse nicht mehr was Alles er noch gesagt, aber er hätte sich's selbst nicht zugetraut, daß er so rühmen könnte, auch sei Bäbi's Gesicht nach und nach merklich freundlicher geworden besonders da sie ihn erkannt. Sie habe ihm nun ihrerseits gestanden, wie sie ihn freilich schon mehrmals gesehen um den Garten herumstreichen, aber für einen Strolchen gehalten; es ziehe jetzt viel verdächtiges Volk im Lande herum und man höre hie und da von Einbrüchen; erst kürzlich sei eine Bäurin auf einem entlegnen Hof überfallen und halb todt geschlagen worden! — Sie hätten sich hierauf noch weiter expliciert, bis sie endlich in Frieden geschieden und er gehabt habe, was er gesucht; die Blätter werden wohl recht sein. —

Der Apotheker, der auf den Bericht wohl gehört und dessen Gesicht nun gar zufrieden aussah, als er die Blätter genauer betrachtete, erklärte, daß Alles in Ordnung sei und er inzwischen ebenfalls das Nöthige gerüstet. Der

Hansli werde jetzt wohl im Ochsen ein Süpplein essen, es gehe gegen Mittag, nachher könne er dann wieder ankehren und das Zeug abholen; es sei die beste Aussicht vorhanden, daß es nach Wunsch ausfallen werde.

Nach dem Imbis stellte sich der heirathslustige Bauer richtig wieder ein und erhielt ein feines, gar wohlriechendes Pulver: von dem müsse er nun eine starke Messerspitze voll unter einen halben Vierling vom besten Sing-wenn-kannsch (St. Vincent) -Tabak mischen und der Wittwe gesprächsweise zu schnupfen geben, im Vorbeigehn, wenn er sie etwa sehe; je öfter um so besser! Nach vierzehn Tagen oder drei Wochen könne er wieder Bericht bringen!

Hansli war voller Vertrauen und wollte gleich seine Schuldigkeit zahlen; der Apotheker aber meinte, sie wollten es zusammenkommen lassen bis sich die Wirkung zeige, er begehre Niemand anzuführen.

Es vergiengen kaum vierzehn Tage, so stand der Haselmattbauer schon wieder in der Apotheke und streckte die leere Dose hin: was er nun weiter thun solle? sein Tabak sei aller aufgeschnupft. Er machte dabei ein gar zufriedenes Gesicht und meinte nun selbst, die Sache wäre im besten Zuge. Er berichtete dabei auf die Frage des Apothekers, wie es ihm ergangen. Richtig hatte er schon beim Heimgehen die Wittwe unter ihrer Thür angetroffen und seine Scheu glücklich überwunden, indem er ihr nach dem Zeitwünschen frischweg eine Prise angeboten. Das Herz hatte ihm zwar nicht wenig dabei geklopft, als Bäbi die Finger am Schurze abgewischt und in die Dose gegriffen, aber er hatte auch bald gemerkt, daß der Tabak seine Wirkung nicht versage, denn nicht nur nieste die Bäurin sofort ganz

herzhaft, sondern machte auch ein freundliches Gesicht und fragte, ob er in der Stadt gewesen und was die Butter und die Eier jetzt wohl gelten? Darauf waren sie auf die Preise von Heu und Frucht gekommen und auf ihre beidseitige Wirthschaft, wobei der Hansli von seinen Aeckern und Wiesen und von seinem Viehstande gesprochen. Bäbi schien das nicht ungern zu hören, wenigstens nahm sie während dem Gespräche noch mehr als eine Prise, natürlich immer mit neuem sichtlichem Erfolge. Als am folgenden Markttage Hansli wieder an der Sonnenhalde vorbeigegangen, war die Frau gerade im Pflanzplätz mit Beschütten des Kabis beschäftigt. Er konnte nicht anders, als ihr die schönen Köpfe rühmen, was neuen Anlaß gab, sein Zaubermittel anzubringen, doch wollte er sich nicht zu lange säumen, um Abends wieder zeitlich zu Hause zu sein, von wegen dem Gesinde, sagte er, das der Aufsicht ermangle. Die Sonnenhaldenbäurin hielt ihn auch nicht auf, aber als er Abends zur rechten Zeit wieder an ihrem Hofe vorbeikam, merkte er wohl, daß sie auf seine Rückkehr gewartet und ihm besonders auf die Füße sah, ob die nicht ein wenig wackelten, wie sonst nach einem Markttage bei Vielen gebräuchlich. Hansli aber durfte sich sehen lassen; er hielt an und erzählte was er Neues vernommen und was von Allem die Preise gewesen; besonders junges Vieh sei jetzt sehr gesucht und preiswürdig, berichtete er, indem er natürlich dabei die Dose wieder in die Hand nahm. Da offenbarte die Wittwe mit einem Seufzer, wie sie wohl auch junge Waare hätte, aber selber zu Markte gehn könne sie doch nicht und auf die Knechte sei kein Verlaß, man werde von ihnen betrogen hinten und vorn; denn sonderlich,

wo nur eine Frau im Hause, meinten die Schelme, es sei ihnen Alles gestattet. Unter häufigen gegenseitigen Prisen giengen Beiden die Herzen immer weiter auf. Dem Hansli seinerseits grausete es, sein Haus zu betreten, weil gewiß wieder etwas Ungeschicktes vorgegangen, aber wenn man allein stehe, könne man unmöglich an zwei Orten zugleich sein, daheim oder auf dem Felde und dann auf dem Markte. Mit Klagen über die unzuverlässigen fremden Leute trennten sich die Zwei endlich, nachdem sie zum Abschiede noch jedes einen herzhaften Schnupf aus der Dose genommen.

So berichtete Hansli dem Apotheker und so weit war er gekommen, bis ihm sein Wundertabak ausgegangen.

Der Apotheker zum goldnen Mohren aber bezeigte sich mit dem bisherigen Verlauf zufrieden; so habe es kommen müssen! versicherte er dem Hansli und hieß ihn den Rest von dem Pulver wieder mit Tabak vermischen und die Dose Nachts unter sein Kopfkissen legen, bevor er von Neuem Gebrauch davon mache, es werde sich nun bald entscheiden!

Drei, vier Wochen und auch mehr vergiengen und der Apotheker dachte, dießmal halte der Tabak lange aus; ob wohl etwas dazwischen gekommen? Da trat eines schönen Morgens der Hansli von der Haselmatt in die Apotheke mit einem großen Korbe, und wie es schien zehn Jahre jünger. Indem er seine Last keuchend abstellte, sagte er, da bringe er ein neues Hanfmuster, zwar in den Tabak brauche er nichts mehr davon, er und Bäbi, mit der er letzten Sonntag vom Pfarrer aufgeboten worden, schnupften nun gewöhnlichen Doppelmops; vielleicht aber sei dem Herrn Apotheker damit gedient!

Und bei diesen Worten zog er ein Stück währhaftes halbgebleichtes hänfenes Tuch aus dem Korbe: das sei von Bäbi's Hanf und selbstgesponnen: der Herr möge es ansehen, und dann sagen, ob er seiner Zeit den Hanf der Verlobten mit Recht oder Unrecht gelobt; gefall' es ihm aber, so könne er's an Zahlung für sein gutes Recept behalten. Und unter dem Tuch lag noch ein Schinken mit drei Finger dick Speck überzogen, schneeweiß und das Fleisch drin wie pure Rosen, das sei von der eigenen Zucht ein Müsterchen; der Apotheker werde nun selber finden müssen, er und Bäbi paßten nicht so übel zusammen, jedes in seiner Art, begreiflich!

Um aber schließlich doch noch zu berichten, wie denn der Hansli sein Bäbi gekriegt, so ist das bald erzählt: der Tabak erzeigte sich mit jedem Male erfolgreicher, auch bei Hansli, der ja immer mitschnupfte, gestand er doch selbst, verspürt zu haben, wie das Kraut ihm das Gehirn freier gemacht. Und so war denn, scheinbar wie von sich selber, indem nun ein Wort das andre gab, aus der fortgesetzten Bekanntschaft die Brautschaft geworden.

Der Apotheker nun mochte sich wehren wie er wollte, und auch heimlich schämen seines Schnupftabaks halber und der guten Meinung des Hansli, es blieb ihm eben doch nichts andres übrig, als Schinken und Tuch anzunehmen. Dafür mußte ihm Hansli heilig versprechen, das erste Mal, daß er mit seinem Bäbi in die Stadt zu Markte komme, bei ihm anzukehren und zu Mittag zu essen. Für einstweilen gab er dem glücklichen Bräutigam ein Paar versiegelte Flaschen ausländischen süßen Weines mit: die sollten sie zusammen in Frieden bei guter Gelegenheit trin-

ken. Aber erst als er beifügte, der Trank werde die Wirkung des Tabakes bestätigen und verstärken, war Hansli zu bewegen, das Geschenk anzunehmen und seinem Bäbi zu kramen.

Das verzauberte Haus.

In dem Seitengäßchen einer entlegenen Vorstadt, zunächst der alten grauen Ringmauer, stand ein kleines Haus. Der Mörtel daran zeigte sich da und dort losgebröckelt und die Riegel, welche daraus hervorsahen, waren schwärzlich vom Wetter und Sonnenschein. Die Thürschwelle hatte vieles Aus- und Eingehen tief ausgehöhlt, von Farbe an Thür und Laden mochte man keine Spur mehr sehen; dagegen auf dem Dache einen kleinen Garten von Moos und Gras, die regelmäßig im Frühjahr neu grünten und sich vermehrten, nachdem allein der Winter ihrem Gedeihen eine Zeitlang Einhalt gethan. Das Häuschen stieß an einen großen Schuppen, darin ein Schreiner seinen Holzvorrath aufbewahrte und aus der Wohnung nebenbei soviel möglich Miethe zu ziehen suchte, ohne an die alte Barracke etwas wenden zu müssen, da sie ja doch zu nichts mehr taugte als zum Abbrechen. Einstweilen wohnte noch ein Arbeitsmann darin mit Frau und Kind, der alle Vierteljahre seinen

Hauszins zahlte und das genügte dem Eigenthümer vor der Hand. Meister Martin gieng am frühen Morgen schon aus nach dem Magazine, in dem er mit Packen und Aufladen von Kaufmannsgütern bei einem Handelsherrn regelmäßige Beschäftigung und sicheres, wenn auch nicht reichliches, und oft genug hartes, Brod fand. Die Frau mit dem kleinen Christinchen blieb zu Hause, besorgte das Kochen und die sonstige Wirthschaft, was aber eigentlich nur als Nebensache galt, indem auch sie für fremde Leute arbeitete, einzelnen ledigen Herren, die auf Schreibstuben oder anderswo angestellt waren, ihre Wäsche ausbesserte oder Neues fertigte. Als ehemalige Nätherin verstand sie dieß gar wohl, besser noch als die Haushaltung zu führen, nach der Unordnung und geringen Reinlichkeit zu schließen, die in dem Stübchen und in der Kammer oft herrschten, von der Küche nicht einmal zu reden. Der Verdienst der Leute wäre demnach kein so übler gewesen, aber es wollte doch nirgend recht auf die Dauer langen. Die Ordnung, das Eintheilen, das zu Rathe halten und Sparen am gehörigen Orte fehlten und die ersetzten weder des Mannes regelmäßiger Taglohn, noch die Extraeinnahmen der Frau.

Diese hatte erst in spätern Jahren den Meister Martin geheirathet, nachdem sie vergebens auf einen Freier gewartet, der ihr mehr zugesagt hätte, denn sie war einst ein hübsches und, wie man sagt, hoffährtiges Mädchen gewesen. Nur allzu hoffährtig! denn sie sah mehr auf's Aeußere, auf ihre und andrer Leute Kleider, hörte gerne Schmeicheleien und schöne Worte, gieng Vergnügungen nie aus dem Wege, nährte Ansprüche und Hoffnungen, Alles so lange, bis unversehens das Alter heranrückte und ihr, wollte sie

nicht als alte Jungfer Zeitlebens ihr Brod bei fremden Leuten essen, keine andere Wahl mehr ließ, als eben mit dem Meister Martin, einem Wittwer, sich zu begnügen. Sie schickte sich auch sonst ziemlich ordentlich in ihre neue Lage, wenn gleich ihre Vergangenheit ihr immer etwas hinderlich nachgieng und, was sie in der Jugend versäumt, mit dem Ehestand nicht von selber kam. Am Anfang hatte sie zwar wiederholt einen Anlauf genommen, hatte in der Stube Alles gehörig aufgeräumt, Tuchschnitzel und Fadenrestchen vom Boden aufgelesen, die Kleider in den Schrank gehängt, was sonst auf Tisch und Stühlen herum lag, auf dem Schafte oder in den Kasten untergebracht, darein es von Rechts wegen gehörte; Küchengeräthe, das zufällig den Rückweg aus der Stube nicht von selbst gefunden, in seine Heimat gewiesen, sogar der Spinnweben in den Ecken nicht geschont und den Boden mit frischem Wasser erschreckt, daß dann Tags darauf Alles recht sauber und wohnlich aussah. Es gefiel ihr selbst so besser, aber leider dauerte die Herrlichkeit nie sehr lange. Sie konnte sich mit der Zeit nicht einrichten, säumte hier noch bei etwas und schon lange hätte sie das Essen besorgen sollen; so lief sie von der Arbeit nur schnell weg, ließ Alles breit liegen, die Stunden verschoben sich und was jede derselben in ihrem Gefolge hatte, Greifbares wie Ungreifbares, das verschob sich ebenfalls, kam durcheinander, und die frühere Unordnung war wieder im Gange, ehe man sich nur recht umgesehen. Die gute Frau selber bemerkte es aber meist erst zu spät. Freilich half ihr Meister Martin hiebei mit ehelicher Treue. War der Fußboden noch so blank, er nahm keine sonderliche Notiz davon und trug an seinen schweren genagelten Schuhen

herein was dran hangen wollte, auch wenn es draußen noch so wacker regnete und der pflasterlose Weg bis in's Innerste durchweicht war. Eben so wenig genau nahm er's mit dem Herumspucken, welche üble Gewohnheit er nicht abzulegen vermochte; er wolle in seinem eigenen Hause nicht geniert sein! war die Antwort, wenn ihm seine Frau die Unart verwies, und es war als ob gerade ein reiner Fußboden ihn nur noch mehr reize. Natürlich wurden durch Solches die Anläufe zu Ordnung und Reinlichkeit weder vermehrt noch sonstwie ermuthigt, im Gegentheil, nach ein Paar Dutzend unfreundlichen Auftritten zuletzt ganz aufgegeben.

Schon dadurch aber litt Manches Schaden, wurde vernachläßigt und gieng vorzeitig zu Grunde, — eine unnöthige Vermehrung der Ausgaben. Aber auch noch zu andern Löchern fiel das mühsam erworbene Geld wieder aus dem Beutel und wollte sich nie darin zu einem ordentlichen Spar- und Nothpfennig ansammeln. Meister Martin hatte den Tag über häufig genug harte Arbeit, ein Glas Wein that ihm darum am Abend gut und war ihm auch wohl zu gönnen. Ob unter dem baufälligen Häuschen sich ein Keller befand oder nicht, ist ziemlich gleichgültig, jedenfalls war Meister Martin nicht im Falle, sich den Wein faßweise einzuthun. Indeß hätte er können vom Weinhändler sich eine Flasche in's Haus kommen lassen, über die Gasse; das mochte er nun aber nicht, vielleicht weil es ihm daheim doch nicht recht behaglich ward in der Unordnung oder bei einem unfreundlichen Gesichte der Frau. So besuchte er eben die Schenke ziemlich regelmäßig, kam oft spät in der Nacht nach Hause und daß er nicht bloßes Wasser getrunken

oder die ganze Zeit hindurch nur bei einem einzigen Schöpplein gesessen, das hörte man deutlich genug schon, wenn er durch den Hausflur trappte und dann die Stiege hinanstolperte, noch lange bevor man ihm in's Gesicht sah. Dadurch gab's neuen Verdruß. Die Lehre aber, die seine Frau daraus zog, war nicht weniger eine sonderbare. Sie sollte dem Manne freundlich, wenn auch ernst, zureden, die Folgen alle vorstellen und ihrerseits nach Kräften dazu beitragen, den Aufenthalt zu Hause ihm angenehm zu machen, um ihn von der Schenke abzuziehen, — von dem Allem that sie so ziemlich das Gegentheil. Oder durch eigene Treue, Sparsamkeit und Fleiß müßte sie den Ausfall für die Haushaltung wieder zu decken suchen, als brave Frau ersetzen, was der nachlässige und unordentliche Mann durchbrachte, — statt dieses Entschlusses nahm sie sich vor, lieber auch dann und wann sich gütlich zu thun: wolle der Mann nichts vorsparen, ei nun, so sehe sie nicht ein, warum sie allein sich Alles abbrechen sollte! Von früherer Zeit her aber war sie an eine bessere, leckere Kost gewöhnt, hatte sich an diesem und jenem Putzstücke erfreut. Diese alten Liebhabereien stellten sich nun wieder sachte ein und zum Zucker- und Kuchenbäcker, in den Kauf- und Modeladen wanderte im Stillen manches sauer verdiente Geldstück, wobei die Frau allerdings die Genugthuung hatte, daß ihr Mann nicht allein Alles durchbrachte, sie aber nur arbeiten und darben ließ. Freilich blieb damit auch die Haushaltung auf dem bisherigen ärmlichen Fuße, ja verkümmerte noch mehr, nach dem wahren Worte, daß wer nicht vorwärts kommt, zurück geht. Und so fühlte sich der Extraergötzlichkeiten und Genüsse ungeachtet das Eine so wenig als das Andre beson-

ders zufrieden, geschweige behaglich. Daß Beide vor der Hand noch gesund waren und der Verdienst ununterbrochen andauerte, machte zwar, daß es auch immer so leidlich und ohne besondere Störungen fortgieng, und an eine trübe Zukunft oder gar an alte Tage, da dachte einstweilen noch Keines.

Aber neben Meister Martin und dessen Frau wohnte ja noch das kleine Christinchen in der baufälligen Wohnung und dem lotterigen Haushalte. Es war das alleinzige Kind und fand sich auch in der That einsam und allein genug. Nirgend war es ordentlich daheim, nirgend auch paßte es recht hin. Es galt als ein „eigenes" Kind und daß es weder beim Vater und noch weniger bei der Mutter wohl ankam, machte es noch stiller und ungeschickter. Hölzern konnte es da sitzen, eine halbe und unwillkürliche Bewegung, bei der es aber verblieb, eine leichte Unruhe, welche über des Kindes Gesicht flog, war Alles, was etwa noch verrieth, daß es wirklich Augen und Ohren habe und ein Herz, das etwas fühle. Das Herz aber fühlte allerdings sehr viel, wenn's von ihm zum Munde auch ein weiter und ganz ungangbarer Weg zu sein schien. Von Hause aus war Christinchen nicht einmal so sehr verschlossen, aber den Vater sah es ja so selten, nur beim Essen, und da war er meist schon ungeduldig vom langen Warten und nichts weniger als entgegenkommend. Oder kam er einmal des Abends etwas zeitlicher nach Hause, so war er gewöhnlich etwas aufgeregt und unheimlich und das scheue Mädchen zog sich lieber zurück, als daß es sich ihm näherte. Mit der Mutter gieng es ihm ebenfalls gar ungeschickt. Selten zwar war sie besonders unzufrieden oder hart gegen das

Kleine, aber wollte es sich etwa zuthunlich an sie schmiegen, sagte ihr zärtliche Namen und liebkoste sie, da konnte die Frau plötzlich das Kind von sich schieben, oder sie stand rasch auf und mehr als einmal machte sie ein finsteres, ja fast zorniges Gesicht dabei. Das arme Christinchen wußte nicht, worin es gefehlt, es erschrak, die Mutter aber machte ihm nie einen besondern Vorwurf. Andere Male ließ sie sich vielleicht des Mädchens Herzlichkeiten gefallen, blieb aber so kalt und gleichgültig dabei, daß dieses fröstelte und ihm das Herzchen ebenso enge zusammen geschnürt wurde dadurch, als durch ein lebhaftes Wegstoßen, bei dem es sich doch, wie unschuldig es auch war, irgend einen dunkeln Grund dachte. So wußte das gute Christinchen nie wohin mit seiner Liebe und Anhänglichkeit, und je größer und sehnsüchtiger die waren, um so ängstlicher gewöhnte es sich daran, sie wohl zu verschließen und zu verbergen vor des Vaters Rauheit wie vor der Mutter Kälte und fremdem Wesen. Damit zog es sich dann allerdings immer mehr den Vorwurf der Verstocktheit und Gefühllosigkeit zu, hieß bald Einton, bald Klotz, während es doch wenige Kinder gab, die ihre Eltern so gerne herzlieb gehabt hätten, wenn es nur gedurft oder gewußt, wie auch seine Liebe zeigen, daß man sie verstehe. Es war darüber manchmal ganz traurig und unglücklich; die heimlichen Thränen aber, die es abseits oder Nachts in seinem Bettlein vor dem Einschlafen weinte, die sah kein Mensch und hätte man sie gesehen, da wären wohl auch sie mißdeutet worden. Christinchen gewöhnte sich allmälig, dieß als sein Schicksal anzusehen, denn weder Vater noch Mutter maß es darum eine Schuld bei, noch viel weniger grollte es ihnen darob.

Das arme Kind wäre wohl weder so verschlossen, noch so an sich selber irre geworden, wenn es gewußt hätte, daß es keine rechte Mutter mehr besitze, sondern nur eine Stiefmutter, die Meister Martin erst nach dem Tode von Christinchens Mutter geheirathet. Die Stiefmutter konnte das fremde Kind nicht so recht lieben und wenn sie es auch nicht übel behandelte, es stieg ihr doch manchmal ein bitteres Gefühl oder ein Neid auf, weil sie selber keine eignen Kinder hatte. Erst später aber und ziemlich zufällig erfuhr dieß Christinchen. Es erzählte nämlich einmal seinem Kätzchen, das sein einziger Vertrauter war und ihm auf dem Schooße saß und spann, die Geschichte von Schneeweißchen und der bösen Stiefmutter. Gerade war es daran, die Stiefmutter recht schwarz und häßlich zu schildern, puff! da klatschte mitten in der besten Schilderung dem armen Kinde ein Schlag auf die Wange, daß es laut schrie und auffuhr und sogar das Kätzlein erschrocken auf und davon rannte, auf's Fenstergesimse zuerst und dann hinaus in's Freie. Die eigne Stiefmutter stand zornig und scheltend hinter dem Mädchen, sie hatte seine Erzählung gehört, wohl aber nur zum Theil, und geglaubt, Christinchen spreche von ihr selber so unfreundlich und übel, während es ja nur die Stiefmutter im Mährchen gemeint und von einer eigenen gar nichts wußte. Sie schalt es obendrein noch tüchtig aus und machte ihm Vorwürfe über seine Undankbarkeit; Abends aber verklagte sie es beim Vater und da dieser nicht gerne lange untersuchte, und Christinchen zu schüchtern und unschuldig war, um sich recht zu vertheidigen, so gab ihm der noch ein paar Schläge dazu und schickte es vor der Suppe zu Bette.

Christinchen wußte nun, daß es eine Stiefmutter hatte und erzählte seinem Kätzchen die Geschichte vom Schneeweißchen nie mehr. Ja, auch wenn es gewollt, es hätte das bald nicht einmal mehr gekonnt. Je weniger das Kind seine Liebe bei Vater oder Mutter anzubringen vermochte, um so eifriger hatte es sonst ein lebendiges Wesen gesucht, das es lieb haben könnte. Im Hause war sonst Niemand und auch in der Nachbarschaft nicht; denn das Haus stand abgelegen und mitten in Gärten an der Ringsmauer. Da waren es denn die Spätzlein, die Frühmorgens auf den Fensterladen saßen und wohl auch auf's Gesimse des Dachkämmerchens flogen, denen es sein Herz zuwandte und die es mit Brosämlein oder Körnchen von Wegerich und dergleichen zu kirren suchte. Die Spätzlein aber ließen sich nicht halten und streicheln, sie flogen bald wieder auf und davon, wenn sie die Mahlzeit auch herzhaft wegpickten. Und Christinchen selber hatte nie eins fangen und einschließen können, da es sah, wie wohl sie sich's sein ließen auf den grünen Bäumen oder hoch in der blauen sonnigen Luft oben. Um so enger schloß es sich dem grauen Kätzlein an, das in dem alten Hause der Mäuse halber gehalten wurde und vom Estrich droben zum Tagloch hinaus über's Dach in Christinchens Kämmerlein zu Besuche kam, oder, wenn das Kind drunten in der Stube war, aus dem Keller herauf schlich und vor der Thüre sitzen blieb, bis diese etwa aufgieng und es sich unversehens herein drücken konnte. Diesem Kätzchen vertraute die Kleine gar Vieles an und es war wirklich oft, als lausche das Thierlein recht verständig auf die Geheimnisse und Erzählungen alle, wenn es, die Pfötchen eingezogen und die Augen halb zugedrückt, mit gespitzten

Ohren seiner Freundin auf den Knieen lag. Wenigstens nahm diese es so an und erleichterte sich ihr Herzlein. Seit Christinchen erfahren, daß es nur eine Stiefmutter habe, war ihm das Kätzlein fast noch lieber geworden und es sprach mit ihm und vertraute ihm noch viel mehr als bisher, wenn es sonst auch linkischer und zurückhaltender gegen die Eltern sich zeigte und deßhalb häufigere Vorwürfe erhielt. Es trug diese still und geduldig und murrte nicht, bis daß ihm an einem Tage die Stiefmutter das Kätzchen unter Schelten fortjagte und für immer verbot. Das anhängliche Thier erschien zwar nach einigen Tagen wieder, aber das Mädchen hatte sich zu frühe dessen gefreut. Sie wolle dem Vieh das Wiederkommen schon verleiden! drohte nun die Stiefmutter, und wirklich auch blieb es vom folgenden Tage an verschwunden für immer. Christinchen weinte gar bitterlich, als sein einziger Freund nicht wieder kam und konnte sich nimmer trösten. Dem Vater fielen einmal bei seiner Nachhausekunft die rothgeweinten Augen auf und er fragte, nach seiner Weise barsch, aber nicht gerade theilnahmlos, was es denn jetzt wieder gegeben? Er erfuhr den Verlust, denn das Mädchen hatte eine Art Muth bekommen, da es sich um das liebe Kätzlein handelte. Sein Kind aber dauerte den Meister Martin und nicht gar freundlich stellte er die Frau zu Rede, warum sie das gethan? Diese hatte jedoch gar manche Gründe bei der Hand. Christinchen arbeite gar nicht mehr, sobald sie nur den Rücken kehre, gleich gehe da das Spielen und Streicheln mit der Katze an, das Thier sei so verwöhnt worden, daß es selber auf die Betten gesprungen und sie zu Schaden gebracht. Auch habe es in letzterer Zeit nicht eine einzige Maus mehr

gefangen; es sei zwar begreiflich, denn die Jungfer Tochter stecke ihm beständig eine Menge Leckerbissen zu, sie aber wolle für's bloße Vergnügen keinen vierbeinigen Kostgänger füttern, es seien der Mäuler schon genug da! Und in dieser Tonart gieng's noch eine Weile fort, so daß dem Meister Martin Ohren und Mund zugleich gestopft wurden und er sich damit begnügte, sein Christinchen zu trösten: es müsse später wieder eine andere Katze bekommen! Die Stiefmutter sagte zwar nichts dagegen, indeß hatte es mit dem neuen Kätzlein einstweilen noch gute Ruhe.

Christinchen fühlte sich nun noch einsamer und verlassener und in den Feierstunden, wenn es so allein da saß, fieng es an darüber nachzudenken, daß es nur eine Stiefmutter habe und malte sich in Gedanken neben dieser dann die rechte Mutter aus, die vor manchen Jahren schon gestorben war, als es noch ein kleines Kind gewesen. Diese rechte Mutter machte ihm gar viel zu schaffen und es gab sich alle Mühe, nur da und dort eine einzelne alte und vergessene Erinnerung aufzufrischen und sie zusammen zu tragen und daraus ein Bild sich zu schaffen, das ihr ähnlich sehen möchte. Wenn Christinchen so saß und sann, besonders an schönen stillen Abenden, wo zwischen den Zinnen der grauen Stadtmauern und durch das grüne Laub der Linden der rothe Himmel so friedlich herüberschaute, oder auch an einem Sonntagmorgen, wenn die Kirchglocken von fern und nah erklangen, da war es ihm oft, als zögen freundliche, halberblichene Bilder an seiner Seele vorüber. Es suchte sie dann festzuhalten, näher zu betrachten, aber die meisten verflogen wie leichte Wölkchen, es wußte nicht einmal recht was auch eigentlich es gesehen. Ein Paar

liebevolle Augen, wie es sonst nirgend noch erblickt, ein heller Schimmer, gleich dem Lichtlein eines Christbaums, unterschied es wohl etwas bestimmter und sie kehrten öfter wieder, wenn gleich beim schärfern Zusehen sie ebenfalls verschwammen.

Solche wenige und dämmernde Erinnerungen pflanzten allmälig in des Kindes Herz eine Sehnsucht nach der verstorbenen Mutter und es gewöhnte sich, Alles was es schön fand, was ihm gefiel und lieb war, auf die Mutter überzutragen oder mit ihr in Verbindung zu bringen, so daß sich neben der Liebe zu ihr auch eine tiefe Verehrung in ihm festsetzte. Es wurde sein alleiniger Wunsch, der es beinah ausschließlich zu beherrschen begann, die Mutter selig nur auch ein einziges Mal zu sehen, es wollte sie dann schon recht im Gedächtnisse behalten. Der liebe Gott, meinte es, sollte der Mutter selig das wohl gestatten, wenn sie ihn darum ernstlich bäte und ihr den Himmel schon so lange offen behalten, bis sie auf Erden unten schnell ihr Christinchen besucht. Und wirklich erfüllte sich auch der Wunsch des guten Kindes. Als es einmal krank und in Fieberhitze lag, da trat eine blasse Frau an sein Bettlein und legte ihm die Hand auf die heiße Stirne und lächelte gar freundlich und nannte es ihr liebes Kind. Es erinnerte sich den folgenden Tag noch ganz deutlich dieses Besuches und wie gerade der Mond durch's Fenster geschienen, sonst aber Alles so stille gewesen.

Von da an hatte die Verstorbene für Christinchen eine bestimmte Gestalt und in dieser begleitete sie das Kind auf Weg und Steg, tröstete, berieth und ermahnte es, machte bald ein heiteres, bald ein ernsthaftes Gesicht, nickte Beifall

oder erhob den Finger. Christinchen fühlte sich von da ab auch gar nicht mehr so verlassen, empfand vielmehr Muth und war froher und zufriedener, hatte es doch jetzt eine Vertraute, die es liebte und vor der es sein Herz und seine Liebe unbedenklich ausschütten durfte. Es sprach freilich gegen keinen Menschen sonst ein Wort hievon, sondern behielt die verborgene Freundschaft als ein großes Geheimniß für sich.

Wenn Christinchen aus seiner entlegenen Wohnung nach der Schule gieng, so kam es, den unansehnlichen Hinterhäusern und Mauern entlang, an eine Lücke, die durch einen reinlichen Hof und ein altväterisches, nicht gar großes, aber wohl unterhaltenes und freundliches Haus ausgefüllt wurde. Wie oft blieb das Kind vor der niedern Mauer stehen und sah durch die gewundenen Staketen nach dem geschornen hellgrünen Rasen, den saubern Kieswegen, die darüber weg auf das Haus zu führten. An diesem fielen ihm, außer den steinernen Schnörkeln und den gebrochenen Bogen über den gewölbten Fenstern, besonders die schneeweißen Vorhänge auf hinter den spiegelnden Glasscheiben. Noch nie hatte es einen Menschen da drinnen gesehen, so oft es auch vorbeigekommen, nie Jemand bemerkt aus- oder hineingehen, mit Ausnahme einer schneeweißen Katze, die, ein rothes Band um den Hals, manchmal über den kurzen Rasen wegschritt oder auf der obersten Stufe der Hausthür zwischen den zwei steinernen Urnen behaglich in der Sonne lag und ihren Pelz glatt leckte. Sonst war Alles still und wie ausgestorben, mochten um das Haus in den abgezirkelten Beeten die gelb und rothen Tulipanen blühn und der Flieder duften oder die herbstlichen Astern prangen und das rothe Laub der

wilden Reben, die um die Mauern spannen, auf den Kies herunter blättern. Jemand aber mußte doch in dem Hause wohnen; schon des Kätzleins wegen! meinte Christinchen. Dann aber auch stieg von Zeit zu Zeit ein leichtes Rauchwölkchen aus dem gewaltigen Kaminhute und wirbelte lustig über das Dach weg in die blaue Luft hinein. Und wann die Frühlingssonne so recht freundlich schien, da stand etwa einmal das Fenster offen und auf dem Gesimse vor dem wehenden weißen Vorhange war ein schön lackirter Käfig zu sehen, mit einem gelben Vogel drin. Das war indeß auch Alles, was das aufmerksame Kind in Jahren zu entdecken vermochte und so kam es, daß es jedes Mal mit einer heimlichen Scheu in den schönen Garten hinein und auf das einsame Gebäude blickte und das Ganze ihm nicht anders vorkam, als wie ein verzaubertes Haus, das weiße Kätzchen aber mit dem rothen Halsbande als die Fee oder gar ein verwunschener Prinz.

Eines Abends kehrte Christinchen auch wieder mit seiner Schiefertafel und dem Lesebüchlein in der Armtasche aus der Schule zurück nach der entlegenen elterlichen Wohnung. Still und in sich gekehrt wie immer gieng es des Weges längs der Mauer und das trockene Stück Brod, der wenig freundliche Willkomm, der Abend ohne Kinderspiel und Freude, die daheim seiner warteten, beschleunigten seine Schritte nicht eben gar sonderlich. Es hieng seinen Gedanken nach, verkehrte wohl mit der Mutter selig, wie so hundert Male schon auf dem einsamen Wege. Da schreckte es lauter Lärm, Hundegebell und Katzengeschrei, begleitet von schallendem Gelächter und hitzigem Hetzen aus seinem Sinnen auf. Erschrocken hielt es die Schritte an und sah

sich um. Wilde Buben rannten an ihm vorüber, ein Stein sprang ganz nahe an seinen Füßen vorbei über's Pflaster und ein Hund schien unter Heulen und Bellen, mit eingezogenem Schweife nur ungern sich vor irgend einer Gefahr zurückzuziehen. Dies Alles ereignete sich unmittelbar vor dem verzauberten Hause, vor welchem, aber auf der Straße, eine weiße Katze lag, dem Anscheine nach verwundet, denn sie miaute kläglich, die Haare standen ihr zu Berge und wie glühende Kohlen funkelten ihre zornigen Augen. Sie lag an die Staketenmauer gedrückt und sank bei jedem Versuche sich davon zu machen unter augenfälligem Schmerze wieder zusammen. Gleichwohl war ihr Blick ununterbrochen auf ihren Erbfeind hingekehrt und die Vordertatze mit den weit ausgereckten Krallen gerüstet zur Abwehr jedes Angriffes. Wirklich schien auch der doch ziemlich große Hund die Eindringlichkeit und Schärfe der Waffe bereits erprobt zu haben, indem er nicht wiederzukehren wagte, sondern nur aus der Entfernung fortbellte und die Zähne wies. In der Katze aber und an ihrem schönen rothen Halsbändchen erkannte Christinchen nur zu deutlich die Fee oder den verwunschenen Prinzen, den es so oft gravitätisch über den Kies des verzauberten Hofes hatte laufen sehen. Das Thier war, so schien es, auf der Staketenmauer gesessen und hatte zwischen den Eisenstäben hindurch neugierig auf die Straße draußen geschaut, nach den wenigen Leuten, die dort vorbeigiengen und wohl besonders nach dem und jenem Spätzchen, das sich ein Körnchen oder Krümmchen auf dem Boden suchte. In sträflichem Gelüste mochte es seinen sichern Posten verlassen haben und einem der sorglosen Vögelein nachgeschlichen sein; gleichviel! eine Anzahl böser

Buben sahen es auf der Straße, warfen Steine nach ihm und hetzten einen Hund, der mit ihnen lief, auf die arme Creatur los. Daher der Mordlärm. Und daß ein Ziegelstück die Katze schlimm traf, ihr ein Bein zerschmetterte oder sonstwie sie quetschte, war die Ursache, daß das Thier nur elend zu hinken vermochte und nun so dalag in Todesängsten, wie Christinchen es eben getroffen.

Die Buben waren lachend abgezogen, auch der Hund kehrte nicht wieder, das Mädchen aber schritt mitleidig auf das arme Kätzchen zu, das nun kläglich zu miauen anfieng und nicht halb so zornig mehr drein sah, sondern eher wehmüthig und als flehe es um Hülfe. Hätte das Kind auch nicht an sein ehemaliges eigenes Kätzlein gedacht, das ihm die Stiefmutter aus dem Hause gejagt, es hätte sich doch des hülflosen Geschöpfes erbarmt. Mit tröstlichen sanften Worten streichelte es ihm jetzt den Kopf, um es vertraut zu machen, dann aber hob es das Thierlein mit aller Vorsicht und Schonung auf den Arm und bettete es so gut möglich in die Schürze. Ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, zog es an dem großen messingnen Glockengriffe der Gitterthür, der durch einen langen, über den Hof gespannten Drath mit einer Glocke des geheimnißvollen Hauses in Verbindung stand. Obgleich draußen kein Ton zu hören war, innen schien sich's sofort zu regen: eine Thür schlug zu, die Hauptpforte öffnete sich bald darauf und verwundert trat eine alte Magd in den Hof und an das Gitter. Wie diese nach der ungewohnten Störung eben ziemlich unfreundlich sich erkundigte, erschien zugleich oben am Fenster, in nicht geringerer Verwunderung, eine andere Frauengestalt und schaute in den Hof hinab. Christinchen erzählte, was

es gesehen und vermuthe, und wies auf die verunglückte Katze in seiner Schürze, wodurch die Magd in Entsetzen gerieth, ihrer Herrschaft wegen, der solch Herzeleid widerfahre, zu zanken begann und nachträglich gar gewaltig über die Ungezogenheit der Buben und deren Verderbtheit loszog und wie es doch unverantwortlich sei, daß die Polizei nicht besser aufpasse, die ja sonst bei Allem ihre Nase haben wolle. Während dieses Lamentierens, das nur von Beileidbezeugungen gegen das arme Thier unterbrochen wurde, war auch die Gestalt, die oben am Fenster sich gezeigt, in den Hof und zu den Beiden getreten, eine hagere, weiße Frau in einer hohen altväterischen Haube, von Kopf zu Fuß nur weiß und grau Alles, Kleider, Bänder, Gesicht, Hände, bis auf die hellbraunen Haare, die sich glatt an die Stirne legten, obgleich auch die schon mit Grau untermischt waren. Als sie das Vorgefallene erfuhr, wie ihr Liebling so schwer verletzt sei, vielleicht Zeitlebens ein Letze davon trage, ja beinahe wäre erschlagen worden, da kam sie solche Angst und ein Zittern an, daß sie nicht fähig war, das arme Opfer nur auf den Arm zu nehmen. Die alte Magd aber war noch viel zu sehr im Eifer und hatte noch lange nicht genug die gottlose Jugend ausgescholten, wozu sie, neben der Zunge, nicht minder lebhaft die Arme gebrauchte, als daß sie des Thierleins noch anderswie sich hätte annehmen können. So verstand sich's beinahe von selbst, daß Christinchen dasselbe nicht nur durch den Hof in's Haus, sondern in diesem auch die Treppe hinauf in's Zimmer trug. Die weiß und graue Frau eilte nach ihrer Pflasterlade und dem alten Linnen, einen heilsamen Verband sobald möglich auf die verwundete Stelle zu legen.

Als sie mit dem Zeug wieder kam, war sie von einer andern Dame begleitet, die ihr so völlig gleich sah, ebenso groß und hager, ebenso weiß und grau, wie sie selber war, daß Christinchen auf den ersten Blick nicht zu unterscheiden vermochte, welche von beiden sie schon gesehen. Mit aller möglichen Sorgfalt wurde das Thier gepflegt und verbunden und es war, als besäße dieses Verstand, so ruhig hielt es dar und sah so gescheidt drein, ohne sich zu wehren oder nur zu zucken. Gegen Christinchen, das ihm in seiner Noth zuerst beigestanden, benahm es sich übrigens ebenso wenig scheu wie gegen eine der beiden Schwestern, seine Herrinen. Aber das Mädchen war auch mit so freundlichem Zuspruche und so leichter Hand bei der ganzen Operation thätig, daß man hätte meinen sollen, seiner Lebtage habe es nichts anderes geübt als verwundete Kätzlein gepflegt. Bei der wahren Theilnahme gegen das Thier hatte Christinchen der neuen Umgebung und der ganz unbekannten Personen fast ganz vergessen und schaute sich erst dann etwas scheu und verlegen in der ungewohnten Welt um, als der Patient wohl versorgt in einem mit weichen Tüchern ausgepolsterten Korbe dalag. Den Frauen aber war bei all ihrer Aufmerksamkeit für die Leiden der Katze weder der herzliche Antheil des Mädchens entgangen, noch dessen Eifer und Geschicklichkeit. Freundlich sprachen sie mit ihm und lobten es, gaben ihm auch ein schönes Bilderbuch zum Andenken und erlaubten ihm wieder zu kommen und sich nach dem Befinden seines Schützlings zu erkundigen, wozu sie den Samstag Nachmittag festsetzten, da bei ihnen Alles seine bestimmte Zeit und Ordnung zu haben schien. Beim Verlassen des Hauses fiel Christinchen erst dessen außer-

ordentlich reinliche und sorgfältige Einrichtung auf, die schneeweißen Vorhänge, der Boden so sauber wie eben frisch gescheuert, alle Geräthe blank gewichst, daß sie wie neu aussahen, wenn ihre Gestalt auch ganz altväterisch und ungewöhnlich war. Auf der Treppe, unten auf den wie gestern erst aus dem Felsen gebrochenen Steinplatten der Hausflur, wagte es kaum herzhaft aufzutreten, weil es nicht anders denken konnte, als, da müsse es mit seinen Schuhen einen Fleck, eine Ritze zurücklassen.

Mit wie ganz andern Augen betrachtete Christinchen von da ab das verzauberte Haus, wenn es die Staketenmauer entlang gieng. Es kam ihm indeß kaum weniger geheimnißvoll vor als früher, schwebte ihm doch wie ein Traum jetzt Alles vor der Seele und das Einzelne, was es gesehen, ließ es nur noch viel Seltsameres und Ungewöhnlicheres ahnen. Es mochte kaum erwarten, bis es Samstag Nachmittag werden wollte, vier lange lange Tage lagen noch davor und gleichwohl klopfte ihm beim bloßen Gedanken an den Besuch das Herz. Es konnte nachträglich gar nicht begreifen, wie es so ohne Zögern, ja ohne sich zu besinnen, damals in das Haus hineingetreten. Solchen Muth fände es jetzt nicht mehr; es mußte mit all seinem Sinnen bei der verwundeten Katze gewesen sein und sonst nichts gesehen noch gedacht haben.

Der so ersehnte und gefürchtete Samstag Nachmittag kam endlich und Christinchen, etwas sorgfältiger gekleidet als sonst am Werktage, stand vor dem Gitterthor und zog an dem spiegelblanken messingnen Glockengriffe, leise, leise. Die Thüre im Hofe gieng auf, ohne daß Jemand sich zeigte, eine ebenso unsichtbare Hand öffnete hernach auch die Haus-

pforte. Selbst unten im Hausgange war Niemand, Alles grabesstille, nur an den weißen Wänden schauten aus großen verzierten goldenen Rahmen ernst und feierlich geputzte Herren und Frauen, Geistliche oder Rathsherrn, meist in gewaltigen Perücken, schwarzen Amtskleidern und steifen Halskrausen. Diese alle schienen das arme Christinchen zu fragen, was es hier wolle? und in der Verlegenheit schlug es den Blick vor ihnen nieder und kratzte die Schuhe auf dem Scharrbrette noch um so sorgfältiger ab, da es so viele Augen auf sich gerichtet sah. Es erleichterte ihm ordentlich das Herz, als oben an der Treppe nun die alte Magd von letzthin wieder erschien, es heraufkommen hieß und in eine Stube wies. Hell fiel die Sonne durch die weißen Vorhänge auf den Fußboden, aber auch jetzt nicht vermochte sie nur das kleinste Flecklein zu zeigen. Auf dem Fenstergesimse stand der lackierte Käfig und der Kanarienvogel drin spreitete gar behaglich seine Flügelchen in der Wärme aus und pfiff hellauf, ob zum Willkomm Christinchens oder dem kranken Kätzlein zur Unterhaltung, das in seinem Korbe ebenfalls der Sonnenstrahlen sich erfreute, war schwer zu unterscheiden. An einem runden Arbeitstischchen saß die eine der zwei weißen Schwestern und steppte neues Linnen, das sie an dem grünen altmodischen Nähkissen vor sich befestigt hatte, die andere legte nebenzu auf der geschweiften Nußbaumkommode Kleider für ein kleines Kind regelrecht zusammen, das Hemdchen, ein Jäckchen und Häubchen, und übergab es Alles mit einer kurzen Weisung, ohne Geräusch und Aufsehen, der eben eingetretenen Magd. Beide begrüßten Christinchen freundlich und wiesen ihm seinen Schützling, der noch immer unfähig war zu gehen. Das Mädchen

setzte sich auf einen Schemel an den Korb desselben und liebkoste ihn, und ein vergnügliches Miauen, mit dem dieser den dicken runden Kopf gegen die schmeichelnde Hand der Retterin stieß, bezeugte sowohl seine Dankbarkeit als Freude. Die Frauen aber erkundigten sich zunächst theilnehmend nach Dem und Jenem, nach des Kindes Eltern, nach seinem Treiben daheim und seinen häuslichen Verhältnissen. Christinchen wußte nicht wie ihm geschah, aber es mußte Alles mittheilen, das Herz gieng ihm hier in dem Frieden und der Traulichkeit auf wie zu Hause noch nie, es war gar nicht mehr das scheue und verstockte Kind, alle Unsicherheit und Aengstlichkeit wie verschwunden. Ohne Arg und ohne Klage erzählte es sein einfaches, wenig freudenreiches Schicksal und verstand nicht einmal das mitleidige Lächeln auf den Gesichtern seiner neuen Gönnerinen, denn nicht von ferne dachte es, daß es daheim je anders hätte sein können. Es sonnte sich bloß an der Theilnahme und Freundlichkeit, die es aus ihren Mienen las und die ihm so wohl thaten, um so wohler, je unerwarteter sie ihm geworden. Nur als es fortwährend an dem weißen Kätzlein seine Freude bezeugte und eine der Frauen fragte, ob es denn zu Hause nicht auch eins habe? nur da zog eine leichte Wolke an dem neuerschlossenen Himmel hin. Traurig erzählte es, wie die Mutter ihm diese einzige Freundin aus dem Hause gejagt, — es hätte ja gerne weniger essen wollen, fügte es gleichsam als Rechtfertigung für sein Bedauern hinzu. Aber wie lächelte es gleich wieder, als die Frau gutmüthig es damit tröstete: es müsse dafür öfter ihr weißes Mickchen besuchen und dem seine Freundschaft schenken.

Nach Verlauf einer Stunde war es Christinchen nicht

mehr anders zu Muthe, als ob es schon seit Jahr und Tag hier eingebürgert wäre, wenngleich es ganz besonders Acht hatte, ja überall recht ordentlich und genau zu sein, um in nichts gegen den hier herrschenden Geist zu verstoßen.

Draußen in dem breiten Hausgange stand ein uralter mächtiger Kasten, schwarzbraun, mit Schnörkeln, Säulchen und anderm Schnitzwerk. Dazu waren in den Thürflügeln Blumen und Thiere von buntfarbigem Holze zierlich eingelegt. Aber wie wundersam das Möbel von außen erschien, sein Inneres war noch viel geheimnißvoller: in dem verzauberten Hause war da das Allerzauberhafteste. Christinchen wurde von einer der Schwestern vor das Heiligthum geführt. Der größte Schlüssel des klirrenden Bundes schnappte in dem messingverzierten Thürschlosse ein — zwei Mal, und nicht ohne Anstrengung ließ sich der eine Flügel öffnen. Mit einem heimlichen Schauer sah das Mädchen nach den blinkenden und bunten Gegenständen in der dunkeln Tiefe. Die weiße Gestalt seiner Gönnerin tauchte in den Abgrund und ein Wunder um's andere förderte ihre Zauberhand aus der Nacht an's Licht. Da war ein Bergwerk mit schwarzen Bergknappen, die in der Tiefe aus dunkelm Gestein roth und goldig flimmerndes Erz mit ihren spitzen Hämmern herausschlugen. Andere der Gesellen zogen das Metall in Eimern einen Schacht hinauf zu Tage und ganz oben saßen die Herren von der Verwaltung gar gravitätisch um einen Tisch, hatten Schreibzeug und Papiere vor sich und führten ernsthaft Rechnung über den Betrieb der unterirdischen Herrlichkeit. Was aber das Allermerkwürdigste: diese ganze Welt, das prächtige Metall, die Männlein, Tische, Leitern und Felswände, alles das stand in den ein-

zigen Raum einer Glasflasche hineingezaubert, deren Hals so enge war, daß kaum ein mäßig starker Finger sich durchführen ließ. Dieses ganz fremdartige Leben, das Geheimniß, wie es in dem beschränkten Raume sich ausgedehnt, erfüllte Christinchen mit solcher Bewunderung, daß es wortlos mit offnem Munde das Glas nur anstaunen konnte. Einzig dem feinen durchsichtigen Wachsgesichtchen einer Puppe, die in eine Pappschachtel gebettet lag, gelang es endlich, das Kind aus dem bodenlosen Erstaunen zu reißen, darein es gesunken. Gar zu schön roth auch lachte der kleine Mund, die runden Wangen und die hellen Glasäuglein sahen nicht anders aus, als wie zwei leibhafte Vergißmeinnichte. Spitzen, Rauschgold, grün, roth und violett, Gold- und Silberfranzen, nebst der buntesten Seide, bildeten von den nackten Schultern an die Umhüllung der Wunderpuppe. Daß die zwei Schwestern sie einst aus einem Kloster gebracht, wo sie zu Besuch gewesen, und fromme kunstsinnige Nonnen die Verfertigerinen waren, erhob nur noch den Reiz, so daß das arme Mädchen, trotz dem ordinären Papplager, das Wachsbildchen doch fast wie etwas Ueberirdisches ansah.

Der Schätze und der Herrlichkeiten beherbergte im Uebrigen der schwarzbraune Kasten sonst noch manche, wenn Christinchen einen guten Theil davon auch erst in der Folge kennen lernte. So eine Optik, durch deren rundes Glas man mitten auf die Plätze, Straßen und Promenaden der schönsten Städte der Welt hineinschaute und die Paläste vor sich sah und berühmte Kirchen, vor denen Herren in kurzen Hosen und langen Perrücken, den spitzen Degen an der Seite, gar zierlich neben den Frauen in Reifröcken und

Haarthürmen einherspazierten oder tiefe Bücklinge gegen sie machten. Wie wunderbarlich dann auch war jenes Kistchen, dessen eine Seite durch ein Glas ersetzt war, hinter dem allerlei Figuren zwischen Bäumen und Häuschen aufgestellt waren, die sich bewegten! Ein Eselein mit einem Sacke nickte bedächtig mit dem Kopfe, hinter ihm drein der Treiber, erhob den Arm und schlug mit dem Stocke auf das träge Thier. Ein Holzhacker in der Nähe handierte gar fleißig mit seiner Art, eine Magd pumpte Wasser am Brunnen, der Bettler am Wege zog die Mütze vor dem Herrn, der ihm begegnete und ein Almosen zuwarf. Dieß Alles rührte und regte sich sobald man den Kasten nur ein Paar Male umdrehte ganz wie von selber.

Solche Spiele und Unterhaltungen fesselten Christinchen allerdings wie ein Zauber und immer mehr an das geheimnißvolle Haus.

Es durfte wieder kommen und kam bald ganz regelmäßig jeden Samstag-Nachmittag, später sogar auch am Mittwoch noch. Die Stiefmutter hatte nichts dagegen einzuwenden, denn nicht nur brachte Christinchen gar Manches mit nach Hause, was ihr sehr erwünscht sein mußte; sie selbst erhielt öfter Näharbeit von den zwei weißen Frauen, die ihr gut bezahlt wurde. Freilich wurde sie fast neidisch auf ihr Kind, wenn dasselbe auf ihre Fragen dieß und jenes Wundersame erzählte und Neugier wie Eigennutz trieben sie mehrmals, in dem seltsamen Hause ebenfalls einheimisch zu werden. Sie brachte darum einigemale die gefertigte Arbeit selber den Bestellerinen, aber wie klug sie es einleitete, wie geschmeidig und ausgesucht sie sich geberdete, es gelang ihr nie, nur bis unten an die Treppe zu gelangen. Ja sie

bekam nicht einmal eine der beiden Schwestern zu sehen, denn jedesmal gab ihr nur die alte Magd an dem Hofthore Bescheid. So unterließ sie denn am Ende halb ärgerlich diese Versuche und Christinchen ward gern oder ungern die einzige Vermittlerin zwischen ihr und der wunderlichen, „aber doch sehr einträglichen, und darum auch der Rücksicht höchst würdigen, Kundsame."

Für Christinchen blieb es indeß bei dem bloßen Spielen oder Kurzweilen doch auch nicht und immer weniger, je häufiger und länger es in das verzauberte Haus kam. Es mußte arbeiten und was es noch nicht verstand, ward es angehalten zu erlernen: seine Gönnerinen ließen sich die Mühe dazu nicht verdrießen. Da es sehr viele Aufmerksamkeit zeigte, lernte es bald recht ordentlich nähen und stricken, erst Probeplätze; als aber die Stiche nicht mehr wie Ameisen in Kreuz und Quer krochen, sondern gleichmäßig und ordentlich hübsch hinter einander drein marschierten, wurden ihm bald auch Leintücher, Handtücher und selbst Hemden anvertraut. Für seine Arbeit erhielt es dieß und jenes Nützliche geschenkt, ein Kleidungsstück oder sonst etwas Brauchbares, seltner Geld und dieß nur für Solches, was ihm nach Hause mitgegeben worden. Das Gefertigte selbst aber, — die Frauen behielten es nicht, — es verschwand, Christinchen wußte lange Zeit nicht wohin? Allmälig erst erfuhr es, daß die Strümpfe und Hemden, ihrer Größe nach meist für Kinder, durch die alte Magd an arme Leute verschenkt wurden, gewöhnlich ohne daß dieselben erfuhren, woher die Gabe komme.

Wie man aber mit ihm zufrieden sei, konnte das Mädchen am besten sehen, z. B. als Weihnacht herankam. Auf

den Abend zuvor war es in das verzauberte Haus bestellt worden. Wie erstaunte es, als da einzig für seine Person ein kleiner Tannenbaum auf demselben Nähtischchen stand, daran es das ganze Jahr gesessen, und in den Zweiglein, neben goldenen Nüssen, Süßigkeiten, Aepfeln, eine Puppe und ein Büchlein als Bescheerung hiengen und lagen. Als Christinchen darüber seine Freude bezeugte, da war es nichts weniger als Undank, daß es dabei des Gedankens nicht los wurde, Alles dieß sei eigentlich doch nur ein Geschenk der seligen Mutter, die mit seinen Wohlthäterinen im Einverständniß stehe. Durch solche Verbindung aber stiegen diese nur wieder in seinem Respecte. — Die Fertigkeit in der und jener Arbeit eignete sich übrigens das fleißige Kind fast noch leichter an, als etwas Anderes, worauf aber die beiden Schwestern beinahe einen größeren Werth legten. Im Haushalte des Meisters Martin war's von je ziemlich kraus zugegangen; es hätte ein Wunder geschehen müssen, wenn Christinchen, auch bei den besten Anlagen, daheim Ordnung und Reinlichkeit erlernt hätte. Bei seinem ersten Eintritt in das verzauberte Haus hatte es in diesem Punkte zwar gleich den gewaltigen Unterschied bemerkt und es konnte nicht lange schwanken, welches Vorbild es wählen wolle. Damit war aber für die Ausführung vorerst nur wenig gewonnen und gar sehr mußte das Mädchen überall aufpassen und sich zusammennehmen, denn wenn die Schwestern schon nicht viel sagten, es verstand ihre Blicke zu gut und hatte sie zu lieb, neben dem Respecte, den es ihnen erwies, um nicht Allem bestmöglich vorzubeugen, was Anstoß geben konnte. Ordnung und Reinlichkeit war der Schlüssel zu dem Zauber des stillen Hauses, der Hof, die

Treppen, die Fußböden und Vorhänge hätten dagegen geschrieen, die Fensterscheiben drohend geklirrt, wenn Jemand gegen diese Grundgesetze sich hätte auflehnen wollen. Gern oder ungern mußte auch Christinchen dem allgemeinen Eindrucke, der Luft, die hier wehte, sich fügen. Manches, das es zu Hause unbedenklich gethan oder nicht gethan, hier kam es ihm ganz anders vor, es unterließ es oder sah sich dazu angeregt und ohne just immer bestimmt zu wissen warum. Nadel, Fingerhut blieben bald nicht mehr auf dem Tischchen liegen und fast von selber kam es Christinchens Finger an, alle die Fadenstümpfchen fein säuberlich zusammenzulegen und nach vollendeter Arbeit wegzutragen. Genau auf die Minute mußte das Mädchen sich einstellen und ebenso seine Arbeit oder sein Spielzeug bei Seite legen und wieder nach Hause gehen. Es that es willig, denn es bildete sich ein, die Mutter lasse ihm das sagen durch den Mund der beiden weißen Frauen. Versah es sich beim besten Willen dennoch am Anfang in Dem und Jenem, mit der Zeit geschah das immer seltener: der weiße Faden, mit dem es nähte, gab bald nicht mehr schwarze Striche, das gefertigte Leinen bewahrte stets ungetrübter seine ursprüngliche Reinheit, das Braun und Grau und die hundert Falten, die sonst unter des Mädchens Fingern auf das Weißzeug übergegangen, bald waren sie kaum noch in den leisesten Spuren aufzufinden. Ein einziger Blick auf die unreinliche Arbeit und dann einer auf Christinchens Hände hatte genügt, diese Umwandlung herbeizuführen: keine Minute lang blieb von da an ein Fleckchen an des Kindes Händen haften, geschweige Tage lang und noch länger, bis sie etwa von selbst wieder weggiengen. Als es einst in einer unreinen Schürze kam,

bot ihm eine der Schwestern eine andere saubere; es war das erste und das letzte Mal, denn Christinchens Kleidung erfreute sich von da an derselben Fürsorge wie seine Hände und sein Gesicht. Solch ein Blick, so eine leichte Weisung genügten, neben dem Eindrucke des überall gegebenen Beispiels, um das Mädchen unvermerkt in ein anderes umzuwandeln, als es bisher gewesen, in ein ordnungsliebendes, reinliches und pünktliches. Gar bald setzte es auch seine Ehre darein, daß die Arbeiten, die es zu Hause fertigte, nicht minder sauber und fleckenlos aussahen, auf den und den vorherbestimmten Tag genau abgeliefert wurden, was bei dem ungeregelten Haushalte daheim nicht immer eine so ganz leichte Aufgabe war. Aber es setzte es durch und die Festigkeit, die es darin bewies, das gute Beispiel, das es in der guten Sache so muthig gab, damit der Respect, den es Vater und Mutter unwillkürlich abnöthigte, sie waren selbst in der eigenen zerfahrnen Wirthschaft nach und nach von heilsamem Einflusse, indem da mitten in die Unregelmäßigkeit und Unreinlichkeit hinein eine Fahne aufgepflanzt wurde, um die sich auch die vereinzeltsten Spuren von Ordnung sammeln konnten. Wesentlich wurde dadurch einem weiteren und gründlichen Verfalle des ganzen Hauses vorgebeugt und mehr als Eines, was dem Einsturz nahe, wieder aufgebaut. Der Vater, der wohl sah, daß sein Kind von der Stiefmutter nicht gar sonderlich zärtlich behandelt ward, wendete ihm dafür sein Herz um so mehr zu, gleichsam zur Entschädigung und aus Mitleid mit dem eigenen Fleisch und Blute. Er that ihm daher auch eher etwas zu Gefallen und um so lieber, als es nie zankte. Er gewöhnte sich deßhalb manche Unarten ab, die mit einem reinlichen und

geordneten Haushalte nicht wohl vereinbar waren. Nachdem er sich einmal überwunden, sah er, daß es just das Leben nicht koste und er darum auch nicht besonders viel mehr geniert sei, wie er bisher immer gemeint.

Neben dem Nähen und Stricken oder auch dem Zuschneiden wurden Christinchen noch andere kleinere häusliche Arbeiten und Verrichtungen anvertraut, wobei aber immer dieselbe Genauigkeit verlangt wurde, und ob es das Leichteste und Gewöhnlichste betraf. Solche Sorgfalt gab dann freilich Jeglichem wieder seinen besondern Werth und selbst wenn sich's dabei nur um den Waschlappen handelte. Bald hinkte dem Mädchen bei seinen Gängen im Hause die weiße Katze getreulich nach und legte eine Zuthunlichkeit an Tag, die der kleinen Retterin in's Herz hinein wohl that. Es wollte viel bedeuten und Christinchen wußte es auch sehr zu würdigen, daß ihm an den Tagen seines Besuches die Fütterung des pelzigen Schützlings anvertraut wurde, ja, daß es sogar den Käfig des Kanarienvogels zu reinigen und die Trögchen mit frischem Futter und reinem Wasser versehen durfte. Und wie gründlich das Kind in der neuen Ordnung bereits gefestigt war, bewies das am besten, daß es dieser Besorgung der beiden Thiere ununterbrochen vorstand, was bei der kleinsten Nachlässigkeit gewiß nicht der Fall gewesen wäre.

War so Alles wohl besorgt und die aufgetragene Arbeit bis zum letzten Stichlein ausgeführt, dann wurde der Erholung nicht minder bereitwillig ihr Recht eingeräumt. Christinchen mochte nun auf dem niederen Schemel am Boden sitzen, die weiße Katze, seine unzertrennliche Gefährtin, dicht zur Seite, und nach Herzenslust die schönen Bil-

derbücher durchblättern oder seltsame Märchen lesen. Gelegentlich erhielt es auch allerlei bunte Lappen, in der Freizeit Kleider für seine Puppen daraus zu fertigen, wobei die ältlichen und ernsthaften Frauen ihm Anleitung gaben und selbst liebreich mit Hand anlegen konnten und dieß und jenes zurechtschnitten, was es allein nicht vermocht hätte.

Es war so eine ganz eigenthümliche Welt, die sich dem armen Christinchen hier aufthat, und immer inniger lebte es sich in dieselbe hinein, versenkte in sie sein Fühlen und Lieben. Mochte hernach die Welt draußen schon ein Bischen rauh und unfreundlich ihm entgegentreten, so gar viel wollte das nicht mehr sagen, hatte es doch sein heimliches windstilles Plätzchen in dem verzauberten Hause, das weder von dem Winde noch Wetter draußen erreicht wurde. Dieß Plätzchen aber ward ihm von Woche zu Woche sicherer, lieber, es fand darin Ersatz, Trost, Erholung, dort entstanden seine guten Vorsätze, es war der Ursprung eines ganz neuen Lebens.

Auch wenn Christinchen an seinem Nähtischchen saß und emsig drauf losarbeitete, war es ihm nicht anders um's Herz, als ob es Sonntag wäre, — so lag über Allem, dem Hof und dem Hause, ein heiterer milder Duft, wehte ein besonderer Hauch von Friede und Ruhe. Wie eine stille Insel im bewegten Meere stand das Haus da, mochte auf Markt und Gassen ein Lärm und Gewühl sein, ein Treiben voll Hast und Unruhe. Während die tausend und tausend Menschen draußen sich den Rang abzulaufen und einander zu verdrängen suchten, und man Hast und Gier, Neid und Unruhe ihnen von den Gesichtern ablesen konnte, hatte hier Jedes seinen regelmäßigen Gang, sein gewisses Plätzchen,

friedlich Eins neben dem Andern und in Geberden wie Mienen lagen allein Milde und Heiterkeit ausgeprägt. Alles gieng geräuschlos zu in dem Hause und wie von selber, gleichsam durch eine unsichtbar geheimnißvolle Kraft getrieben. Der Kanarienvogel machte den einzigen Lärm und auch dem ward es manchmal verwehrt, damit, daß ein Tuch über den Käfig des Schreiers geworfen wurde, wenn er's gar zu bunt trieb. Unhörbar war sonst der Tritt des Kätzchens, das nur an den Füßen vorbeistrich, leise, schwebend fast, das Gehen der beiden Schwestern, sanft ihre Stimme und da bloß wenige der Worte. Gleichwohl verstand Christinchen niemand so gut wie sie. Bei all der Stille lag doch nirgend eine Schwüle noch ein Druck, sondern zufrieden und heiter war Alles; Menschen und Thiere schienen einander ohne Worte zu verstehen, an den Augen, durch das bloße Ansehen.

In diesem seinem Paradiese verstrichen Christinchen ein Paar Jahre so schnell als hätte ein Vöglein es in den Garten der Ewigkeit verlockt. Wenn es für gewöhnlich schon nur zwei Male die Woche in das verzauberte Haus kam, fühlte es sich dennoch ganz als einen Theil desselben, so gut wie die Katze, der Kanarienvogel, die alte Magd, und nahm auch von Allem seinen Antheil. Da eines Samstags traf es nur die eine der Frauen im Wohnzimmer: die andere sei krank, vernahm es, und müsse das Bett hüten. Als es das nächste Mal wieder kam, hatte die alte Magd rothgeweinte Augen. Schweigend wies sie das Mädchen in's Schlafgemach der Schwestern. Die eine derselben war todt und lag starr, aber freundlich, fast wie im Leben, in dem schneeweißen Bette. Bei ihrem Anblicke mußte Chri-

stinchen unwillkürlich an seine selige Mutter denken, der jetzt die todte weiße Frau auf einmal zu gleichen schien. Es wunderte sich, daß bei Lebzeiten die Aehnlichkeit ihm nie so aufgefallen und daß erst der Tod gleichsam den Zauber gelöst und nun der Mutter Züge aus den erstarrten Zügen der Wohlthäterin ihm entgegentraten. Die überlebende Schwester aber, schien es Christinchen, gleiche nun der Verblichenen gar nicht mehr, sie war ganz schwarz und weinte, indem sie der Todten zu Füßen saß und beständig in's Gesicht sah, als könne sie sich nicht von ihr trennen.

Die Zeit nachher wurde es fast noch stiller im Hause als es zuvor gewesen, wenn die zurückgebliebene Schwester in Manchem sonst auch regsamer erschien und dieß und das mit einem gewissen Eifer, den sie sonst nicht gezeigt, besorgte. Hier räumte sie in einem Kasten auf, dort kramte sie in einem Schranke, zog Schätze und Angedenken hervor, betrachtete sie lange, als waide sie sich daran, ordnete, schloß Papiere in eine Cassette, andere hingegen verbrannte sie. Alles das geschah aber ohne ein Wörtlein darüber zu verlieren. Auch bemerkte Christinchen diese Thätigkeit nur nebenbei, es selber wurde nie dazu in Anspruch genommen. Im Gegentheil saß es jetzt mehr als je an seinen Nähtisch gefesselt, hatte da über Hals und Kopf Leintücher, Hemden, Handtücher und dergleichen zu nähen für eine ganze Haushaltung, oder Strümpfe zu stricken Paar um Paar. Bloß einmal sagte seine Gönnerin zu ihm und blickte es dabei schärfer an, da Christinchen gerade dem Kanarienvogel frisches Futter vorschüttete: würdest du das Thierlein so wohl besorgen, auch wenn ich nicht hier wäre? Das Mäd-

chen meinte, sie frage das aus Mißtrauen, es ward traurig und die Thränen traten ihm in die Augen.

Ein halbes Jahr später etwa mochte es sein, so wollte Christinchen wieder einmal am Samstag Nachmittag, wie gewohnt, seinen Besuch in dem verzauberten Hause abstatten. Wie war es verwundert, als es da seinen Liebling, die weiße Katze, nicht, wie sonst gewöhnlich, auf der Thürschwelle sitzen und seiner warten sah. Ja, als es hierauf schellte, erschien auch die alte Magd nicht und es hatte nicht das Herz, noch einmal die Glocke zu ziehen, denn noch nie hatte es das gethan. Es wartete eine Weile, dann aber kehrte es voller Gedanken nach Hause zurück. Tags darauf, am Sonntag Nachmittag, als es an der Staketenmauer vorbeigieng und halb ängstlich hineinblickte, gewahrte es oben am Fenster fremde Leute, Männer, und alle schwarz angezogen. Eine Bangigkeit schnürte dem Mädchen das Herz zusammen und trieb es, sonst nichts beachtend, durch den Hof, die Treppe hinan nach der Küche, wenn es gleich nicht die gewohnte Zeit seines Besuches war.

Die zweite Schwester war der ersten nachgefolgt, still, ohne Geräusch, sie lag todt in ihrer Schlafkammer, die fremden Leute verschlossen und versiegelten Thüren und Kasten. Die Verstorbene war von ihrem Ende nicht überrascht worden, sie hatte zuvor Alles wohl geordnet. Nichts war vergessen, was zusammengehörte lag bei einander und das Vermächtniß fand man zuvorderst im Schreibtische. Sogar für die Katze und den Kanarienvogel war Fürsorge getroffen, sie waren Christinchen als Erbschaft zugewiesen. Jetzt verstand dieses die Frage von damals. Es nahm sogleich seinen Liebling in die Schürze und den schönen Käfig in die Hand

und eilte mit beiden, wie mit einem Schatze, nach Hause und in sein Kämmerchen, in Thränen, aber doch erfreut dadurch bei aller Trauer. Heilig gelobte es sich, im Andenken an seine Wohlthäterinen, lieber selber sich nicht satt zu essen als einem der Thierlein etwas abgehen zu lassen. Es war dieß indeß nicht nothwendig. Erst nachher erfuhr es, daß ihm noch ein Jahrgeld in dem Vermächtnisse der Verstorbenen ausgesetzt war und ein Schrank voll Wäsche durch einen darin befindlichen Zettel ebenfalls als sein Eigenthum bezeichnet wurde. Es war dieß das Weißzeug, welches es in letzter Zeit selber so eifrig genäht; ohne darum zu wissen, hatte es an der eigenen Aussteuer gearbeitet. Gewissenhafter sind nie zwei Thiere besorgt worden als die weiße Katze und der Kanarienvogel und so oft Christinchen sich mit ihnen beschäftigte, mußte es des verzauberten Hauses und der zwei Schwestern gedenken, die sich jetzt in der Erinnerung zu der seligen Mutter gesellten, als gehörten sie eigentlich alle zusammen.

Es war schon lange seit dem her, die baufällige Wohnung neben dem Holzschuppen, in der Meister Martin gewohnt, war niedergerissen, die Straße dahin gepflastert, eine Reihe neuer Häuser stand da, die Gegend war nicht mehr so einsam und abgelegen. Aber auch das verzauberte Haus hatte sich verändert: eine Fabrik, lang, lang und hoch, mit zahllosen Fensterreihen, deren eines wie das andere, viereckig, leer und kalt, nahm seine Stelle ein. Von der alten Stille keine Spur, Webestühle klapperten den ganzen Tag und die halbe Nacht eintönig und doch lärmend drauf los. Der einst mit blankem Kies bestreute Hof war jetzt von Steinkohlen geschwärzt, unsaubere Ar-

beiter in Kitteln und halbgeputzte Mädchen liefen darin hin und her, Gasflammen flackerten unruhig an den Wänden der Straße. Das Alte war vergangen und Alles neu geworden. Auch Christinchen war in der Zeit großgewachsen, kein weißes Kätzchen strich schmeichelnd an seinen Knieen hin und der Kanarienvogel pfiff schon lange nicht mehr. Eins aber war doch geblieben, bei aller Veränderung, neben der Erinnerung an eine schöne Vergangenheit. Der Fleiß, die Ordnung, die Reinlichkeit und Pünktlichkeit, welche das Mädchen in dem verzauberten Hause bei seinen Wohlthäterinen gelernt, sie waren zugleich die feste und sichere Grundlage für das Glück seiner ganzen Zukunft geworden. Dieses Vermächtniß wucherte noch ungeschmälert mit Zins und Zinseszins fort und überdauerte Alles, nur nicht die kindliche Dankbarkeit; erst der letzte Lebenshauch setzte beiden das gemeinsame Ende.

Aus dem Tagesleben einer alten Stadt.

Montag.

Der lachende offne Sonntagshimmel ist verschwunden, graue Wolken blicken unfreundlich die Magd an, die noch ungekämmt und gähnend die geschlossenen Fensterladen aufstößt, während gegenüber beim Schlossermeister der Lehrjunge, eine Viertelstunde später als gewöhnlich, schlurfend die Werkstätte öffnet. Sogar die sonst rege Hausfrau hat sich verschlafen zu ihrem Schrecken und kleidet sich eben hastig an, während der ehrsame Gemahl schnarchend in den bauschigen Federkissen vergraben liegt, als hätte er vorerst noch ein gestriges Burgerräuschlein auszuschlafen. Links und rechts, oben und unten knarrt und schmettert nun ein Laden um den andern, Hausthüren öffnen sich allgemach und Köpfe mit ungekämmten Haaren oder verschobenen Nachtmützen werden aller Orten sichtbar, nicht weniger schwere, verdrossne Tritte hörbar. Hin und wieder erdröhnt ein Ambos, schrillt eine Feile oder zischen Hobel aus Werk-

stätten heraus, aber nicht in festem, regelmäßigem Tempo, sondern wie Mißtöne und mit Unterbrechungen, darin halblaute Verwünschungen mehr denn sonst laut werden. Auch das Mädchen, das auf dem Flur des Hinterhauses den Staub aus den Sonntagskleidern klopft, schlägt wohl eben so sehr aus Mißmuth als aus Eifer auf das arme schuldlose Tuch los.

Der Sonntag liegt noch wie Blei in all den arbeitsscheuen Gliedern, der Sonntag, oder vielmehr das Zerrbild desselben. Denn das neue Gesetz befiehlt: Einen Tag sollst du lustig sein und dann sechs Tage arbeiten! — und wirklich sehn die meisten dieser Gesichter aus, als hätten sie bereits allen Genuß vorweg genommen, den Lohn vor der Arbeit, und verspürten nun keinen rechten Antrieb mehr. Wohl schwingt auch hier und dort ein Bursche den Hammer mit ungebrochener Kraft und pfeift munter den zweiten Vers des Liedes, davon er am Samstag den ersten Vers gepfiffen. Oder ein untersetztes Männlein öffnet zur bestimmten Zeit, mit gleich heitern Augen und gleich freundlichem Gruße gegen den einsilbigen Nachbarn, seinen Kramladen. Aus den Mienen, dem Gange ließe sich vielleicht bei den Meisten der Schluß ziehen, als was sie ihren Sonntag angesehen und wie sie ihn verbracht. Oder warum wird heute mehr als *ein* Arbeiter schneller müde beim Sägen, Hobeln, Feilen, als an andern Tagen? Warum schwitzt so mancher Bürger am Montag Morgen mehr als sonst in zweimal vierundzwanzig Stunden und mag kaum bis zum Augenblicke des Neunuhrtrunkes warten, dem entgegen er stets auf seine Uhr schaut?

Hier begegnen sich Zwei; die gestern lustig bei einander

gesessen. Sie zwingen sich wohl einen matten Freudenschein auf ihre müden Gesichter, stehn einen Augenblick stille, vermögen aber doch nicht in Zug zu kommen und scheiden bald wieder. Andre gar gehen mit halbem fremdem Gruß an einander vorbei und hatten sich doch am Sonntag das Herz geöffnet, weit, weit! Dasselbe Herz, das jetzt das Alltagleben wieder mit sieben Riegeln verschlossen.

Trägt Etwas den Unbestand der Weltfreude an der Stirne, so ist's so ein Montag Morgen, wo noch nichts recht im Gange, die Räder knarren, der Karren am Ende wohl vorwärts geht, aber mit innerlichem Hüsten und Treiben, als hienge noch ein Stück Sonntag als Radschuh dran. Für wie Viele ist der Montag nichts anders als die Zeit oder der Ort, wo sie den Stein wieder hinuntergerollt finden, den sie die letzte Woche so mühsam den Berg hinangewälzt und ihn gestern jubelnd auf dem Gipfel oben begrüßt! Nun soll von vorne wieder die alte Weise anfangen; wer sollte da nicht ein langes Gesicht schneiden und nur läßig zugreifen?

Nur jener alte Handlungsdiener nicht, der mit dem Schlag Acht accurat auf dem gleichen Pflastersteine steht, worauf er vor Jahren um dieselbe Stunde den Fuß gesetzt. Keinen andern Zug als den der regelmäßigsten Gewohnheit vermag auch der geübteste Menschenkenner auf dem trocknen Gesichte zu entdecken: Montag Morgens um 8 Uhr geht's auf's Comptoir! — und da hat kein anderer Gedanke daneben nur Platz, so wenig als in einem Uhrwerk auf ein Mal ein neues Rädlein entstehen kann.

Und diese gesteiften Hemdkragen, die hohe Halsbinde, der ehrbare Rock mit dem Menschen drin, sie bergen doch

ein Herz, das nichts weniger ist als gleichgültig für die Freude. Hat der alte Knabe gestern nicht mit seinen „guten Freunden“ eine lustige Partie nach dem Schaumfelserbade gemacht und dort die alten Späße und Schnaken, um derentwillen er einst berühmt war, wieder losgegeben? Hat er nicht selbst ein wenig, wie man's heißt, über die Schnur geschlagen und sich einen kleinen Hieb oder Stich oder Spitz getrunken, der guten Gesellschaft zu Gefallen? Kurz, ist er nicht den Sonntag wieder ein Mal jung gewesen, oder wie seine Freunde sagten, der Alte? Aber war erst gestern auch für ihn Sonntag, so gehört dieser Posten doch noch zur Rechnung der abgelaufenen Woche und unter die ist nun ein Strich gezogen, somit Punktum! Mit dem Heute hat eine neue Rechnung wieder begonnen, ohne Uebertrag von Gestern; ohne Sehnsucht, ohne Verstimmung sitzt der Handelsdiener hinter seinem wurmstichigen Pulte in dem finstern Comptoir und copiert, zählt Geld und begeht auch bei der längsten Addition nicht das geringste Fehlerlein.

Im grellen Gegensatz zu solch pflichttreuem Unterthan der neuen Woche biegt am Nachmittag dort um die Ecke aus dem Wirthshause ein Schwarm laut singender Gesellen. Ihre Hemdärmel sind nicht zur Arbeit aufgerollt, keiner trägt ein Werkzeug oder ein Stück Arbeit, müßig hängt Arm in Arm, weder Schweiß noch Ruß liegt auf den erregten Gesichtern. Während sich sonst die ganze Stadt gern oder ungern der Arbeit wieder bequemt, feiern *sie* blauen Montag heute. So scheint, es hänge noch ein Stück Sonntag in die Arbeitswoche herein, aus Vergeß oder vielmehr gewaltsam hereingerissen, ein Fetzen nur, denn die Weihe des Ruhetages fehlt, nur die rohe Lust, der Lärm

sticht ärgerlich hervor. Es ist der Mißbrauch der Ruhe, das fühlt Jeder der „blau macht" und darum auch muß tüchtig getrunken und gelärmt werden, um dieß unbehagliche Gefühl zu übertäuben. Einzig stehen sie da die Ausgelassenen und taumeln durch die Stadt, die keinen Theil an ihrer rohen Lustbarkeit nimmt. Der ordentliche Bürger, der doch gestern selber ein Gläslein über den Durst hinaus getrunken, heute schüttelt er unwillig seinen Kopf über solch Gebaren, trotz dem Asketen, denn er hat ja schon bald wieder den Sonntagsrost abgerieben an seiner Arbeitsbank, hat den Schoppen Extra von gestern redlich herausgeschwitzt und, nach Ueberwindung des ersten schweren Anfangs, seinen Mißmuth allmälig gegen ruhige Ergebung umgewechselt, so daß ihn der Abend wieder im alten richtigen Werktagsgeleise findet. —

Dienstag.

Ruhig, als wär's Jahr aus Jahr ein so gleichmäßig fortgegangen, ist der Dienstag bei anhaltender und ergiebiger Arbeit verstrichen. Der Lustigste hat heut ein Paar Stunden sich zusammen genommen, die Woche ist in vollem Gange, die Geschäfte laufen mitten im tiefsten Fahrwasser. Schon vom frühsten Morgen an ist heute das Arbeitsgeräusch ertönt und, obwohl es dunkelt, dröhnen noch hier aus der Werkstätte eifrige Hammerschläge, dort hörte das Ohr, das sich an die Thür jener Schreibstube legen wollte, noch unermüdliches Federgekritzel. Selbst der heitere schöne Abend hat kaum mehr als einen ganz leisen augenblicklichen Wunsch erwecken können, denn die aufgeschlagenen ernsten Riesenbücher von Soll und Haben schreckten den

Kühnen sogleich wieder drohend zurück, wie er nur ein klein wenig durch die trüben Scheiben hereinguckte.

Nun ist es bereits Nacht, ein lauer sanfter Wind weht über die Dächer her, in der Ferne wetterleuchtet's, aber die Sterne scheinen heiter und friedlich auf die schwarzen Firste und in die alten Straßen herunter. Da öffnet sich dort oben, wo die Gasse breiter wird, eine Hausthür, neben an eine andre, zwei Gestalten treten daraus, grüßen sich, plaudern zusammen. Die eine verschwindet im dunkeln Hausgang und kommt bald darauf mit einem langen Brette wieder heraus, das in die Falzen der beiden Stöcke geschoben wird, die vor dem Hause stehn, und so eine Sitzbank bildet, auf der die Nachbarn sich's bequem machen. Bald guckt aus dem Fenster gegenüber ein dritter Kopf, spricht vom schönen Abend, und daß es in der Ferne müsse gewittert haben, der Kühle nach zu schließen, die auf den heißen Tag gefolgt. Wenige Augenblicke und das Fenster schlägt wieder zu und auch das Gegenüber steht unten auf der Straße und nimmt auf der Bank Platz. Mehrere Nachbarn und Nachbarinen, die es eine Sünde fänden, jetzt schon zu Bette zu gehn, kommen in ihren bequemen Hauskleidern noch so herbei, bis die Bank völlig besetzt ist und nebenan noch der und jener zur Aushülfe herbeigebrachte Stuhl. Ein Stündlein soll in der erquickenden Nachtkühle noch hier verplaudert werden.

Vom Wetter geht das Gespräch auf die Fruchtbarkeit über und während die Frauen klagen, daß man keine Gemüse bekomme, wegen der anhaltenden Trockne, die alles versenge, und der Metzgermeister den Futtermangel beschuldigt, er mache das Schlachtvieh so rar, während dem tröstet

sich der Küfermeister mit dem künftigen Herbste, der einen Wein liefern werde, der dem 22ger nichts nachgebe; es sei zu erwarten gewesen, denn seit zehn Jahren habe sich der Urbantag nicht so hell und schön eingestellt wie heuer! Und nach diesem letzten Capitel, das die Männer alle mehr oder weniger lebhaft interessierte, kam die Reihe an die verschiedenen Jahrgänge, ihre Tugenden, von der theueren Zeit Anno 17 wurde gesprochen, der damalige Preis von Brot und Fleisch angeführt und was es für ein heller Jubel gewesen in der ganzen Stadt, als nach der Noth wieder der erste Fruchtwagen, mit Blumen und Fähnlein und Inschriften geschmückt, durch die Thore gefahren. Aufgelebt sei da Alt und Jung und Arm und Reich und Mancher, der sonst nicht zu oft gebetet, habe eben unwillkürlich gen Himmel geblickt und Gottlob gerufen.

Die Bürger in ihrer jetzigen Behaglichkeit gefielen sich darin, der überstandenen Bedrängniß zu gedenken, denn von der Hungerszeit war man unversehens mit einem Male auch auf die Kriegsnoth zu reden gekommen und auf die Einquartierung, die einen bald zum Lande hinausgefressen. Von den stundenlangen Zügen der „Allierten", als sie nach Frankreich gezogen, wußten die bestandnen Männer gar Ausführliches zu erzählen, vom schauerlichen Aussehen der Baschkiren, den bärtigen aber gutmüthigen Kosaken, vor denen die Kinder erst scheu geflohen, ihnen jedoch, bei genauerer Bekanntschaft, nicht mehr von der Seite weichen wollten und sie als die besten Freunde mit einander gesprochen und verkehrt, wenn schon Keiner vom Andern auch nur ein Sterbenswörtlein verstand. Eine der Frauen erzählte es noch jetzt nicht ohne Selbstgefühl, wie sie sich unter der Hausthüre

befunden damals, als Mädchen versteht sich, gerade als die Kaiser von Oesterreich und Rußland Arm in Arm vorüber gegangen, und wie da die großen Herren sie freundlich gegrüßt, gerade wie Ihresgleichen; sie sei freilich darüber so erschrocken, daß sie ihren Knix erst gemacht, als die Fürsten schon fast wieder vorbei waren.

Und während nun die Männer auf die Politik und von da auf die Tagesfragen überschweiften, von der französischen Revolution sprachen und die Köpfe schüttelten, daß es überall zu spucken beginne, ja sogar in der eignen ehrbaren Vaterstadt ein Paar Unzufriedene gebe, — während dem verhandelten die Frauen unter sich ihre Herzensangelegenheiten, hatten über die Mägde zu klagen und wie es heut zu Tage immer ärger mit ihnen werde: viel Lohn und wenig Arbeit! heiße es überall; daran aber sei nichts Schuld als die Kleiderhoffahrt. Nach den Mägden kam's an die Kinder, wo natürlich jede Mutter an den ihren die allerwerkwürdigsten Erfahrungen und Erlebnisse gemacht hatte. Es war nun vollauf gesorgt, daß das Gespräch so bald kein Ende nahm und es hätte vielleicht am andern Morgen noch mit eben solcher Wichtigkeit fortgedauert, hätte nicht einer der Anwesenden zufällig die Frage hineingeworfen, ob sich wohl die Neuigkeit erwahrt habe? Da gab's eine Pause und tönte von allen Seiten: was? was für eine Neuigkeit? Und wie es nun hieß, der Kaufmann Silberglanz habe sich auf und davon gemacht und Weib und Kinder im Stiche gelassen, von wegen schlechten Geschäften, da wurden die Kinder für heute zur Ruhe gebracht. Nachdem Alles die Hände über'm Kopf zusammengeschlagen vor Verwunderung, fand es nachher Jedermann begreiflich, ja, hatte schon lange

etwas der Art gewittert, hätte es sogar prophezeihen wollen, daß Solches das Ende von all dem Hochmuth und dem großen Tone sein werde, den die Familie Silberglanz bei jedem Anlaße zur Schau getragen.

Bei dieser Gelegenheit wird nun noch Dem und Jenem, der die Nase so hoch trage und von vornehmerem Teige zu sein vermeine als andre ehrliche Leute, ein ähnliches Ende vorausgesagt; ebenso mit leiser Stimme und im tiefsten Vertrauen eines Cassadefektes auf der Post erwähnt, wovon man in der Stadt munkle und nun einer Untersuchung entgegensehe. Was aber mit dem Polizeilieutenant eigentlich vorgegangen, das kann Niemand genauer angeben, nur so viel wurde festgestellt, daß derselbe kürzlich wegen Ueberschreitung seiner Amtsbefugniß vom Bürgermeister unter vier Augen einen saftigen Verweis erhalten.

Während solch wichtigen Verhandlungen unter den Aeltern, stecken ein Paar Mädchen die Köpfe zusammen und führen ihre besonderen leisen, aber nicht minder bedeutsamen Gespräche. Doch welches Ohr wäre so zudringlich oder so fein, daß es ein jedes Wörtlein hätte erlauschen mögen! nur das weniger Wichtige und darum auch weniger heimlich Verhandelte vermag ein Dritter zu hören und wieder zu geben, alles Andre aber leider zu errathen und — für sich zu behalten. Was kümmert die Jugend das vor fünfzehn und zwanzig und mehr Jahren Geschehene? Das Heute und Gestern ist ja ihr Eigenthum und hat allein Werth für sie. Darum ist denn in dem traulichen Zwiegespräch voll Mädchenheimlichkeit mehrfach die Rede vom verflossenen Sonntag und seinen lauten oder stillen Vergnügungen, die jetzt nachgekostet werden, und wovon Dies und Jenes, eine

Begegnung, ein freundlicher Gruß, ein Wort, ein Zufall, mit den warmen leuchtenden Farben der Jugend wieder aufgefrischt wird. Auch an leisen Stichelreden hie und da fehlt es nicht, aber unter der kalten spröden Hülle glüht ein stilles Flämmlein, das nur in der Liebe hervorzüngelt, mit der so lange und so behaglich bei dem Verspotteten verweilt wird und den auch das unerfahrene Herz der Freundin mit richtigem Takte würdigt, wenn es den Spott in Ernst übersetzt und nun seinerseits über den Ernst neckisch scherzt und mit erdrücktem Kichern das vertrauliche Geflüster untermischt.

Da dröhnt es laut und ernst vom Kirchthurm herunter. Die Nachbarn halten in ihrem Gespräche inne, zählen nach: Eins — Zwei — Drei — und als es mit den Schlägen nicht aufhören will bis auf Zehn und hintendrein vom nächtigen Thurme noch der Wächter mit eben so vielen Trompetenstößen die Richtigkeit der Rechnung bezeugt, da fährt Alles auf, entsetzt sich, daß es schon so spät und wie doch die Zeit schnell vergangen! Nach allseitigem und etwas umständlichem Abschiede eilt Jedes durch die verschiedenen Hausthüren der Ruhe zu und dem Schlafe, der sich über alte und neue Geschichten, über Welthändel und Haushaltungsangelegenheiten mit gleicher Schwere ausbreitet und nur die lustigen Träume und Gedanken der ihm in's Angesicht lachenden Jugend unter seinem Mantel hervorflattern läßt in's Morgenroth der rosigen Zukunft. —

Mittwoch.

Ja, so ein Mittwoch, das ist in der Wochengeschichte einer alten Stadt jedenfalls der fatalste Tag. Nach der Sprechweise des Volkes ist er gar kein Tag, was ja schon

sein Name bezeichne. Darum tritt auch bei Leib und Leben keine ordentliche Magd Mittwochs ihren neuen Dienst an. Selbst nicht, wenn der heilige Weihnachtstag oder der Tag Johannis, an die doch sonst der Dienstwechsel mit der eisernen Klammer der Gewohnheit befestigt ist, auf diesen Nicht-Tag fallen sollten. Frau und Magd wählen in diesem Falle selbstverständlich den Tag vor- oder nachher zur Vollziehung des wichtigen Aktes, denn sie wissen ja zum Voraus: „der Dienst hätte anders keine Dauer und keinen Segen, von Anfang an stände Alles auf hohler oder schiefer Grundlage und jeder Augenblick würde als Rächer des verletzten Herkommens drohend zwischen Herrschaft und Dienstbote sich hinein drängen.“ Aus dem gleichen Grunde wird auch ein noch wichtigeres Bündniß, die Hochzeit, nie an einem Mittwoch gefeiert. Kaum möchte eine Mittwoch-Ehe legitim sein, und ein halber elterlicher Fluch vielleicht bei den meisten in Sachen competenten Stimmführerinen kein größeres Bedenken erwecken über die Zukunft des vermessenen jungen Paares, als das dem Mittwoch anklebende böse Omen.

Es gibt aber auch nichts Unentschiedeneres, Charakterloseres als diese Mitte der Woche, deren Bestimmung blos die ist, die zwei Theile der Woche zusammen, wenn nicht gar nur auseinander zu halten, wie der Stab einer Brille die beiden Augengläser. Will man dem Mittwoch die übertriebene Ehre anthun, ihn als Tag zu betrachten, so ist er doch einzig der Tag des Stillstandes. Unentschlossen, wie der Esel des Buridan neben den zwei Heubündeln, (denn für einen Hercules am Scheidewege wäre er auch gar zu willenlos), steht er da zwischen der ersten und der anderen Wochenhälfte. Gleich stark zieht's ihn von vorn

und hält es ihn im Rücken, so daß er volle vierundzwanzig Stunden lang nicht vom Flecke kommt. Die ersten drei Wochentage haben muthig vorwärts gestrebt, da trat die Reaction ein: der Mittwoch ist der Geburtstag derselben, von ihm an geht der Krebsgang mit der Woche. Niemand weiß genau, wie er am Mittwoch dran ist, Unsicherheit, Unbehaglichkeit, bei allem Stillstehen, sind dessen hervorstechender Charakterzug. Denn mit großem Eifer, den besten Vorsätzen vielleicht, hat man sich Montags an die Wochenaufgabe gemacht, am Mittwoch lähmt die Reflexion bereits die frische ursprüngliche Thatkraft, man überlegt, hält inne, beginnt das Ende der Woche ins Auge zu fassen, rechnet, hat Bedenken, und bricht ab, vielleicht lange bevor der Höhepunkt der gestellten Aufgabe erreicht worden.

Wo so Vieles nachdrücklich genug gegen den mißlichen Tag spricht, ist es beinahe unbegreiflich, wie die oberste Behörde, der Weh und Wohl der gesammten Stadt auf's Gewissen gebunden sind, auf diesen Mittwoch gerade eine ihrer regelmäßigen amtlichen Sitzungen verlegen konnten! Was nützt es, sich in Vermuthungen und Erwägungen zu ergehen, wo Jahrhunderte alte Uebung die Thatsache so festgestellt hat? Man muß sich mit der Ueberzeugung begnügen, die wohlweise Behörde habe ihre Gründe hiefür gehabt, und stärkere als jene, auch ihr keineswegs fremde, die sie hätten abhalten sollen. Allen Bedenken aber zum Trutz ruft am Mittwochmorgen, eine Weile nach der üblichen Zeit des Frühstückens, das alterthümliche „Rathsglöcklein" mit seinem hellen, gemüthlichen, der Dringlichkeit indeß nicht ganz baaren, Geläute die Rathsherren nach dem Rathhause. Einer um den Andern von den Regenten bewegt sich in

gemessenem Amtsschritte und, im kohlschwarzen, officiellen Frack über den heißen, in der Julisonne glastenden Marktplatz nach dem kühlen traulichen Sitzungszimmer des alten Rathhauses die breite Steintreppe hinan und an den alterthümlichen Schildereien vorbei.

Vollzählig geworden, und nachdem die Neuigkeiten des Tages vor der Wichtigkeit des Amtes verstummt, nehmen die Väter ihre wohlgepolsterten ledernen Stühle ein, die hinlänglich stark belehnt sind, um auch durch das selbstvergessendste Anlehen nicht aus dem Gleichgewicht gebracht zu werden, noch dasselbe anders als mit einem kühlen, elastischen Gegendrucke zu erwiedern. Das grünwollene Tischtuch breitet sich, dem Auge so wohlthätig und es zur Ruhe einladend, aus, die Kühlung ist hier so erquicklich, die Dämmerung in dem dunkelgetäfelten Saale so besänftigend, der Polstersitz so gerecht, das Organ des eben referierenden Mitgliedes so gedämpft, der Vortrag so gemessen gleich, fließend, wie ein murmelndes Bächlein, der Gegenstand bereits so erdauert und durch das begutachtende Collegium so gründlich vorbearbeitet, daß es in der That mehr als nur gerechtfertigt erscheint, wenn bald da ein Haupt und bald dort eines der Macht des Augenblicks sich beugt, und sinnend immer tiefer und tiefer sinkt, bis es seinen natürlichen Stützpunkt gefunden. Und wie sollte nicht auch der Gewissenhafteste beim Gedenken des in so guten Händen ruhenden Staatswohls seines besonderen Antheils an dem allgemeinen Frieden und Behagen ebenfalls sich versichern dürfen?

Das Contagium des Beispiels ergreift unerbittlich Einen nach dem Andern und immer lautlosere Stille begleitet das

Referat. Dränge ein vorwitziger Barbar in diesen ehrwürdigen Senat, wahrlich, diese classische Ruhe, der feierliche Ernst müßten ihn gleichfalls reizen, die Väter des Landes an Nase und Bart zu zupfen, um sich von ihrem Leibesleben zu überzeugen. Führen sie auch nicht als Abzeichen das elfenbeinerne Scepter, so hält doch der Eine noch die Feder in der feiernden Rechten, der Andere klammert sich an seine goldene Dose, bei einem Dritten ist das planetarische System der beiden Daumen, die sich um einandergedreht, in Stillstand gerathen und ruht unbeweglich auf dem Sonnenkörper, der unter der schwarzseidenen Weste verhüllt liegt. Nur das Referat wälzt sich in regelmäßiger Fluth und Ebbe ununterbrochen fort und die kreischende Feder des protokollführenden Rathschreibers hinkt verzweiflungsvoll hinterher. Doch auch hier verlieren sich die Buchstaben und Worte allmälig in Gedankenstriche, bedeutungsvolle Pausen lassen die Fülle des Vortrages mehr ahnen als erkennen, wenngleich das Haupt des getreuen Knechtes durch fortwährendes Nicken das tiefe Verständniß beurkundet, und kaum noch hie und da ein neidischer Blick auf die so ruhig erwägende, rathsherrliche Tafelrunde hinstreift. Einzig eine am Fenster summende und singende Fliege hält unermüdlich aus und begleitet mit seiner Musik den sonst etwas prosaischen Text des Vortrages.

Endlich ist das Referat doch beendet. Es beschlug eine neue Dohlenordnung, welche den gesteigerten Bedürfnissen der Gegenwart mehr Rechnung tragen sollte, als die seit 250 Jahren zu Kraft bestehende. Das Baucollegium hatte die verschiedenen Anforderungen gegenseitig abzuwägen und die Frage in ihrer ganzen Tiefe und Ausdehnung zu be-

gutachten erhalten; heute war das Ergebniß dieser dunkeln Nachforschungen im Rathsaale zu Tage gelegt worden.

Es ist bekannt, wie der Müller mitten aus dem tiefsten Schlafe aufwacht, wenn das rauschende, stampfende Mühlrad stille steht und der tosende Lärm der Ruhe der Nacht Platz macht. Das letzte Wort des Referates richtete die Häupter der Landesväter wie eine Springfeder, selbst aus der allernachdenklichsten Lage, wieder empor, aber der leise Schreck, der Jeden beim ersten Eintritt in die Welt der Wirklichkeit begrüßt, legte sich alsbald bei dem besänftigenden Anblick der allgemeinen Mitschuld.

In solchen Augenblicken zeigt sich die diplomatische Bedeutung der Dose: wie flog nicht da und dort ein Deckel auf, wie vermittelte nicht der nach links und rechts gebotene Inhalt sogleich ein neues und würdig eingeleitetes amtliches Dasein! Der Präsident dankte nun zunächst dem Referenten für seine ebenso erschöpfenden als interessanten Aufschlüsse, die einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und eröffnete hierauf die Umfrage. Es fielen sehr gründliche Voten, indem Jeder, was ihm der Himmel im Schlafe beschert, in passender Form vorbrachte. Wohl wurden auch Bemerkungen, Einwendungen gemacht, aber wie sogenannte Heunebel, die nur schönes Wetter bedeuten, zogen sie um das Project hin, und verkündeten dessen glänzende Annahme: es sollte dem weiteren Rathe in dessen nächster Sitzung einstimmig zur Ausführung empfohlen werden.

Und wer waren die Rathsherren, die dieser Berathung gepflogen? — Schlafmützen? — Durchaus nicht!

Die so stille dagesessen, hatten sich die erste Wochenhälfte als gescheite und eifrige Kaufleute tüchtig getummelt

und gedachten auch in der zweiten Hälfte noch mehr als ein wolliges Schäflein in's Trockene zu bringen. Es fanden sich vielleicht ein Paar ehrenfeste Handwerksmeister mit darunter, die ihrem wohlgeordneten Hauswesen, nebst einer namhaften Gesellenschaft, in aller Kraft und Einsicht vorstanden. —

Aber so waren es doch Zöpfe? —

Nun, es kommt darauf an, was man hierunter versteht; nach den Zeiten sind auch die Begriffe und Worte sehr verschieden. Allerdings standen diese Ehrenmänner alle jener Zeit näher, in der man die Zöpfe eingewickelt hinten auf dem Rücken trug, als der, wo die Mode sie frank und frei, mit Bartwachs gesteift, vorn unter der Nase herunterhängen läßt. — Nein! aber es ist halt Mittwoch heute und dessen Einfluß vermag sich selbst ein Rathsherr nicht zu entziehen. Indeß der Mittwoch ist nicht der einzige Regierungstag, es ist noch ein Samstag da, und an dem werden wohl die dringlicheren Geschäfte erledigt werden. —

Dann ist auch nicht zu leugnen, die ganze Zeit von damals ist eine andere, als die von heute. Vorab die Staatsmaschine gieng eines viel langsameren und bedächtlicheren Ganges. Das Regieren wurde gemüthlich betrieben: „es ist die Sache der Herren, die haben Zeit dazu!" sagte neidlos der gewöhnliche Bürger, der in seinem Kramladen oder in seiner Werkstätte vollauf beschäftigt war und sein freies Stündchen lieber darauf verwendete, beim Glase Wein unter guten Freunden zu plaudern und gelegentlich sein Bürgerrecht zu üben, indem er recht weidlich über die Herren von der Regierung loszog, bei allem Respekte, der ihm sonst gründlich innewohnte. Der Bürger wußte, seine

Regenten meinten's gut; er bekannte sogar, bei all seiner scharfen Kritik, daß sie das Regiment besser verständen, als er selber. Und die Herren meinten es auch wirklich gut, und da sie als kluge Handelsherren namentlich geschickt mit dem Rechnen umzugehen wußten, so fuhr die Stadt im Ganzen und Eins in's Andere gerechnet, wirklich nicht übel. Nullen gibt's allerwärts und Lalenburgerstreiche in der größten Stadt; auf etwas Apartes aber machten die guten Leute keinen Anspruch. Wie überall, nahmen sie auch lieber ein, als daß sie ausgaben: hielten nun die Herren von der Regierung wohl Haus und verlangten für ihr Regieren nichts, d. h. kein Geld, sondern nur die Ehre, welche nichts kostete, wie sollte da nicht Mann für Mann mit solch einer Obrigkeit zufrieden gewesen sein! Man machte sich dazumal überhaupt nichts aus dem Vielregieren, liebte im Gegentheil Ruhe und den gewohnten, erprobten Gang, so daß das Meiste sich wie von selber zu machen schien, gleichsam aus dem Pflaster der alten Stadt wuchs, ohne Commando, ohne Einfluß von oben, denn man wußte weder von Brutöfen, noch künstlicher Fischzucht. Das ganze Leben war ein langsameres, einfacheres. Man träumte nicht einmal im Fieber von Eisenbahnen, die in dieser festgesetzten Minute abfahren, um accurat in jener so und so vielten Minute fünfzig Stunden weiter anzuhalten.

Den bequemen Bürgern war das Blut noch nicht mit dem Gedanken in Wallung gebracht worden, ihre alte Stadt müsse mit aller Gewalt eine Großstadt vorstellen, sonst wären sie sammt und sonders verloren! Ihre behaglichen, soliden Gewohnheiten und Genüsse des Lebens in aller Ehrbarkeit und Bescheidenheit hatten sie noch nicht

ausgewechselt gegen das ruheloſe Jagen nach verfeinerten und ſtets neuen Genüſſen, gegen den mit dem Erfolge wachſenden Heißhunger des Erwerbens. Einſchränkung verſtand ſich für den Bürger von ſelber und galt weder als eine Qual, noch als eine Schmach. Aus dem dauerhaften altväteriſchen Rocke, hinter der zinnernen Suppenſchüſſel hervor blickten Geſichter, ſo zufrieden und vergnügt, wie man jetzt in neumodiſchen Kleidern und hinter Porzellan und Kryſtallen nicht ſo viele antrifft. Selbſt das koſtbarſte Silbergeräthe in den wohlverſchloſſenen Schränken, die ſchwerſten Geldſtumpen oder gewichtigſten Gültbriefe in den eiſenbeſchlagenen Kiſten verſcheuchten nicht das behagliche Lächeln und noch weniger die bürgerliche Beſcheidenheit, die blos etwa an einem Feſt- und Ehrentage vor den rieſigen Braten, den thurmhohen Paſteten Reißaus nahm, welche im Gefolge uralter Weine geladenen Verwandten, guten Freunden und Nachbaren den „ſoliden Mann“ verriethen. Damals gab's noch feſte Schranken, über die weder der Taglöhner, der von der Hand in's Maul lebte, zum Herrn hinüberſprang, noch dieſer gelegentlich durch das Lattenwerk ſo leicht zum armen Teufel durchbrach. Und dieſe Schranken drückten und beengten nicht, man fühlte ſich im Gegentheil durch ſie gehalten, verſichert und beſchützt, wie ja ſchon die Wälle und Gräben der Stadt dieß bürgerliche Gefühl handgreiflich veranſchaulichten. Das jetzige Streben geht im Gegentheil über dieſe Grenzen und Schranken hinaus, im Raum, wie in der Zeit und den geſellſchaftlichen Verhältniſſen. Man wirft deßhalb auch die Mauern, Wälle und Thore ſchonungslos über den Haufen, füllt die Stadtgräben aus, um nur ja Alles recht flach und eben zu haben.

Aber halt! — Was doch der Mittwoch für ein eigensinniger und hinterlistiger Geselle ist, daß er gar uns selber jetzt mit seinen Wirbeln mitten hineingezogen hat zwischen die alte Zeit und die neue! Am besten ist's, wir kehren ihm kurz den Rücken und werfen — wär's auch nur zu unserer Entschuldigung — ihm schließlich nochmals den Volksspruch in's Angesicht: „Der Mittwoch ist gar kein Tag"!

Der Donnerstag.

Noch keine Dampfwagen entführten die Menschen blitzschnell in aller Herren Länder hinaus und die Pferdekraft hatte damals noch keine so luftige Natur wie heute, sie fraß weder Holz noch Kohle, sondern lediglich Heu und Hafer, hatte Hufeisen an den Füßen, die gar gemüthlich auf der holprigten Straße klapperten. Dadurch aber wurden die Leute selber auch fester im Zaume gehalten, daß sie nicht wie zweibeinige Locomotiven durch die Welt schossen, sondern hübsch ordentlich in der Nähe sich begnügten und gelegentlich vergnügten. Es gab wohl entfernter oder näher Landgüter, auf denen ein Theil des Sommers verbracht wurde, aber diese Campagnen waren nur Sache der Reichen. Der Bürger des Mittelstandes dagegen hatte auf seine Weise nicht minder die Lust und das Bedürfniß, ein Bischen frische Luft zu athmen und sein Auge an etwas Grünem zu weiden; daneben war er auch lieber in seinem Eigenthum säßhaft, als daß er, wie heimatlos, herumrutschte. So war es denn Sitte geworden, daß, wer es vermochte, irgendwo vor dem Thore, das heißt, ganz in der Nähe der Stadt, sein „Gütlein" besaß, darin sich des Landlebens zu

erfreuen, abgesehen von dem mäßigen Nutzen, den das Besitzthum nebenbei abwarf. Das „Gütlein" bestand in der Regel aus einem einstöckigen Gartenhäuschen (Rebhäuschen), daran die Treppe außen heraufstief nach einem Zimmer und etwa einem Nebengemächlein. Unten fand sich, neben der kleinen Küche, ein Raum zum Aufbewahren der verschiedenen Geräthschaften, bisweilen noch eine Kelter. Zu dem Häuslein gehörten ungefähr ein oder anderthalb Morgen Landes, theils mit Reben bepflanzt, theils zu einem Gemüse- und Blumengarten hergerichtet. Auf dieser freundlichen Scholle wurde jede freie Stunde zugebracht; man gieng Abends, nach vollbrachtem Tagewerke, hinaus und die Sonn- und Feiertage nach dem Gottesdienste wurden jedenfalls hier verlebt. So gehörte das „Gütlein" nicht bloß in den Stadtbann, sondern geradezu auch in das Leben der Stadt, da solch ein wesentliches Stück bürgerlichen Daseins hier zwischen den Beeten von Blumen und Gemüsen sich abspann, halb in ländlicher Arbeit, halb in behaglicher Ruhe, beides zur Erholung und jedenfalls ganz in Zufriedenheit.

Denn die allerersten Frühlingstage schon lockten hinaus, um mit dem Winter aufzuräumen, die schützenden Stroh- und Bastmatten wieder wegzuheben, die Rebstöcke zuzuspitzen und einzurammen, die Wege herzustellen und mit Grien oder Loh zu überführen, dann Beete anzulegen, umzuspaten und zu bepflanzen. Eins drängte das Andere, bis man unversehens in voller Arbeit stand und der Garten aus Leibeskräften zu grünen und zu blühen begann. Schlag auf Schlag folgte sich's und Jahr um Jahr in regelmäßigem Wechsel, von den ersten Veilchen, den Primeln, Hia-

cynthen, Tulpen, durch den gesammten bunten Sommerflor hindurch bis zu den herbstlichen Astern. Ebenso wiederholte sich in der nutzreichen Welt der Gemüse derselbe Kreislauf, von den ersten Radieschen, der Kresse, bis zu der späten Kartoffel und dem winterlichen Rosenkohl durch all die blätterreichen Kraut- und Salatarten, die Erbsen und Bohnen und Rübchen. Während Zier- und Küchengewächse billig mehr der aufmerksamen Liebe der Hausfrau sich erfreuten, verfolgte des Eheherrn Auge mit Wohlgefallen das gedeihliche Wachsthum der Obstbäume, vor Allem jedoch der Reben. Im Spätherbst schon wurde da aus dem wohlgereiften Holze der neuen Triebe ein überjähriger guter Herbst prophezeit. Dann vollends im Frühling den schwellenden Knospen, den sich ansetzenden „Samen" (Blüthen) des Weinstocks nachzugehen und, Gottes Segen vorbehalten, im Geiste bereits die rothbackigen saftigen Früchte, die dünnhalsigen Beeren und ihren süßen Most zu kosten, das war ein Genuß, welcher demjenigen in der Wirklichkeit kaum nachstand. Und nie trat ein Nachlaß wieder ein, denn die Knospen erschlossen sich bald zu den röthlichweißen Blüthen, die Rebe begann mit feinem Resedageruche zu blühen, es setzten sich die Früchte allmälig an, die Beeren schwollen, klärten sich, so daß Theilnahme und Aufmerksamkeit beständig in Athem erhalten wurden. Was auch hätte die Wohnstube in der Stadt, aus der man hoch über dem Nachbarsdach kaum eine Handbreit Himmels erblicken mochte, schöner und reicher zieren können, als ein Strauß, den die Mutter im Gütlein draußen von den selbstgezogenen Blumenstöcken gepflückt und nach natürlichem Schönheitsgefühl zusammengebunden? Was in der Welt

hätte so lieblich geduftet wie diese Lilien, Rosen, Reseden? Oder welcher Gärtner vermochte solche zarte Erbsen, solch delicate Rübchen aufzuweisen, wie solche der Boden des Gütleins erzeugte? Der Eheherr sogar, wie wenig er sonst ein Verehrer von Salat und Kohl war, er mußte das eigne Produkt nicht nur genießen, sondern auch vortrefflich finden, wenngleich sein Lob gegen Ende des Sommers durch die zu häufige Wiederholung sich etwas abstumpfte. Alles mundete doppelt, war noch einmal so zart, als was man vom Markt kaufte, selbst der grünste Salat, die größten Bohnen und Erbsen. Es trug auch nicht wenig zur Vermehrung des Wohlgeschmackes bei, während des behaglichen Genusses hinterm Tische sich die Lebensgeschichte des aufgetragenen Erzeugnisses zu vergegenwärtigen mit Freuden und Leiden, Sorgen und Hoffnungen, die es bis zum Tage der Reife mannigfach begleitet. Eine noch weit wichtigere Rolle indeß spielten bei den Kindern die verschiedenen Obstarten, je nach der Jahreszeit. Damit wetteiferten vielleicht nur noch die Gefühle des Vaters, wenn derselbe im Herbste seinen jungen Most kostete und bei aller Nüchternheit und Realität wie ein Seher in die Zukunft des edeln Gewächses sich verlor. Oder welch Selbstgefühl, welche Verklärung leuchtete aus den derben und trockenen Zügen, wenn er einem guten Nachbar eine Flasche seines „Alten" als Muster eines reellen Tröpfleins aus dem Keller heraufholte und mit sachverständiger Wichtigkeit von dem selbstgezogenen Getränke schlürfte, oder den dicken Bauch der silbernen Weinwaage darin sich schaukeln und spiegeln ließ! Daß es vielleicht kaum ein Paar Ohm sind, darauf sein Stolz sich gründet, das thut der Größe der Empfindung nicht von

ferne Eintrag, so wenig als es den Fluß der Beredtsamkeit hemmt, den der sonst einfache Mann, fast prahlerisch, über die Natur seiner Reben und deren Gewächse ergießt. Solche Augenblicke des Genusses verwischen alle die Arbeit und Sorgen, welche, neben den Baarauslagen und der Mühe des Pflanzens und Pflegens, Raupen, Maikäfer, schwere Gewitter und Trockne über dem Gütlein das Jahr hindurch zusammengezogen.

Und die Freude ist eine doppelte im Gegensatze zu der Berufsarbeit in der Stadt drin. Hier draußen die frische freie Luft, der offene Abendhimmel mit der lieben Gottessonne nach dem Aufenthalte in der engen Straße, im dumpfen Hinterstübchen des Kaufladens mit dem Ausblicke an die grünangelaufene Mauer eines feuchten Höfleins, auf dessen Steinplatten selbst die Junisonne ihre Strahlen nicht völlig herunterfenken konnte. Nach dem Einerlei des schleppenden oder einförmigen Berufes hier die bunte Mannigfaltigkeit der Blumen, das frische, fröhliche Wachsthum, die gesunde unbehinderte Bewegung, die heitere lohnende Pflege, — dabei mußte das Herz aufgehen und sich wieder ausdehnen, wenn es sich im Berufe auch noch so eigensüchtig und enge zusammengezogen.

Selbst Regentage machten keine Ausnahme, sie hatten wieder ihren eigenen Reiz. Vor Allem wenn nach langer Trockenheit, wo alles Begießen nichts mehr verfangen wollte, die ersten schweren Tropfen auf's Laub herabrauschten und ein abkühlendes Gewitter in aller Majestät und mit seinem vollen Segen über das dürre Land hinzog. Oben an der Treppe, von dem hölzernen Gange in den strömenden Regen hinauszuschauen und den Wohlgeruch des ausdünstenden

Erdreichs einzuathmen, das erquickte des Menschen Leib und Seele kaum minder, als die lechzenden Schollen und das dürstende Gewächse. Gar vergnüglich ließ sich von hier aus dem Trocknen das Gütlein überblicken und in die Nachbargärten hineinsehen. Noch eins so keck und lustig ringelten sich die Tabakwölklein und flogen aus Pfeife und Mund in den Regen hinaus, während unter dem vorspringenden Dache die Schwalben zwitscherten oder drunten auf einem Baume im Schutze des dichten Laubes ein paar Spatzen sich zankten.

Ja, so ein Gütlein, das war ein Stück Sonnenseite aus dem bürgerlichen Leben und trug nicht weniges bei zur geistigen und leiblichen Gesundheit, — der Zufriedenheit des Besitzers. Daß aber der Donnerstag gerade der Entfaltung dieses heitern Bildes gewidmet ist, davon kann freilich nur eine Anhänglichkeit und Dankbarkeit als Ursache angeführt werden, welche bis auf die Kinderzeit zurückreicht. Der Donnerstag war nämlich vorwaltend der Tag, an welchem dem Ueberlieferer dieses städtischen Stilllebens vergönnt war, als Kind und Knabe die stillen Reize zu genießen, welche so ein Gütlein jedem Alter darbot und an dem er hinter den Erd- und Himbeerstauden von seinen genußreichsten Stunden verlebt hat. Als wäre er gestern erst „vor dem Thore" gewesen (wie das Landgütlein in's allgemeine auch genannt wurde), so steht nach langen Jahren noch Alles und Jedes frisch in seiner Erinnerung.

Das Besitzthum gehörte einer Großmutter, die als Wittwe in der Stadt ihr behaglich eingerichtetes Haus bewohnte, und wie sie dort den Abend eines wohl angewandten Lebens in Ruhe verbrachte, so lebte draußen im

Gütlein ihre alte Thätigkeit und Rührigkeit jedes Frühjahr wieder neu auf und schuf, von Gärtner und Rebmann unterstützt, eine heitere und blühende Welt um sich, zum Besten vor Allem ihrer Kinder und Kindeskinder, die darin ihren Sammelpunkt fanden. Das Häuschen war nicht geräumig, aber doch konnten in der Stube droben fünfzehn bis zwanzig Personen hinter dem wohlbestellten Tische ihr Unterkommen finden. Die Wände waren bloß getüncht, indeß mit zahllosen kleinen Bilderrähmchen behangen, den freien Raum nahmen auf drei Seiten die Fenster ein mit den runden, in Blei gefaßten Scheiben, und dann ein großes Kamin mit bemaltem Feuerschirm. Vor dem Rebhäuschen, auf stets reinlichem Kiesboden, drin ich nie ein Unkraut wuchern gesehen, standen ein paar mächtige Platanen, unter denen Tische, lange grüne Bänke und Gartenstühle aufgestellt waren, bei gutem Wetter der gewöhnliche Aufenthalt. Von hier aus lief zwischen Blumenbeeten ein breiter Kiesweg nach einer Cornelkirschlaube, „dem Kabinetchen"; andere Wege, mit Gerberloh bestreut, vertheilten sich im Garten breiter oder schmäler. Die kleinen weißen Steinchen oder das zimmtfarbene Loh zwischen den hellgrünen kurzgeschornen Buchseinfassungen verliehen vom ersten Frühlingstage bis zum letzten Herbstabende dem Garten ein frisches und fröhliches Aussehen. Die Hälfte des Grundstückes bestand aus Reben, größere und kleinere Obstbäume, Büsche und Stauden mit Beeren waren vollauf vorhanden, um dem Appetite jedes der Enkel Rechnung zu tragen. Wenn die Erdbeeren reiften, die Johannisbeeren sich rötheten, die Pflaumen blau wurden, wie ängstlich nicht hat da die Sorge der guten Großmutter über den jugend-

lichen Magen der Großkinder gewacht, daß diesen doch ja nichts Unreifes oder ein Zuviel des Guten Schaden bringen möge, — und sie gönnte es uns wohl! Ach, wenn sie es immer gewußt hätte, wie manche noch saure Beere, wie viele herbe Pflaumen die unverwüstlichen Mägen der obstgierigen Nachkommenschaft gleichwohl zu überwinden bekommen, während die Großmutter in einem entfernten Beete einen Salat abstach, ein Gemüse Kraut schnitt!

Da und dort in dem Garten fanden sich kleine Hügel künstlich aufgeworfen, von denen herab man in die Nachbargärten oder auch durch die Staketen auf die Straße sah; denn ein klein wenig wollte man doch, selbst im Gütlein, von der Welt draußen wissen, und ohne Neugierde war die alte Zeit ebenfalls nicht. Ein Weglein führte die Erhöhung hinan zu den Sitzen, welche man im Schatten von Akazien und Gebüsche angebracht. Für uns Knaben waren dieß sehr bedenkliche Stellen, denn jeder Hügel hatte den Rang einer Festung, einer Schanze, die mit Rebstecken und Bohnenstangen eben so mannhaft angegriffen, als hartnäckig vertheidigt wurden. Bei solchem Sturmlaufen gieng's nicht immer stille zu, es setzte auch Beulen und blaue Flecke, die zwar weniger Lärm verursachten, als das Krachen und Knacken der Stangen und des Geländes. Rief der überlaute Lärm die Großmutter nach dem Kriegsplatz, oder verriethen uns nachher die feurigen Gesichter, die zerrauften Hemdkragen, oder Gras- und Erdflecke der Kleider, so folgten allerdings dem Kampfesmuth oft ziemlich demüthigende Momente, denn die wackere Frau vermochte nöthigenfalls ihr Mißvergnügen gar wohlverständlich auszudrücken. Und in der That, nur wilde Buben konnten es nicht so

recht fassen, daß die aufgewühlten Wege, der zerstampfte Rasen und die geköpften Zweige des Buschwerks — von den zerbrochenen Bohnenstangen ganz abgesehen, — mit der liebevollen Sorge, der jedes Plätzchen und jedes Stäudlein sich von Seite seiner Urheberin zu erfreuen hatte, unmöglich in Einklang zu bringen waren. Wie indeß aus dem tollsten Unfuge zu keiner Zeit ernstlichere Folgen erwuchsen, so trug uns die gute Großmutter auch nie etwas nach, sie entschuldigte uns sogar vor Dritten gewöhnlich noch mit dem Beisatze: „es sind halt Buben!“ (und keine Mädchen). Nun, dafür hatten die Buben die Großmutter auch immer herzlich lieb und halten sie noch jetzt im besten Andenken. Aber sie stand ja mit aller Welt gut. Diesem Nachbar lieh sie die Weinkelter, einem andern half sie mit Setzlingen aus, der Beschließer am Thor erhielt mindestens im Herbste Schinken, Käse, Trauben und zwei Flaschen Wein, alten und neuen. Es dienten darum auch ihr wieder Alle gerne, und wenn sie an der Spitze ihrer zahlreichen Kinder und Kindeskinder nach einem Familientage vom Gütlein zum Thor hinein zog, da sah die Großmutter recht ehrwürdig aus, daß selbst die wilden Buben ganz ehrbarlich hinter ihr herschritten und voll Respekt und Stolz auf sie hinblickten, neben der Liebe.

Es sind viele Jahre seither verflossen. Das Häuslein steht noch; im Raum des Erdgeschosses, wo die Kelter gestanden, da werden jetzt Todtenbahren und Grabgeräthe aufbewahrt. Statt der Gemüsebeete wölbt sich Grab an Grab. Von den Blumen, Obstbäumen und Reben sind nur die weißen und rothen Rosen geblieben, ihre Stöcke mehren sich von Jahr zu Jahr, das Gütlein ist zum Gottes-

acker umgewandelt. Der Jubel und Kinderlärm ist verstummt, Trauernde gehen langsam zwischen Grabesreihen, wo die Jugend gespielt, die Aeltern in Behaglichkeit sich gefreut; die Meisten werden einst wohl wieder hieher zurückkehren zur Großmutter, die selber zuerst vorangegangen: sie hat sich von ihrem Gütlein nicht trennen können!

Freitag.

Seit einigen Jahren gibt es nun in der alten Stadt ordentliche Gemüsehandlungen, Kaufladen oder Magazine, darin man jeden Tag und zu jeder Zeit des Tages frisches und auserlesenes Gemüse, den feinsten Blumkohl, die zartesten Erbsen, die frühsten Böhnlein, schneeweißen Kopfsalat, kurz all das haben kann, wonach nur immer das Herz lüstet. Was es koste, fragt man hier freilich nur so nebenbei.

Früher verhielt sich's anders. Es war für solche Artikel ausschließlich der Markt da, auf den die Gärtner des Stadtbannes und die anwohnenden Landleute ihr Gemüse, ihr Obst, ihre Blumen brachten, nebst Eiern und Geflügel, wozu gelegentlich noch die Butter, Flachs zum Spinnen und Spanferkel gehörten. Dieß Alles wurde zu den Thoren der Stadt, meist auf den Köpfen, in früher Morgenstunde hereingetragen, auf dem Markte mit wenig Kunst aufgestellt und so gut als möglich an die Stadtleute verkauft. Der Marktplatz war der geräumigste Platz mitten in der Stadt, und vor dem Rathhause obendrein. Den Häusern entlang, und auch in der Mitte des Marktes, standen lange hölzerne Bänke, darauf die Verkäuferinen saßen und ihre Erzeugnisse vor sich stehen hatten, Bank an Bank, Korb an Korb in langen Reihen. Besondere Vorkehrungen waren sonst

keine getroffen, außer daß auch ein paar Polizeidiener herumstanden und sogenannten Marktherren die Aufsicht über die Reife der Früchte und das Recht im Handel und Wandel anvertraut war — was Alles sehr wenig Geräusch machte. An gewöhnlichen Tagen begegnete man meist nur den gewöhnlichen Gesichtern: hier saß diese und dort jene Gärtnersfrau mit ein paar Körben Gemüse, Obst, in kleineren Körben das feinere oder kostbarere obenauf und wohl noch einige Blumensträuße daneben. Gegen Mittag verloren sich diese Händlerinen und nun behaupteten die sogenannten Fürkäuflerinen (Höckerweiber) das Feld, die Spekulantinen der alten Zeit, welche so billig als möglich von Landleuten, die gerne bald wieder heimgewollt, deren gesammte Waare erhandelt und sie nun so theuer wie möglich, d. h. mit ein paar Batzen Gewinn, in's Einzelne wieder verkauften. Es gab so ein Halbdutzend runzelvoller Gesichter, die von dreißigjährigem Sonnenschein und Regen verwettert genug aussahen, Weiber, die weder die Mittagsgluth der Julisonne, noch der schneidende Frost eines Januarmorgens von ihrem Posten wegzuscheuchen vermochte. Einmal ein Tuch über dem Kopfe, das Andermal eine Kohlenpfanne unter den Füßen, das war die Schutz- und Trutzwaffe, auch dem heftigsten Angriffe gegenüber. Diese Höckerinen erfreuten sich vor Allen der Zuneigung der Jugend; fand ja ein erübrigter Kreuzer hier die geeignetste Stelle sich in eine Handvoll Pflaumen, Kirschen, ein paar verschrumpfte Aepfel, ein Osterei und dergleichen umzuwandeln. Den noch scheuen Kindern bot sich damit zugleich auch Gelegenheit, um des Lebens Güter herzhaft feilschen zu lernen, während

die Verwegenen, welche Pflaumen und Kirschen nur immerfort versuchen wollten und nach dem Preise fragten, ohne Geld zu besitzen, den Folgen dieses Mißverhältnisses häufig nur wieder durch ein anderes Mißverhältniß, das der jungen und der alten Füße, sich zu entziehen vermochten.

Solche regelmäßige Zustände des täglichen Kleinverkehrs erfuhren jeden Freitag noch eine besondere periodische Steigerung. Am Freitag, als dem Wochenmarkttage, versahen sich die Haushaltungen bereits mit dem Gemüse auf den Sonntag. Der halbe Platz stand dann mit Bänken überstellt, vom Lande her waren zahlreiche Frauen und Mädchen mit ihren Feld- und Garten-Erzeugnissen nach der Stadt geströmt, daraus ein paar Batzen, als Lohn für halbjähriges Sorgen und Pflegen, heimzutragen. Ein Theil des Gewinnes wurde vielleicht sofort in die nothwendigsten Haushaltungsbedürfnisse umgetauscht, in ein Pfund Kaffee, ein Päckchen Cichorie, Zucker, ein Geräthe. Denn damals standen die Marktweiber von Bern und Basel z. B. noch nicht in telegraphischer Verbindung mit einander, und durch den Hauenstein hindurch unternahmen die Kirschen Zentnerweise noch keine Vergnügungsreisen nach der innern Schweiz, wie die Engländer. Mit Mühe oft nur, unter vielfachem Aufenthalt und Stoßen, bahnte man sich da den Weg durch die dichte Masse der ländlichen Verkäuferinen, durch die aufgestellten Körbe, Bänke, die Feilschenden und Neugierigen, welche umherstanden, zu kaufen oder zu sehen. Die Einen warten geduldig und ergeben auf die Käufer, Jene rufen die Vorübergehenden an, sie rühmen ihre Waare, versprechen billige Preise, oder wenden sich mehr an's Gemüth: sie möchten gerne wieder nach Hause! Andere zählen zwischen-

ein ihr erlöstes Geld andächtig von einer Hand in die andere, oder ordnen ihre Waare gefälliger.

Nichts gleicht dieser Mannigfaltigkeit eines Marktes. Eine Masse Menschen findet sich da beisammen, deren jeder sein gesondertes Interesse, seine eigene Welt von Absichten, Bedingungen, Rücksichten durch das Gewirre so vieler hundert Interessen hindurch verfolgt, ohne daß er gestört würde oder einen Eintrag erlitte. Aber dann machen all diese scharf getrennten Interessen zusammen doch wieder ein eines, großes Ganzes aus, das auch in dem Bilde des Marktes sich wiederspiegelt; denn wie bunt das Durcheinander, es ist kein Wirrwarr, wie viel hundertfältig die Wege sich kreuzen, ein Sinn leitet doch jeden Schritt. Betäubend wogt ein allgemeines Getöse von Zurufen, Markten, Betheuren über dem ganzen Platze, und nur hie und da sticht ein besonders lautes oder scharfes Organ vernehmlich hervor.

Aber halt! da giebt's einen Auflauf! Die Köpfe drehen sich nach einem Punkte hin, Toben und Lärmen und lautes und rohes Schelten läßt für einen Augenblick das allgemeine Geräusch verstummen. Zwei Holzwagen, die sich in dem Gedränge begegnet, sind in einander gefahren, jeder der Holzbauern wirft dem andern die Schuld der Ungeschicklichkeit zu und verlangt ungestüm, daß der Gegner zurückfahre. Vom Schelten kommt's zum Brüllen und Drohen, Ehrentitel fliegen hin und her, die Umstehenden mischen sich in den Streit, nehmen Partei und erhitzen die Streitenden noch mehr, abgesehen davon, daß sie Lärm und Verwirrung auf eigene Rechnung mehren. Niemand scheint vernünftig, als die beidseitigen Ochsen, die ruhig und gefaßt in dem Wetter stehen bleiben, bis dies auf irgend eine Art sich

werde entladen haben. Aber ohne sich von dem lieben Vieh beschämen zu lassen, hebt bereits jeder der Holzbauern die Geißel und legt Hand an die Thiere seines Gegners, den feindlichen Wagen zurückzudrängen. Die Peitschenstiele sind den menschlichen Köpfen schon sehr nahe gekommen, da verhindert noch im letzten Augenblicke der herbeigewackelte dicke Polizeidiener, mit dem ganzen Gewichte seines Amtes, den drohenden Ausbruch. Denn hatten auch Landjäger und Polizeidiener, dem Unabhängigkeitssinne der Bürger gegenüber, einen mißlichen Stand und mußten sie sich selbst, als Propheten im eigenen Lande, Spott und manche Neckerei gefallen lassen, der fremde Holzbauer des Nachbarlandes zollte dafür der obrigkeitlichen Uniform um so größeren Respekt, die allerdings ihm gegenüber auch noch einmal so breit, als vor einem Bürger, dazustehen schien. Peitsche und Arm sanken allmälig und in Kurzem wurde das polizeiliche Salomons-Urtheil vollzogen, das jedem der Streitenden befahl, mit dem eigenen Wagen etwas zurückzufahren. Daß bei diesem Aushülfmittel das eine Rad einen Eierkorb bedenklich streifte und neuer Jammer losbrach, das war doch immer noch ein Glück, wenn man bedachte, daß ein Mensch hätte können verkarrt werden! wie dieß der Polizeidiener der heulenden Eierfrau kaltblütig auseinandersetzte.

Indeß bald wieder schaukelt sich über der geglätteten Welle des Zorns, wie des Schmerzes, das Schifflein des früheren Verkehrs lebhaft und friedlich hin und her. Wie sorglich nicht und genau blickt die Hausfrau in alle die Körbe hinein, das Schickliche herauszufinden! Kaum ein flüchtiger Blick streift die leckern, feinen Gemüslein, die Erstlinge ihrer Art, welch dem Tische des Reichen vorbehalten sind.

Sie sieht sich nach dem Ergiebigen um für die zahlreichen Mäuler und hungrigen Magen ihres großen Haushaltes, denen es mehr auf etwas Solides, Aus- und Auffüllendes ankommt, als auf besondere Feinheiten. Darauf deutet ja auch der derbere, vielgebrauchte und theilweise schon geflickte Korb, der an ihrem Arme hängt. Und hat sie entdeckt, was sie gesucht, wie beharrlich ist sie da im Markten! wie zankt und feilscht sie so zähe um ein paar Rappen! Weiß sie doch gar wohl, daß hier einige Rappen und dort einige einen Batzen ausmachen und ein Batzen (ein alter nämlich), der ist schon Geld. Auch ist es vielleicht nicht einmal ausschließlich die Sparsamkeit, welche sie bestimmt; so ein klein Bischen Neigung Recht zu behalten, ihren Willen durchzudrücken, mag die häusliche Tugend wohl mit unterstützen und darum hat denn ein abgemarkteter Kreuzer stets den doppelten Werth.

Wie verschieden hier von dieser bürgerlichen Käuferin sind dort jene Mägde in den blanken Schürzen und mit den weißen, feingeflochtenen Armkörben! Ob die schon geraume Zeit auf dem Markte stehen, ihre Körbe sind gleichwohl noch leer. Sind sie vielleicht in ihrer allzuängstlichen Sorge, der Herrschaft ja ein recht ausgesuchtes Gemüse heimzubringen, vor lauter Wählen zu keinem Kaufe gekommen? oder haben sie in ihrer Gewissenhaftigkeit etwa die Preise für die Waare gar zu übertrieben gefunden? Der glückliche oder unglückliche Zufall hat es gewollt, daß die Susette, beim ersten Tritt auf den Markt, der Lisette begegnet ist, neben der sie früher im selben Hause gedient, und kaum hatten sich die beiden begrüßt und die nothwendigsten Mittheilungen gemacht, so stieß noch eine Lands-

männin zu ihnen, die Grethe, oder wie sie seit dem letzten Gesindewechsel nun hieß, die Margueritte. Alle drei standen bei neuen Herrschaften in Dienst und es läßt sich leicht errathen, wie vieler Zeit auch die geläufigsten Zungen bedurften, um drei Herren, drei Frauen und alle die erwachsenen und unerwachsenen Kinder nur auch nothdürftig zu schildern und zu kritisieren. Der Markt begann bereits sich ein wenig zu lichten, die Bürgersfrauen und manche der Mägde, welche das Mittagessen daheim zu rüsten hatten, waren mit ihren schwerseufzenden Armkörben abgezogen, und viele Bäuerinen selbst machten sich schon wieder auf den Heimweg. Mit einmal fiel es da einer der drei Freundinen bei, daß die vier Scheiter Holz, die sie vor etlichen Stunden beim Fortgehen noch unter den Suppentopf gezwängt, wohl schon längst verbrannt sein möchten, und als es nun gar vom Thurme herab 11 Uhr schlug, fuhren beim letzten Schlage alle mit einem Schreckensschrei auseinander, schossen dahin, dorthin an Körbe, darin noch etwas Grünes lag, und ohne lange zu wählen oder zu markten kauften sie zusammen, was eben in der Eile und in so später Stunde noch zu erhalten war.

Von den Landleuten traf man indeß immer etliche auch in den Straßen an, wo sie ihre Waare mit lautem Rufe feil boten, um den bequemen Käufern den Gang nach dem Markte zu ersparen, oder den Leuten, die nicht zum Kaufen geneigt waren, mit der gebotenen Gelegenheit die Lust dazu zu erwecken. Kinder mit Erdbeeren, andere mit Besen, schreien zwischenein ihren Kram aus und schellen auch wohl an bekannten und unbekannten Glocken, gewiß, durch ihre Jugend oder Armuth geneigte Abnehmer zu gewinnen und

neben dem bedungenen Kaufpreise noch eine gute Suppe, ein Stück Brot, ein Kleid zu erhaschen.

Was diese jugendlichen Verkäufer durch einen gewissen, beweglichen Ausdruck in ihrem Rufe zu erreichen pflegen, das suchen die Erwachsenen durch die unerschütterliche Gewissenhaftigkeit zu erzielen, womit sie sämmtliche Verkaufsgegenstände, der Reihe nach, namhaft machen: gelbe Rüben, oder Salat, oder welsche Bohnen, oder Körbelkraut, oder Sellerie, oder Zwiebeln! — so geht's im gedehntesten Dialekte fort. Es ist nur zum Verwundern — nicht wo die guten Weiber all dieß haben, denn die Körbe ragen thurmhoch über ihre Köpfe — aber wo sie die Luft hernehmen zu dem einen Athemzug, in den sie Alles zusammenpacken! Es genügt nicht immer nur ein geübtes Ohr zum Verständniß, so wenn z. B. feil gerufen wird: süß Kirschwasser oder Saures! — so ist nicht etwa auch saures Kirschwasser gemeint, sondern lediglich — Sauerkraut. Wer denkt nicht an Hebel's „Marktweiber" mit dem Schlusse:

Chromet grüne Bohne!
Mer wen do das Gäßli uf! —

Der Samstag.

Der Samstag ist der Abend der ganzen Woche. Wie mit jeder Tagesneige die Aufgabe des abgelaufenen Tages zu einigem Abschlusse zugespitzt und gleichwohl der Anfang des kommenden eingefädelt wird, so flackt in noch gesteigertem Maße die Arbeit der schwindenden Woche am Samstage noch einmal lebhaft empor, während zugleich für die künftige Woche ein neuer Docht zugerüstet wird. Dieß ver-

leiht denn auch dem Samstage seinen doppelten Charakter der regeren Thätigkeit und der bevorstehenden Ruhe. Der Samstag weiß aber immer genau, was er will, er hat seine bestimmte Absicht und diese höchst praktische Richtung unterscheidet ihn eben von dem träumerisch unentschlossenen, gleichsam zwischen zwei Stühlen absitzenden Vetter Mittwoch.

Das von Anstrengung geröthete Antlitz dieses Januskopfes tritt Jedem entgegen, der nur durch die erste beste Straße der alten Stadt schreitet und zwar so von allen Seiten, daß allein schon dieß Gehen mit seinem Ausweichen und Vorsehen, mit seiner Beschleunigung und seinem Anhalten beinahe selber zur Arbeit wird. Besen, Waschlappen, Kehrwische scheinen heute die gute Stadt inmitten ihres Handels und Wandels in Belagerungszustand versetzt zu haben und eine wahre Schreckensherrschaft zu führen. Wie die Mündungen aufgefahrener Kanonen gähnen drohend links, rechts, in der Mitte der Straße Kehrichtfässer und Fegekübel, bedient von Amazonen, deren erhitzte Gesichter, von halbgelösten Haaren umhangen, wie die geschürzten Kleider mit den breiten nassen Säumen, hinlänglich, sowohl die streitbare Lust als Rüstigkeit kundgeben. Gehst du in der Mitte, so droht von der einen Seite eine aufwirbelnde Wolke Kehricht dich zu ersticken; von der andern bespritzt dich der blinde Eifer eines Besens noch nachdrücklicher. Springst du zur Seite an die Häuserreihe, dann fluthet ein Schwall trüben Wassers über irgend eine Schwelle dir tückisch auf die Füße, oder aus dunkelm Hausgange explodiert unter dumpfen Schlägen der Staub einer Strohmatte dir gerade in's Angesicht. Aus den oberen Stockwerken der Häuser flattern wohl Teppiche und Tücher, wie zum Em-

pfange eines gekrönten Hauptes; aber erbebe das deine nicht zu stolz, denn den bunten Falten entsinken Staub, Brosamen, Fadenreſtchen, Papierſchnitzel — kurz, was Alles eine Woche darauf abgelagert, bevor es das Fegefeuer des Samstags aus ſeiner Sicherheit aufgeſtört. Trockenes und Naſſes, Dickes und Dünnes, Grobes und Feines, von unten herauf, wie von oben herunter, iſt unter Ziſchen, Plätſchern, Kreiſchen im hellen Aufruhr gegen den gebürſteten Rock, die blanken Schuhe, die ſaubere Wäſche. Mag die Sicherheits-Polizei am Samstag immerhin unmächtig ſein und der Uebermacht weichen, das wenigſtens darf ihr zum Vorwurf gemacht werden, daß ſie den Vorübergehenden nicht von zehn zu zehn Schritten ein warnendes „Aufgepaßt“! zuruft. Das Straßenbächlein, das ſonſt ſo gemüthlich und ſtillvergnügt in ſeiner Rinne über's Pflaſter murmelt und dienſtfertig der trägen Magd ſeinen Rücken leibt, am Samstag ſchleppt es nur mühſelig all das ihm Anvertraute weiter, bis am Ende die Laſt doch ſeine gemeſſene Kraft überſteigt, da, dort ein Theil der unmenſchlichen Bürde von ſeiner Schulter auf den Grund ſinkt und anderes, das ſich auf dem Boden nur fortgewälzt, dran hängen bleibt. Gerade vor dem Brücklein fängt's jetzt an ſich zu ſtauen, oder erreicht die Diele; ſogar das Waſſer vergißt nun weiter zu fließen; wie bei einem Volksauflaufe bringt jeder Augenblick Zuzug, dieſer drängt, erſchrocken weichen Waſſer und Kehricht auf die Seiten, die halbe Straße verwandelt ſich in eine große Lache. Nun erſt Noth, Geſchrei, rathloſes Rathen und Zuſammenſtehen, bis zuletzt eine vierſchrötige Magd herzhaft durch die Fluth watet und den umgekehrten Beſen ein Paarmal kräftig unter's Brücklein ſtößt. Plötzlich

stürzt ein trüber Strom unter dem Stege hervor und reißt gewaltsam alle Hindernisse mit fort, hinunter. Es ist geholfen, die Wasser verziehen sich, es kann ohne Störung weiter gescheuert werden.

Aber entfliehen wir dem Ringen und den Wehen, die einmal naturgemäß der morgenden, neugebornen Sonntagsreinlichkeit und Festlichkeit vorangehn müssen, und meiden wir die Gefahr, im Wuste der abgelaufenen Woche zu ersticken, bevor wir nur die reine Sonntagsluft geathmet. Flüchten wir uns aus der Wüste des Samstags auf seine freundlichen, ruhebietenden Oasen.

Wohl rennt noch am späten Abend hier ein schmieriger Schusterjunge mit einem Paar funkelnder neuer Stiefel über die Straße, tänzelt dort ein geschmeidiger Schneider vorüber mit einem Rock, einer Weste am Arm, die morgen zum Erstenmal glänzen sollen und dringlich auf heute noch bestellt worden. Mancher, der die zweite Wochenhälfte vielleicht nur läßig gearbeitet, heute zum letzten Tagewerke nimmt er sich doch noch zusammen, mit Ernst, wenn nicht mit Eifer, sucht er ein Ziel, einen Abschnitt wenigstens, in seiner Berufsarbeit zu erreichen; ein Stück Gewissen oder herkömmliches Ehrgefühl treibt ihn, die Woche so zu schließen, um „Ende gut, Alles gut" sagen zu können und den Sonntag dann um so eher zu „verdienen". Der Geselle räumt die Abfälle, stellt sein Werkzeug zusammen, der Meister die gefertigte Arbeit: Kaufmann und Beamteter schließen ihre Bücher und Kassen ab, und hinter den zuklappenden Deckeln, den einschnappenden Schlössern liegt eine Woche fir und fertig eingebucht und einkassiert. Vermehrt zwar dieß Alles die gewöhnliche Thätigkeit, es geht

dafür am Samstage um so flinker aus der Hand, der von ferne wehende Sonntagswind wirkt schon stärkend, ermunternd, und so gewinnt Dieser und Jener erst noch ein Stündchen Feierzeit obendrein, indem er mit dem Abschlusse früher zu Ende kommt. Denn, was Neues anfangen — am Samstag Abend — wem fiele das ein! Ein Spaziergängchen, als Vorbereitung für den Sonntag, ein halb Stündchen eher beim Glase Bier oder in der Behaglichkeit des eignen Hauses, mit der hellen Aussicht in den morgenden Ruhetag, solche stillen Freuden und Ergötzlichkeiten schließt der Samstag für mehr als Einen ein, und nicht zuletzt für den Fleißigen und Gewissenhaften, wie das sonst kein anderer Tag thut.

Freilich, wenige Sterbliche haben es so gut, wie die Schulmeister, denen schon die samstägliche Mittagstunde den Tag der Ruhe und Erholung einläutet. Schon am Samstag Morgen ist der Lehrer viel nachsichtiger und läßt der muthwilligen Jugend weit eher Etwas ungeahndet hingehen, als sonst in der Woche. Die Freiheit, die ihm Mittags lacht, entschuldigt bei ihm gewissermaßen auch das Freiheitsgefühl, das in dem leichtblütigen Schüler am Morgen bereits spuckt. Und wenn heute die ernsthaften Herren nach der Schule noch unter der Pforte beisammen stehn, da geschieht es nicht, um über den und jenen armen Schächer von Jungen den Stab zu brechen, ihre Noth mit einem unverbesserlichen Früchtlein sich zu klagen, oder durch einen Stoßseufzer das schwere Herz von sonst einer Last zu erleichtern. Angesichts der halbtägigen Extra-Sabbathfeier, welche die Glücklichen vorweg nehmen, werden jetzt vielmehr Vorschläge, Pläne gemacht, wie am besten mit dem

anvertrauten Pfunde zu wuchern sei? Bei dem schönen Wetter schlagen die Beweglicheren einen weiteren Spaziergang vor, die Bequemeren einen solchen bloß in die Nähe, um bei geselligem Gespräche des Lebens sich zu erfreuen und in aller Ruhe den Schulstaub hinwegzuspülen, weil denn doch am Samstag Alles muß rein gemacht werden.

Lassen wir die Beneidenswerthen ziehen, über Berg und Thal die Einen, in's nächste Dorf die Andern, und gönnen wir ihnen die frische Luft, den heitern Sonnenschein, darin ihre Amtsgravität und Präceptorminen sich behaglich auflösen in gesellige Mittheilung, in ungezwungenes Dargeben des natürlichen Menschen mit all seiner Eigenthümlichkeit. Erst beim Eintritt in die grauen Thore, am späten Abend, scheint über die aufgeschlossenen Gesichter (wenn das Zwielicht nicht täuscht), wieder etwas, wie ein augenblicklicher Zwang zu streifen. Es ist, als weckte das Betreten des Pflasters jenes Gefühl des wichtigen Berufes, der Amtswürde, deren man den ganzen, langen Nachmittag nicht mehr gedacht. Es ist indeß nur eine höchst flüchtige Empfindung, denn siegreich schon verscheucht der nahende Sonntag den leisern Schatten: der rechte Ruhetag steht ja erst noch unangetastet bevor, heute wurde nur erst der gehörige Anlauf dazu genommen.

Noch aber hat das Fegen und Schweifen in den Straßen sein Ende nicht erreicht, stets fort huschen dunkle Gestalten mit ihren Standeswahrzeichen, den Kübeln und Besen, vorüber, stehen, bücken sich, rutschen hie und da in der Dämmerung umher. Indeß etwas Samstagsruhe drängt sich selbst in die rastlose Thätigkeit dieser Unermüdlichen. Fließen nicht sogar die Brunnen der Straßen jetzt lang-

samer? Oder warum ständen sonst hier diese Mägde halbe Stunden lang bei der Röhre, ohne daß ihre Züber sich füllen wollen? Ja, nicht nur das todte Wasser, selbst die lebendigen Fegerinen beugen sich allmälig dem Gebote des Sabbaths, fort und fort sprudelt hier der Wasserstrahl über den längst schon gefüllten Kübel, während die Eigenthümerin unbeweglich daneben steht und, Fegen hin Fegen her! bereits mitten im Sonntag dreinsteckt, mit der Freundin, dem Freunde noch viel wichtigere Verabredungen trifft, weit interessantere Spaziergänge unternimmt, als alle Schulmeister der Welt zusammen. Wäre das Lauschen nicht unbescheiden und plätscherte nicht unaufhörlich der mitverschworene Wasserstrahl dazwischen, es ließen sich den leisen Brunnengesprächen eines Samstagabends die köstlichsten Schätze entheben! So aber beschränken wir uns auf das Samstagsgefühl, dessen auch wir uns in den dunkeln Straßen nicht länger zu erwehren vermögen und das uns nach den friedlichen Räumen des eignen Hauses zurückleitet.

Auf dem Heimwege bannt uns in einem entlegnen Gäßchen noch auf Augenblicke auch ein Lied, das hoch aus geöffnetem Fenster eines Dachstübchens in die nächtige Stille hinausklingt. Eine, wie es scheint, ältere Frauenstimme singt dort, im Vorgenuß der Sabbathsruhe, die alte, fromme Weise des ehrlichen Benjamin Schmolke. Wie ein Segen, am Ende der Woche, ertönt es von oben über die dunkle, alte Stadt:

Soll das in diesem Leben
Die letzte Woche sein,
Will ich nicht widerstreben,
Nein, mich im Geiste freun

Auf einen Feierabend,
Den Christi Tod gemacht!
Und diese Hoffnung habend,
Sprech' ich nun: gute Nacht!

Sonntag.

Am Samstag hatte es geregnet und noch am Sonntag Morgen zog drohendes Gewölke am Himmel hin und kämpfte mit der Sonne. Aber während der Morgenkirche vertheilte es sich, ließ den blauen Himmel zwischen durchblicken und der machte sich breiter und breiter, bis er Meister geworden und die letzten Wolken hinter die fernsten Berge zurückgescheucht. Es ist um die Mittagszeit, die Leute sitzen um die Eßtische. Aber schon geht hier eine Thüre auf, und ein schmucker Bursche tritt heraus, dort schlüpft ein Mädchen im Sonntagskleide auf die Straße und an der Brücke, auf dem Markte bleiben Zwei stehen, warten auf den Dritten und Vierten, der versprochen mitzukommen und dann geht es lachend oder wichtig erzählend weiter in's Freie, da dort hinaus zu allen Thoren. Und immer lebendiger und bunter wogt's in den Straßen, immer mehr Gruppen bilden sich, Erwachsene und Kinder, Reiche und Geringe, Ernsthafte und Lustige, bis sich's dann allmälig wieder lichtet und endlich still und öde wird auf den Plätzen und zwischen den hohen Häuserreihen der Stadt. Nur ein altes Mütterlein mit dem sammtnen Strickbeutel, der weißen ehrbaren Haube und dem schwarzen vergriffnen Gesangbuche trippelt noch später bedächtlich durch die menschenleeren Gassen nach dem ernsten Dome, der bei dem schönen Sonntagswetter verein-

samt da steht und vergeblich mit seinen Glocken zum Nachmittagsgottesdienste nach Andächtigen läutet.

Draußen aber vor den Thoren ergießt sich die Menge der Spaziergänger wie Bäche nach allen Gegenden durch die wallenden Kornfelder, die grünen sonnigen Matten, nach den Bergen und Hügeln hin, wo die Luft kühler weht, oder nach diesem und jenem Dorfe mit schattigen Plätzchen. Alles ist hinausgewandert bis an die Schildwache unterm alten Thore, die die leere Stadt hüten soll und halb neugierig, halb neidisch dem bunten Strome, Gewehr in Arm, nachblickt.

Bedachtsam schreitet da ein gesetztes ehrbares Bürgerpaar. Während rings nagelneue Strohhüte mit bunten Bändern und hellfarbne luftige Sommerkleider flattern im Vertrauen auf den blauen Himmel und das ferne Gewölke, trägt die behutsame Bürgersfrau den zweiplätzigen Regenschirm in der Hand, denn gar manches Jahr schon hat sie eben erfahren, daß der sonnigste Tag mit einem Gewitter enden kann und den Regen der vergangnen Woche hält sie fester im Sinne als den blauen Himmel von heute. Ist auch kein Flitterstaat an ihr zu verderben, ihr Kleid von alterthümlichem Schnitte, wie es schon die Vorfahren dieser bunten leichten Modegewänder ringsum entstehen sah, so soll es auch künftighin noch deren nachfolgende Generationen überdauern. An der Seite der Matrone schreitet der Gemahl, hie und da seine Lebensgefährtin auf das Neue aufmerksam machend, das die rastlose Zeit geschaffen während den vielen Wochen, in denen die häusliche Frau nicht mehr vor diesem Thore spaziert. Zwischenein schöpft er tiefe Züge aus dem schwarz gerauchten Ulmerkopfe und läßt selbstgefällig die blauen

geringelten Wölklein in die milde Sommerluft aufsteigen. Ein Paar, eine Gruppe um die andre eilt mit flüchtigen Schritten an den beiden gesetzten Leutchen vorüber, selbst die stattlichen Handwerksmeister im Sonntagsrock mit ihren festen Tritten und wohlgenährten Bäuchen, den breiten Schultern und derben Gesichtern überholen sie weit, denn sie politisieren oder reden von ihren gefährdeten Zunftrechten, was die schweren Massen in Fluß gebracht hat. Aber rascher noch als diese schreiten die kecken Gesellen, Arbeiter, die sich nach Beruf und Gewerke oder Landsmannschaften zusammengefunden, um zusammen einen lustigen Nachmittag zu haben. Manches helle Auge, manche blühende Wange schaut jetzt lebenslustig und herausfordernd in die Welt hinaus, die durch Ruß und Staub die Woche über entstellt war, die trocknen verdroßnen Werktagsgesichter sind gelichtet und blicken fröhlich als gäb's keine Mühe, keine Anstrengung, Gesang entfliegt dem bei der Arbeit schweigsamen Munde, der staubige, schmierige Geselle ist ein saubrer Bursche, von dem auch das reinlichste Mädchen sich gerne grüßen läßt, oder gar ihm verstohlen nachblickt.

Durch die Menge der Fußgänger fliegen glänzende Carossen mit stolzen Herrschaften drin, die vornehm in den Kissen liegen, kein Auge richten auf alle die Spaziergänger, die zur Seite ausweichen, kaum noch einen halben Blick haben für die lachende blühende Gegend, die hellgrünen Matten und goldnen Saatfelder, hintendran mit den waldigen Höhen und dem blauen Saume des fernen Gebirges. Weniger rasch und weniger stolz rasseln die Einspänner vorbei, überfüllt in ihrer Mehrzahl, als sollte von der Gelegenheit so viel möglich profitiert werden. Unter der

fleißigen Aufmunterung der Peitsche muß da manch Rößlein, das die Woche über unverdrossen Schritt für Schritt am Lastwagen gezogen, nun Sonntags die schwerste Last im Trabe davon führen, als hätte nie ein Moses für die arme Creatur ein gutes Wörtlein eingelegt.

In fernern oder nähern Dörfern und Lustorten verlieren sich die meisten Spaziergänger, Wirthshäuser und öffentliche Gärten nehmen sie auf, denn nur klein ist die Zahl der Enthaltsamen, die auf dem Rasen lagern, nur mit dem Schatten eines Baumes sich begnügen um auszuruhen und dann nüchtern und zur „rechten Zeit" wieder heimkehren. Wenige selbst sind Derer, die es beim einzigen Schöpplein bewenden lassen, als ihrem „erlaubten Sonntagsvergnügen." Setzen sich doch die Meisten breit genug bei Wein und Bier nieder, bestellen wohl auch gleich noch ein Stücklein Fleisch dazu. Sie kommen immer mehr in Zug bei der kurzweiligen Unterhaltung, achten der Batzen immer weniger, bis daß Franken daraus werden und vergessen ist, wie sauer die verdient worden und wie Durst und Hunger eigentlich schon lange gestillt sind. Nach den Klängen und Stimmen, die aus den Baumgärten der Dörfer und den Zimmern der Schenken dringen, geht's überall gar munter und lustig her und wer nur so am Sonntag zuhörte und zusähe, der würde nimmer glauben, daß so vielfältig die sechs andern Wochentage über böse Zeiten geklagt worden.

Aber schon sinkt die Sonne tiefer und tiefer am Himmel, Abendkühle hat sich von den Bergen allmälig in das Thal, auf die Wiesen und Aecker niedergesenkt, säuselt da erfrischend in den Blättern der Bäume, dort durch die Halme und über die heißen Stirnen und Wangen der

Menschen. Einzelne brechen wieder auf, der Stadt und dem häuslichen Herde zu. Voran die Sorglichen und Haushälterischen, die den Feiertag nicht mit Sang und Klang und Ermüdung von Lustbarkeit schließen, sondern mit der Arbeit, die ihrer noch zu Hause wartet und die unerbittlich gethan sein will. Würde sonst hier diese Frau vor dem Kinderwägelein so heim drängen und aus Leibeskräften ziehen, indeß der Mann hinter den Rädern mit der einen Hand stößt und mit der andern den heulenden Buben nachschleppt, der müde und schläfrig nebenher hinkt? Da sind die zwei kleinen Kinder im Korbwagen, die jetzt schon bombenfest schlafen und mit den Köpfen gegen einander baumeln, in's Bette zu bringen, es ist noch für den nächsten Tag Dieß und Das zu rüsten, weil der frühste Morgen schon die Mutter von Hause ruft zur harten Arbeit bei fremden Leuten. Verspätete Mägde mit erhitzten rothen Gesichtern eilen hastigen Schrittes vorüber an der Familie. Sie sollten schon zu Hause sein und haben sich zu lange versäumt bei der Erheiterung und Lust, die ihnen um so verführerischer gemundet, je seltner sie ihnen zu Theil geworden und je länger hinaus über das festgesetzte Maß sie davon geschlürft. Lieber rennen sie jetzt mit klopfendem Herzen, keuchendem Odem, daß ihnen der Schweiß über's Gesicht rinnt, als daß sie nur eine Viertelstunde früher aus dem kühlen Schatten aufgebrochen wären, wo sie bei Freundinen und Freunden, Landsleuten zumeist, Stunden verplaudert und sich auch einmal bedienen ließen und mit einander verkehrten wie Herrschaften.

Wie glücklich sind gegen diese hastigen Marthanaturen dort jene langsam schlendernden und der Welt vergessenden

Paare, denen der Fußweg nur viel zu kurz ist, der, abgelegen und unbesucht, neben der breiten Straße sich hinschlängelt! Jeder Schritt, den sie vorwärts thun, ist ihnen ein Verlust, denn sie kommen ja damit nur der Stadt näher, die sie scheiden wird und doch möchten sie sich ungetrennt angehören für alle Zeit und Ewigkeit. Die lange Woche hindurch war das selbstvergessne Paar vielleicht ein geplagter Knecht und eine gescholtene Magd, Mühen und Leiden hat der schöne Sonntagshimmel weggelacht, was sechs Tage lang das Joch der Dienstbarkeit fern gehalten von einander, das hat sich am siebenten Tage gefunden, verjüngt, glücklich, nicht als Knecht und Magd, sondern als Mensch zu Mensch. Und so schlürfen sie denn jetzt noch den süßesten Rest aus dem Becher stiller Seligkeit und unbeachtet verfliegen an ihrem Ohre die Töne lauter Freude, die spießbürgerlichen wie die übermüthigen und zügellosen Aeußerungen der auf der Heerstraße nach Hause Kehrenden.

Mancher Bürger, der sonst auf Sitte und währhaften Anstand hält, geht eben unter dem Schutze der einbrechenden Dunkelheit gar einen unsichern und ungleichen Schritt, raucht noch immer an der Pfeife, ob die lange schon erloschen und kalt geworden und weiß sich selbst seines Bambusstockes nicht mehr recht zu bedienen, der mehr hinderlich als förderlich geworden. Aber nicht allein die Beine sind widerspenstig, auch die Zunge geht ihre eignen wunderlichen Wege: der friedliche Mann ist gewaltig kriegerisch gestimmt, der gute Bürger hat einen starken wühlerischen Anflug bekommen, er droht, daß es anders werden müsse in Dem und Jenem. Umsonst drängt, besänftigt, schmeichelt die treue Lebensgefährtin an seinem Arme, sucht besorgt ihn

mit sich fortzuziehen. Noch nie hat sie sich gegen ihn so geschmeidig und entgegenkommend bewiesen, noch nie so ihr Innerstes überwunden, daß sie ihm unbedingt in Allem Recht gegeben wie jetzt, Alles nur, damit sie ihn dem Aufsehen entziehe und die Hausehre rette, die ihr gefährdet erscheint durch das Gelächter und die verfänglichen stichelnden Reden der mit auf dem Heimwege begriffnen Bekannten und guten Freunde. Endlich sind die Thore glücklich erreicht, die Laternen brennen schon trüb und unscheinbar unter dem nächtlichen Sommerhimmel. Mehr als Einer, der sich munter gefühlt und noch erst keck einhergeschritten, verstummt nun, da er sich plötzlich wieder so nahe seinem Alltagleben erblickt, nur noch durch das holprige Straßenpflaster davon getrennt.

Hinter diesen Kleinlauten ziehen freilich noch genug der lärmenden Schwärme nach, Arm in Arm in schwankender Reihe, ohne Schritt und Tritt im Gange, mit überlauter oder heisrer Stimme. Selbst nachdem schon die Thorflügel in ihren rostigen Angeln geknarrt und tiefe Nacht sich auf die Straßen gesenkt, selbst so spät noch durchbricht eine verstümmelte Melodie, ein polizeiwidriger Jauchzer die Stille und dringt durch die geschlossnen Fensterladen und heruntergelassnen Vorhänge in die Ruhe der Schlafkammern, darin die Welt mit der Sonntagslust im Kopfe sorglos den Werktagsmühen entgegen schlummert.

Hebel-Vignetten.

1. Die Geburtsstätte.

In der Stadt Basel ist eine Straße, heißt die Neue-Vorstadt, ein Name, den sie übrigens schon geraume Zeit, nämlich seit Anfang des XIV. Jahrhunderts führt. Es geht in derselben ziemlich stille her, indem sie etwas nebenaus vom großen Verkehre liegt. Eine Weile zwar bewegte sich ein regeres Leben zwischen ihren Mauern; aber es hielt nicht an, nämlich nur so lange, als der französische Bahnhof in der Nähe lag. Da fuhren oft und viel und vom Morgen früh bis spät am Abend knarrende Lastwagen und leichtfertige Droschken neben rasselnden Omnibus über das Pflaster. Allein der Eisenbahn ward's zu einsam und abgelegen in dem Quartiere, sie zog aus und nun herrscht wieder die alte Stille, die für gewöhnlich nur ein Milchkarren und bloß in seltenen Fällen ein anderes Fuhrwerk unterbricht. Die Mehrzahl der Wohnungen hier besteht aus freundlichen, nicht gar großen Gebäuden mit hinten-

anstoßenden Gärtchen, gleichsam als Entschädigung und zum Andenken an jene Zeit, da diese Häuser außerhalb der ehemaligen Stadtmauer gestanden, und die breite Straße, die sie jetzt an die Stadt heranzieht, noch ein tiefer, scheidender Graben war. Höher über ihre bürgerlichen Genossen weg ragen etliche Gebäude von vornehmerem Aussehen in altfranzösischem Style, zum Theil neuen Aufputz in ihrer aristokratischen Zurückgezogenheit verschmähend.

Diese Häuser aber alle kümmern uns jetzt wenig; wir haben es nur mit zweien davon zu thun und zwar mit zwei einander gegenüberstehenden; freilich im Verhältniß des armen Lazarus zum reichen Manne im Evangelium.

Neben des alten berühmten Arztes Plater ehemaligem Eckhause, mit Thürmchen und Wetterfahne, dehnt sich eine sehr unansehnliche, schlecht unterhaltene Mauer hin, und an diese stößt ein Gebäude, das beim ersten Blicke sich so ziemlich als das ärmlichste und verwahrloseste der ganzen Straße herausstellt. Es hat auch nie viel vorstellen sollen: es ist nur ein Hinterhaus, eine sogenannte Gärtnerswohnung, die zu dem stattlichen Gebäude gehört, das, an eine andere Straße stoßend, durch einen großen Garten von der Nebenwohnung getrennt ist. Der gegenwärtige Besitzer scheint nur noch den Platz, den Grund und Boden, darauf das dürftige Haus bis auf Weiteres ausgenutzt wird, im Auge zu halten und darum von jeglicher ernsteren Reparatur abzustehen. Zwei Kreuzstöcke und eine Hausthür über den Stufen bilden den Haupttheil der Liegenschaft, neben dem sich eine niedrigere Fortsetzung mit drei Fenstern hinzieht und ihr Erdgeschoß ausschließlich einem großen runden Thore überläßt. Die Fenster enthalten bis auf

eins noch eingebleite runde Scheiben. Ob die schwarzbraunen verwetterten Fensterladen je einen Farbenanstrich besessen, ist fast ungewiß; vielleicht aber doch jenes trübe, schwere Steinroth, das Fenster und Thüren einrahmt, und von dem früher namentlich die öffentlichen Gebäude heimgesucht wurden, weßhalb es auch im Volksmunde übelbeleumdet das „Deputatenroth" heißt. Die Mauer, im Bestich sich abschälend und zerfallend, zeigt stellenweise in ihrer, dem Senkel feindlichen Fläche die nackt zu Tage tretenden Steine.

Dies überlebte Haus, gleichsam aus einer alten Welt in eine neue, fremdartige hereinragend, stand lange Zeit unbeachtet. Die Leute giengen daran vorüber Jahr aus Jahr ein, ohne es anzusehen; wer es zufällig bemerkte und der Neuzeit gedachte, der schüttelte den Kopf und gieng weiter.

Im Frühling des Jahres 1860 wurde das hundertjährige Geburtsfest des alemannischen Dichters Hans Peter Hebel begangen. Der Name hatte vorzüglich auch in Basel einen guten Klang; denn wem von dem jetzigen reiferen Geschlecht war nicht in seiner Kindheit das „Spinnlein", der „Käfer" von der Mutter vorgesagt worden? Wer hätte nicht selber „Hans und Vrene" gesungen? Die Basler sahen darum seit je den Dichter als einen mindestens Halbangehörigen an; nicht nur um der gemeinsamen Mundart willen, auch weil Hebel in ihren Mauern geboren worden und durch mehr als ein festes Band, das mit als Schmuck an den Gedichten da und dort flattert, an die Schweizerstadt, als an eine zweite Heimath, gebunden war.

Wie es im Character der Nachwelt liegt und besonders unseren Tagen eigenthümlich ist, so nahmen bei der 100-jährigen Gedächtnißfeier neben den Dichtungen vorzüglich auch die persönlichen Beziehungen des Jubilars ein erhöhtes Interesse in Anspruch. Es wurde nach der elterlichen Hütte zu Hausen in's badische Wiesenthal gewallfahrtet und dieselbe bildlich dargestellt und ausgeboten; alte Briefe, die vertraulichsten Privatverhältnisse berührend, wurden an's Licht gegeben, von den Album, Gelegenheitsschriften, Festreden und Aehnlichem ganz abgesehen. Eins nur fehlte. Wo Hebel als Knabe, als Jüngling und Mann gelebt und gewirkt, das war freilich bekannt; wo aber war er geboren worden? Man wußte nur unbestimmt: in Basel, im Hause eines Major Iselin, der in Flandern gedient und der Brodherr von des Dichters Eltern war. Allein wo stand dieses Haus? Das Gerücht bezeichnete im Allgemeinen zwar den Petersplatz; indeß da wollte keines der noch stehenden Häuser sich als das Hebel'sche Geburtshaus herausfinden lassen. Einige andere waren auch im Laufe der Zeit verschwunden, neue an ihre Stelle getreten; vergeblich wurde in den verwandten Familien nachgefragt, in Taufbüchern der Gemeinde, in den Registern der Kanzleien nachgeschlagen. Der Name Hans Peter und sein Geburtstag, die standen wohl richtig darin verzeichnet, aber keine leiseste Andeutung seiner Geburtsstätte. Man griff nun weiter in dem Quartiere, hinauf und hinunter, um nach Allem und Allem bei dem Geständniß anzulangen, daß sich nimmer eine Gewißheit ergebe!

Diese Lücke, die in der hundertjährigen Gedächtnißfeier des alemannischen Dichters nun einmal verhängnißvoll

klaffen sollte, wurde unmittelbar darauf wie von selber ausgefüllt. Von anderer Seite als der, welche der Forschung mit eben so großem Eifer als Nichterfolge sich angenommen, deren Aussage jedoch durch ihre mündliche Tradition volles Gewicht erhielt, wurde das so sehnlich gesuchte Licht nachträglich aufgesteckt. Als jene vergeblichen Bemühungen in den bisher unberührten Kreis drangen, verwunderte man sich: da walte ja durchaus kein Zweifel: J. P. Hebel sei eben in jenem alten und verfallenden Hinterhause der Neuen-Vorstadt geboren worden!

Nun stimmte auf einmal Alles gar wohl, sobald man nur die zwei Wohnungen in Zusammenhang brachte: des Majors Behausung auf dem Petersplatze, der bescheidene Geburtsort des Dichters in dem Hintergebäude, das der Vater als Bedienter und Gärtner mit seiner Frau bei dem Brodherrn inne hatte! Das Herrschaftsgebäude war nun allerdings durch einen Neubau verdrängt worden, Hebels ärmliche Wiegenstätte hingegen hatte sich bisher siegreich gegen das neue Jahrhundert und seine Ansprüche zu behaupten gewußt. Und fiele man nicht so häufig auf das am nächsten Liegende zuletzt, man würde eigentlich dem Häuschen in der Neuen-Vorstadt von vornherein schon so etwas angemerkt haben. Wer durch die vielen krummen und wenigen geraden Straßen der guten Stadt mit seinem Hebel im Kopf und im Herzen geschlendert wäre und sich die verschiedenen Häuser alle recht genau angesehen hätte, vor der ehemaligen Gärtnerswohnung möchte er wohl unwillkürlich ein wenig länger verweilt sein; Etwas wie eine dunkle Erinnerung, eine Ahnung wäre in ihm aufgestiegen, als hafte da denn noch irgendwie Hebel'sche Art und Weise;

wer weiß wie? und woher? Weniger noch in dem äußern, mit der Hast und den Ansprüchen der Neuzeit so schlecht im Einklang stehenden Ansehen, in dem altväterischen Schnitte der verschossenen, abgetragenen Farbe des gar zu bescheidenen Kleides, als in dem, was daraus hervorguckte und an's Herz sprach, wie ein Paar freundliche ehrliche Augen aus einem runzligen Gesichte. Da oben die Scheiben des kleinen Fensters blinkten gar so hell und reinlich! Von einem schneeweißen Vorhange hinter den blanken Scheiben glitt so zu sagen ein Freudenstrahl über die ganze Breite der finsteren Mauer hin; vor dem Fenster, auf dem verwitterten rothen Gesimse stand ein Blumentopf; Tauben saßen am Morgen und um die Mittagszeit daneben, flogen auf und zu und pickten die hingestreuten Brosamen weg; hinter den Scheiben aber arbeitete gar emsig eine Nähterin, die ihre alte Mutter bei sich hatte und verpflegte.

Zu einer anderen Zeit wieder erblickte man zwischen der schmalen Fenstereinfassung wie in einem verstaubten Rahmen das große eisgraue Haupt eines alten Mannes, den seine Gebrechlichkeit schon von zu häufigem Gebrauch der schmalen Treppe zurückhalten mochte. Stundenlang blickt der greise Kopf auf die Straße hinunter, die einsame Gasse hinauf und hinab, für die verlassenen Tage des Alters einige Unterhaltung zu suchen an den wenigen Menschen, die vorbeigehen, und deren Hauptziel in der Regel das Portal des Nachbargebäudes ist. Denn da gegenüber zieht sich von der Ecke an bis in die halbe Länge der Vorstadt hinein eine zusammenhängende Häuserreihe, deren Hauptbau unbedingt auch der stattlichste der ganzen Straße ist sowohl in Hinsicht der Größe als des Styles. Hohe Fenster, un-

ten mit ausgewölbten Eisengittern, Gesimse, Balkone, große Portale und in der Mitte ein hohes Frontispice, verleihen ihm ein kolossales und fürstliches Aussehen. Läßt der Baustyl auch auf mehr als ein halbes Jahrhundert zurückschließen, der neue Anstrich, und noch mehr der Anbau, verrathen die thätige Hand wie die Benutzung der Neuzeit. Das Gebäude macht den Theil des großen Spitalviereckes aus, in welchem das Alter und die Gebrechlichkeit unter der Fürsorge bürgerlicher Wohlthätigkeit ihre dauernde Zufluchtsstätte finden. Aber unter den hohen Fensterbogen sahen nicht immer Greise und Preßhafte hinaus; durch die Portale hinkten nicht von jeher Krankheit und Armuth wie heute. Es gab eine Zeit, wo seidene Kleider in den Sälen rauschten und herrliche Tritte unter den Thoren klirrten, Hofleute in strahlenden Gallakleidern an den Fenstern standen und über die Parketböden mit zierlichem leichtem Schritte hinhüpften, Zeiten, wo das verschnörkelte Laubwerk und die pausbackigen Engelsköpfe an den hohen Gypsdecken der Gemächer noch nicht die kahlen Wände verspotteten, oder auf den prosaischen blauen Kölschanzug einer Reihe Betten fremd herabsahen, sondern mit dem Reichthum der verzierten Geräthe und bunten Tapeten, der Damaste und Teppiche wetteiferten. Der Name, den der umgewandelte Palast im Volksmunde nachführt, verräth zugleich seine frühere Stellung und Bestimmung; er heißt der „Markgräfische Hof". Schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges nahmen Sicherheit halber die Markgrafen von Baden ihren zeitweisen Aufenthalt in dem mit Mauern und Gräben wohlbefestigten Basel und erwarben sich zu dem Ende ein dauerndes Besitzthum sowohl als das Ehrenbürgerrecht der Stadt. Der

Palast, wie er in seiner Hauptanlage noch heute besteht, wurde 1698 gebaut, nachdem ein Brand das frühere Gebäude zerstört. Erst ganz zu Ende des vorigen Jahrhunderts gab der regierende badische Fürst diese auswärtige Residenz auf, indem er sie an die Stadt verkaufte, welche zur Zeit des deutsch-französischen Krieges die ausgedehnten Räumlichkeiten zu einem Militärlazarethe verwendete und 1842 bleibend die Pfrundabtheilung des Bürgerspitals darein verlegte.

In wie naher Beziehung nun standen diese zwei einander gegenüber liegenden und äußerlich so ganz verschiedenen Gebäude, der markgräfliche Palast und die dürftige Gärtnerswohnung, als den 10. Mai 1760 Hebel geboren wurde! Auf fremdem Grund und Boden, in der republikanischen Schweizerstadt, kam der badische Unterthan, gleichsam unter den Augen seines Landesherrn auf die Welt. Er verließ später Basel, wie sein Fürst, der ihn in der Folge nach seiner Landesresidenz zu hohem Amt und Ehren berief. Die Stätte, an der der Dichter das Licht der Welt erblickt, steht heute noch; kaum aber dürfte sie den ungleichen Kampf gegen die Neuzeit gar lange mehr fortsetzen. Nun! das Andenken Hebels wird in seiner Geburtsstadt bleiben; hat es doch längst schon in allen Häusern bis an die äußersten Graben und Thore sich eingebürgert. Und wenn in diesen Tagen selbst die Ringmauern und Thore fallen, auch dann noch nicht wird aus der alten Stadt die Freude am lieblichen Duft von Hebels Dichtungen verwehen und des „Hausfreunds" gesunder Humor wird siegreich das Feld behaupten; mit einem Wort: Hebels Geist wird leben, so lange nur die Augen offen, die Herzen empfänglich blei-

ben für die Tiefe und Schönheit der ungefälschten und einfachen Natur um den Menschen und in ihm. Im Besitze dieses geretteten Vermächtnisses, mitten in trüber und gährender Zeit, wird auch der endliche Zerfall der Gärtnerwohnung in der Neuen-Vorstadt dann kaum viel mehr zu bedauern sein, als gegenüber die Umwandlung des fürstlichen Palastes in ein bürgerliches Armen- und Krankenhaus. —

2. Das Testament.

Anfangs Mai sollte in dem für Basel so festreichen Jahre 1860 unter Anderem auch das Schweizerische Musikfest abgehalten werden. Darauf hin nun wurde mit aller Anstrengung gearbeitet, daß ja eine recht schön verzierte Goldrahme dem erwarteten großen musikalischen Gemälde Ehre machte. Programme, Aufrufe und Einladungen in allen Tonarten, Kränze und Inschriften, Decorationen, — kurz Arrangements jeder Art drängten sich und verfehlten auch bei den Gelassensten am Ende ihre Wirkung nicht. Ob man vielleicht dem bescheidenen Sinne mehr als eines der Gäste einige Verlegenheit bereite durch den pomphaften Equipagenzug mit Cavalierbegleitung, oder durch die luculischen Soupers, die musikalischen matinées? — man fragte das nicht: die gute Stadt sollte sich nun einmal überall von der feinen Geschmackseite zeigen. Und so wogten und sprudelten und brillierten denn neben Gesang und Musik in ihren exquisitesten Leistungen Ball, Fontänen, Inschriften und Illuminationen in Oel und Gas durch das sonst so bürgerliche Basel, als sollte es von heute auf Morgen zu einer Weltstadt sich ausdehnen. Indeß es hat doch Alles

wieder seine Schattenseite: die Oellämpchen der gestrigen Nacht sehen am anbrechenden Morgen nicht mehr so heiter aus. So ward man auch von der Anstrengung in's Großartige etwas müde, von der zu reichlich aufgetragenen Festlichkeit übersättigt; wenigstens fand sich versucht so zu urtheilen, wer einzelne der Theilnehmer sprach und diese nur von Mühen und Anstrengungen reden hörte.

Und nun hart auf die Ferse dieses großes Kunstfestes hatte der unglückliche Hans Peter Hebel just seinen hundertsten Geburtstag setzen müssen! Alles war dem Manne herzlich gut; bei den meisten Baselern vornehmlich weckte die Erinnerung an irgend eines seiner allemannischen Gedichte, selbst wo vielleicht bis in die Jugendzeit mußte zurückgegriffen werden, ein gewisses Gefühl von Pietät, so Etwas, das man fast heitere Rührung benennen könnte. Wenn nun Jedes seine Grenze hat, und selbst Göthe, der sich starker Nerven erfreute, klagt:

Es ist Nichts schwerer zu ertragen
Als eine Reihe von schönen Tagen,

so war sich nicht zu verwundern, daß auch durch die kaum verrauschte Musik viel Feststimmung bereits war latent geworden. Es erwies sich in der That stets deutlicher, wie viel Sympathie mit den Schwingungen der Töne sich in die Harmonie der Sphären hinauf verflüchtigt. Gleichwohl war Hebel am 10. Mai geboren worden! Ja, es traf ihn dazu noch das specielle Mißgeschick, daß Allerlei über seine durch und durch unmusikfreundliche Gesinnung, mit größter Schonung zwar, doch immerhin zur Zeit eines Musikfestes **par excellence**, sich in die Ohren geraunt wurde. Der arme Hebel war wirklich schlimm daran; nicht nur sein

Geburtshaus wußte er nicht aufzufinden, es schwebte überdieß drohend ein Unstern auch über seinem hundertsten Geburtstage. War es demnach nicht verwegen, hinter der Begehrlichkeit eines großen Festes auch nur die bescheidenste Feier auf das noch übrige Fleckchen empfänglichen Bodens abstellen zu wollen? Es war verwegen, aber der Versuch wurde gewagt. Von Concurrieren konnte natürlich keine Rede sein; im Gegentheil: ein gewisser Gegensatz zu der eben ausgestandenen aristokratischen Festlichkeit vermochte allein einer Hebelfeier einigen Halt und Reiz, den der Einfachheit, Ungezwungenheit, Anspruchslosigkeit zu verleihen. Eine Einladung, die Niemanden drängte und doch Jeden, der das Herz dafür hatte, willkommen hieß, versammelte am Abend des 10. Mai in einem alten Zunftsaale eine ansehnliche gemischte Gesellschaft. Da und dort schienen Einzelne wohl überrascht, sich zu treffen, allein man fühlte sich gerade dem nachwirkenden Einflusse der letzten Tage gegenüber gleichsam als eine besondere Gemeinde; handelte es sich hier doch um ein ganz anderes Dogma, als welches die herrschende Kirche mit dem Feuer und Schwerte der höhern Musik eben proclamiert: Dort sollte die entwickeltste Kunst, hier die zwangloseste Natur gefeiert werden.

In der Mitte des Saales stand auf einem Tische eine Nachbildung von des Gefeierten väterlicher Wohnung in Hausen; an der Wand, von einem Lorbeerreise leicht umschlungen, hieng seine Reliefbüste; den Seiten des Gemaches entlang waren die Gedecke der Gäste geordnet; — Alles sehr einfach, sehr anspruchslos, kaum anders, als wie sich's am Ende Jeder selbst auch zu Hause hätte einrichten können. Und doch war die Stimmung von Anfang bis an's

Ende nicht nur eine ungezwungene, auch eine natürlich heitere: eine gute Gesellschaft hatte sich aus dem Festorkan in einfacher Hütte glücklich zusammengefunden. Manchen darunter war auch von den großen Festgenüssen nur ein sehr untergeordneter Antheil zugefallen, sie waren noch frisch, höchstens spukte in ihnen etwelches Festcontaginm, das nun hier in der Gemüthswärme in schönster Blüthe hervorbrach und das Blut erleichterte. Jung und Alt, Gelehrt und Laie saß traulich beisammen, wie freie Wahl oder auch Zufall es fügten. Daß einige sehr verehrte ältere Männer, Stützen des Staates wie der Wissenschaft, gleichsam incognito mit zugegen waren, gab dem Feste ein gewisses Ansehen, eine Art Weihe, ohne ihm den geringsten Zwang aufzuerlegen. Vor Hebel galt selbst der Geringste, und der am höchsten Gestellte sah sich am Ende auch nur durch sein gemein menschliches Gefühl eingeführt. Und es schien in der That über der ganzen Versammlung des alten Zunftsaales der gute freundliche Schutzgeist Hebel leibhaftig zu walten und allwärts eine gemüthliche Grundstimmung zu verbreiten, die in Scherz und Heiterkeit durch den ganzen Abend sich hinzog. Eine gedrängte Mittheilung von Hebels Leben, ohne alles Festpathos, hatte die vergnüglichen Stunden eingeleitet, mannigfache Toaste in gebundenem alemannischem Dialekte, zumeist dem Jubilar und der heimathlichen Mundart zu Ehren, brachen zeitweise wie Blumen aus den Knospen der allgemeinen Festlust hervor und erhoben lachend ihr buntes Haupt aus den einzelnen heiteren Gedanken und Zwiegesprächen, die der Augenblick gebar. So war es denn nichts Erzwungenes noch Auferlegtes, sondern nur eine ganz natürliche Verkörperung dieser Stim-

mung und mit der beste Beweis, wie sehr diese von Hebel ausgieng und auf ihn sich bezog, als eine Stimme an das Testament des verstorbenen Dichters erinnerte und dessen Vollzug den anwesenden Verehrern als eine Ehrenschuld zur Ausführung hinstellte.

Es ist bekannt, wie Hebel einst mit dem Gedanken sich getragen, durch ein Vermächtniß es zu ermöglichen, daß in seiner Heimathgemeinde Hausen Sonntags jeder alte Bürger einen Schoppen Wein trinken könne, sowie daß arme Schüler durch Lehrmittel unterstützt würden. Der Dichter selbst aber war nun eine zu unbesorgte Natur gewesen, sowohl um viel zu sparen, als um Geldsachen eine besondere Thätigkeit zuzuwenden, und so überraschte ihn der Tod, ohne daß eine ausdrückliche Bestimmung über das kleine Vermögen endgültig getroffen war, das rechtlich an die Seitenverwandtschaft seiner Eltern übergieng. Dieser ächt Hebel'sche Gedanke nun wurde aufgefaßt und den Versammelten zur Verwirklichung, mit einigen nothwendigen Modificationen allerdings, so warm als heiter empfohlen. Es war in der That nicht zu schwer, den frohen Gästen die Stiftung eines „Hebelschoppens" einleuchtend zu machen: bald rauschte eine Liste um die Tische, die sich mit Beiträgen bedeckte und in der Folge noch durch Freunde verstärkt ward, welche zwar das Fest nicht mitgefeiert, dem Zwecke der Sammlung aber gleichwohl sich geneigt zeigten. Auf diesem Wege kam eine Summe zu Stande, deren Zinsen gestatteten, dem Hebel-Schoppen noch ein Hochzeitgeschenk an die jeweiligen Bräute und die Verabreichung von Hebels alemannischen Gedichten an fleißige Schüler in Hausen beizufügen. Den in der Folge feierlich entworfenen und angenommenen Stiftungs-

ſtatuten gemäß werden nun jährlich am 10. Mai, als dem Geburtstage des Dichters, unter Vorſitz des Bürgermeiſters von Hauſen die über 60 Jahre alten Bürger der Gemeinde zu einem kleinen Feſte verſammelt werden, bei welchem dem teſtamentariſchen Schoppen auch ein entſprechendes Bißlein nicht fehlen ſoll. Mögen beide den greiſen Ortsmitbürgern des alemanniſchen Dichters immer dieſelbe Heiterkeit gewähren, die zu Baſel in dem Kreiſe gewaltet, der ſie ihm bot; Alles zum ehrenden Andenken an den eigentlichen Hauptſtifter Hans Peter Hebel! —

Friedli „im Boden“,

ein Auswanderer.

Das kleine Bauerngut „im Boden“ liegt nebenaus vom Dorfe und das Häuschen mitten in dem Grundstücke, davon die Besitzer sich ernährten. Die Berge stehn nahe genug dabei und der Bölchen und der Rehhag gegenüber nehmen sich recht stattlich aus. Hellgrüne Wiesen und Waiden breiten sich hügelig hin, nur hie und da von einem Fruchtfelde unterbrochen, während der dunkle Wald von der Höhe herunter hart an ihren Saum tritt, als wollte er seinen zahmen Vettern, den zerstreuten Fruchtbäumen, die Hand zum Gruße bieten.

Das Kühlein gab für den Morgen die Milch, überdieß noch Butter und magern Käse, freilich von all dem nicht viel, den Imbiß und das Nachtessen aber lieferte hauptsächlich der Erdäpfelacker. Frau Magdalena that drum dem Thiere auch alle Ehre an, nicht nur daß sie es selber melkte, sondern es fast so wohl pflegte und besorgte wie ihr

einziges Kind, den Friedli. Beide gediehen unter ihrer Zucht auch gleich gut, in seiner Art ein Jedes. Denn ließ das Kühlein seine Pflegerin selten im Stich, so wuchs der Bube frisch und kräftig empor wie eine Tanne und half der Mutter gar bald nach, suchte Späne und Reisig zusammen, führte den Bläß zur Tränke oder brach hoch oben in den Zweigen einer Esche Laub herunter als Viehfutter. Auch beim Erdäpfelherbst war er wacker hinter den Stauden her und jubelte, wenn er einen von der Mutter übersehenen Knollen noch im Grunde entdeckte. Freilich, wenn dann bald darauf der Schnee fiel und bis an's Schindeldach gehäuft lag, hatte er wieder genug Zeit zum Ausruhen. Verloren war diese gleichwohl nicht, abgesehn von den Schulstunden, welche nun der Kleine im Dorfe besuchte. Denn troff im Frühjahr der Schnee wieder von den Tannen und sangen die Amseln und Finken und Friedli trat unter dem bemoosten niedern Dache hervor, auch an's milde Sonnenlicht, so mußte sich selbst die Mutter verwundern, wie doch ihr Bub den Winter über gewachsen und stärker geworden sei. War's da etwas Besondres, wenn Friedli mit sechszehn Jahren schon ganz einen Knecht vorstellte, im Stalle wie im Holze, beim Heuen wie auf dem Acker. Ja, er war noch besser als mancher Knecht und leistete mehr, hatte er doch ein Paar gar helle Augen, die mit Eifer auf der Mutter Nutzen schauten und zwei Arme, die immer gleich emsig drauf los arbeiteten, auch wenn rundum kein Mensch auf sie Acht gab. Und nichts als billig war's, denn nicht minder fleißig vom frühen Morgen bis zum späten Abend handtierte wieder die Mutter für ihren Sohn. Es machte zwar Keines viel Worte gegen das Andre; bei der Frau

Magdalena war's immer so gewesen und der Friedli hatte nie was andres gesehen.

Daß die Mutter etwa einmal stehen blieb und dem Jüngling zusah, wenn er so flink und kräftig die Hacke schwang oder die Art, wohl gar lächeln mußte vor Freude, das wußte sie nicht einmal und dieser dachte auch nie darüber nach, warum er wohl eine Arbeit, die er der Mutter abnahm, noch eins so gern und rasch ausführte, oder vom Markte, wo er etwa den selbstgepflanzten Hafer oder den Ueberschuß der Erdäpfelernte verkauft hatte, neben dem blanken Gulden ihr ein Stück Speck, ein Weißbrod oder einen Kram in die Haushaltung heimbrachte. So hörte man unter dem grauen Schindeldach nicht eben viel zärtliche Worte, an Werktagen, außer dem Morgen- und Abendsegen, wenig andre als die auf Arbeit und Wirthschaft sich bezogen. Aber daß Jedes so gut und richtig in seinem Geleise gieng, keins an's Andre stieß, zeigte doch deutlich, wie wohl sie sich verstanden, wenn der Friedli am Brunnen oder im Stalle auch nicht so zufriedne heitre Weisen gepfiffen hätte.

Das dauerte eine geraume Zeit, fünfzehn, zwanzig Jahre, und die guten Leute „im Boden“ meinten nichts anders, als es müßte immer so fortdauern, ob der Magdalena auch eine Falte um die andre im Gesicht einzog und ihr Sohn stämmiger und breiter wurde, so daß ihn die leibliche Mutter von hinten schon für den Gemeindepräsidenten selber angesehen hatte. Immer aber blieb es doch nicht so und das zeigte sich nur zu bald. Die Mutter hatte eine Base im Dorf, die Frau Margreth, und diese ein Bäslein, das einzige Kind, welchem Frau Magdalena zu Gevatter gestanden.

Hatte die Bodenbäurin einmal einen Menschen besucht, so war das die Margreth gewesen und den Fußweg vom Dorfe nach dem „Boden" gieng ebenso selten Jemand Andrer als die Base oder ihr Christinchen. An einem Sonntag Nachmittag war Frau Margreth auch wieder bei Magdalena vorbeigekommen und hatte ein besonders feierliches Gesicht mitgebracht. Es war vom Wetter und vom Blühet der Erdäpfel die Rede gewesen und von dem Garn, das nun beim Weber war und immer noch nicht wollte es mit der Hauptsache recht heraus. Endlich als die Frage nach dem Christinchen kam; so lange nicht mehr sei es „im Boden" gewesen! da brach das Eis: Um das Christinchen habe der Wagner-Mathys angehalten, den ganzen Winter schon sei der ihm nachgegangen! Der Verwunderungen und Ausrufungen und Erklärungen gab's nun genug, wenn Frau Magdalena auch schon längst etwas gemerkt hatte. Friedli, der mit in der Stube gesessen, gieng ohne ein Wort zu sagen hinaus und so lange die Base da war, kam er nicht mehr zum Vorschein; weder im Hause noch um dasselbe herum fand ihn die Mutter, als sie ihn nachher suchte, und erst ganz spät wieder hörte sie ihn im Stalle rumoren und zum ersten Mal da dem guten Bläß harte Worte, ja, als das Thier die gar nicht zu verstehen schien, ihm selbst einen unsanften Stoß geben. Beim Nachtessen sah er fast grimmig aus, und als die Mutter fragte, wo's ihm fehle? brummte er nur kurz: es sei ihm sturm im Kopfe! stand auf und gieng nach seinem Nachtlager. Die nächsten Tage war's wenig besser, etwas Böses schien den sonst so gutmüthigen und heitren Friedli angeweht zu haben, die Mutter konnte sich nicht denken, was? Nach drei Tagen kam er

Abends spät nach Hause, er sah zerrissen und zerschlagen aus, hatte ein blutunterlaufenes Auge und auf dem Kopf eine halbfingerslange Schramme. Frau Magdalena sah zwar das Aergste nicht; heimlich hatte sich Friedli nach dem Brunnen geschlichen, weggewaschen was sich wegwaschen ließ und drauf das andre Hemde angezogen. Es blieb aber noch genug zurück, daß die Mutter sich besegnen konnte; war doch ihrer Lebtage nie bei dem Friedli so was vorgekommen. Der Sohn aber schien nicht viel draus zu machen und wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Er sei beim Müller gewesen, mit ihm wegen des Fuhrwerks abzurechnen, da seien beim Brunnen der Joggi und der Ludi und der Wagner-Mathys gestanden und hätten ihn spitz angeredet. Er hab's nicht einstecken mögen, sondern es ihnen wieder zurückgegeben. Nun wüßte er eigentlich nicht, wie's weiter gegangen, es habe auf einmal Streiche geregnet und, wie's scheine, scharfe; schuldig sei er nichts geblieben, wenn sie schon drei gewesen, und seine Beulen hab' er erst hintendrein wahrgenommen. — Die Mutter schüttelte den Kopf, aber es fiel ihr doch auf, daß Friedli nun viel ruhiger als vorher war, wieder ordentlich seine Arbeit besorgte und von Dem und Jenem sprach. Die Aderlässe schien ihm gut gethan zu haben und so war denn nach den ersten Vorstellungen bald nicht mehr die Rede von der Sache.

Mit dieser aber verhielt sich's so:

Friedli hatte das Christinchen schon lange gerne gesehen, jedoch nicht dran gedacht, daß außer ihm und dem Bäschen noch andre Leute in der Welt seien, namentlich junge Bursche, denen ein flinkes und dazu kerngesundes und braves Mäd-

chen auch in die Augen sticht. So hatte er denn nie ein Wörtchen laut werden lassen, das nicht die ganze Kirchgemeinde mit hätte anhören können. Um so häufiger und herzhafter aber dachte er an Christinchen, und daß das nun trotz all dem ihn verschmäht und es der Wagner-Mathys ihm weggekapert, das war eben was ihn so grimmig gemacht und ihn nicht ruhen gelassen, bis er diesen seinen Unmuth dem Mathys handgreiflich kund gethan. Denn war er vorher scheu und blöde gewesen, so schämte er nun hintenher sich in's Herz hinein, meinte er doch, alle Welt wisse, was kein Mensch als er selber wußte und lache ihn nun aus. — Mit dem Christinchen war er nicht so schnell im Reinen und vor dem schämte er sich doch zu allermeist. Was konnte er machen, wenn ihn das verächtlich und spöttisch ansah, als wolle es sagen: Du Tropf du, was hast du dir nur eingebildet? — Bei diesem Gedanken siedete dem Friedli das Blut und wallte wieder, als hätte er nie eine Schramme gehabt. Er wich dem Mädchen überall aus, aber es gährte dabei noch etwas Anderes, nicht in seinem Herzen, sondern in seinem Hirn. „Dem Christinchen zu Trutz will ich nun heirathen!" — Das war der Kern davon. Ja, zeigen wolle er dem Frätzchen, wie wenig oder gar nicht es ihm im Sinne gelegen und ein besseres Mittel gab's keins, meinte der Friedli, um allen Verdacht und Spott abzuwenden. Ein Mädchen war bald gefunden: Die Crescenz schien wie gemacht eine Andere auszustechen, war sie doch leidlich hübsch, hatte ein flinkes Mäulchen und tänzelte so leicht durch's Dorf, als käme sie frisch aus der Stadt. Auch die Kleider saßen ihr fein knapp und hoffährtig, die Bursche alle hatten ihre Freude und ihren Spaß

an ihr, keiner aber, ungeachtet der vielen Bekanntschaften und Freundschaften, hatte sie bis jetzt zur Frau nehmen wollen und zu früh wär's für die Crescenz doch nimmer gewesen. Dem Friedli aber war's ja nur drum zu thun, Christinchen zu zeigen, es habe ihm gar nicht so in die Augen gestochen, und viel weniger um eine wackre Hausfrau. Somit griff er nicht halb so fehl, als er nach Crescenz langte. Und die Crescenz, nun, die rechnete kurz so: besser den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach und Punktum. Ja, Friedli, du bist mir anständig! Es wollte wenig bedeuten, was Crescenz zubringen konnte, in Kleidern bestand das meiste. Der Vater selig war Schulmeister gewesen und nach seinem frühen Tode hatte die Mutter für die Leute genäht und geschneidert, worin ihr die Tochter geholfen, so viel oder so wenig es ihr beliebt, denn sie war von je ein verwöhntes Kind.

Mehr Hinderniß gab es bei Friedli's Mutter, als diese davon hörte. Schon es ihr zu sagen kam ihm saner genug an; ein halb böses Gewissen hatte er doch, und schwieg dieß auch gegen ihn selber, vor dem scharfen Auge der Mutter wachte es auf und es bedurfte der ganzen Hartnäckigkeit des jungen Burschen um es zu überwältigen. Zum erstenmal dachte er da noch an etwas Anderes als nur an seinen Trutz dem Bäschen gegenüber. Das sei kein Weib für ihn — meinte Frau Magdalena — und passe nicht in ihr Hänschen; er solle doch nur einmal ihre Hände ansehen, ob die rauhe Arbeit gewohnt seien? So viel sie dann auch gehört, treffe man die Crescenz überall an wo's lustig hergehe, sie sei an Staat und Hoffahrt gewöhnt, die Mutter schon habe keine rechte Ordnung gehabt und so

etwas vererbe sich auf die Kinder! Der Friedli dagegen meinte: wenn jetzt auch nicht alles bei der Crescenz aussehe wie es sollte, so werde das schon noch kommen, sei sie doch flink und nicht auf den Kopf gefallen; das Staatmachen und Herumflattern aber werde ihr von selber vergehen! Friedli hatte keinen Kopf, aus dem so leicht etwas herauskam, wenn es einmal drin festgekeilt war, Widerstand trieb es nur noch tiefer hinein. Dann that ihm aber die Freundlichkeit der Crescenz wirklich wohl, so daß er sie allgemach auch um ihrer selbst willen begehrte und nicht bloß aus Trutz gegen Christinchen. Die gute Mutter mußte darum endlich nachgeben, mit einem Seufzer freilich; indeß dachte sie doch heimlich, es sei einmal Gottes Wille so, und hoffte das Beste: die Ehe sei am Ende der kräftigste Zuchtmeister!

So wurde denn Hochzeit gehalten. Es gieng lustig her, auch die Mutter nahm sich zu einem heitern Gesichte zusammen, um nicht zu stören gleich am Anfange schon. Und vor den Leuten gelang es ihr auch so ziemlich, war sie ja eine starke Frau.

Die Flitterwochen des jungen Paars dauerten kurz, um so länger die sauren Tage, die ihnen folgten. Was Jeder vorher sagen konnte, der auch kein Prophet war, wenn er nur zwei offne Augen hatte, das trat ein: Friedli sah sich enttäuscht und nicht minder die Crescenz. Wenn er und die Mutter schon längst bei harter Arbeit schwitzten, stack sie noch im Bette oder war mit ihrer Person beschäftigt; nicht einmal das einfache Frühstück oder den Imbiß hatte sie bereitet. Hieß Friedli sie Dies und Jenes, so machte sie sich in der ersten Zeit wohl verdrießlich dran, nachher

brauchte sie Ausreden und als sie einander immer mehr gewohnt wurden, sagte sie gradezu, dazu sei sie nicht erzogen worden. Der Friedli aber, wenn er sah, wie seine Frau nichts anrühren mochte und was sie anrührte verdarb, verschluckte seinen Unwillen auch nicht zu lange. Dadurch ward Crescenz noch unstelliger und verstockter, auch sie griff zu bittern Reden. Schlimme Auftritte stellten sich ein, erst selten, dann öfter und ein unfreundliches Wesen setzte sich bleibend zwischen Beiden fest. Gab's dabei gleich nicht viele Worte, der Riß war kaum minder tief, denn was das Einzelne thut oder nicht thut, davon hängt in der geringsten Bauernhütte oft mehr ab für's gemeinsame Wohl als im vornehmsten Palaste. Die Mutter schwieg lange, weil sie am wenigsten überrascht war; auch mochte sie nicht gern in die Ehe drein reden: Sohnsfrauen nähmen das meist übel auf! meinte sie und besserte darum im Stillen nach so viel sie vermochte. Erst als es immer ärger wurde und eigentlich nicht mehr so gar viel zu verderben blieb, sprach sie einmal mit Crescenz bei einer Gelegenheit, wo beide Frauen allein zu Hause waren. Freundlich, aber ernst, redete sie, die Schwiegertochter konnte es unmöglich übel nehmen, hatte indeß einen ganzen Güterwagen voll Klagen und noch mehr Entschuldigungen und am Ende heulte sie doch: sie wisse es wohl, Alles hier habe sich gegen sie verschworen und was immer sie mache, es sei nichts recht! — Nach der Unterredung war's auch kaum besser; stets hatte Crescenz zu leiden; man war ihr feind, sie fand sich überall hintangesetzt, bei Friedli der Mutter, von dieser dem Manne.

Friedli blieb eine Weile im rechten Geleise. Nun ein

verheiratheter Mann zu sein und eignes Hauswesen zu führen, das gab ihm einen Halt, denn er kam sich dadurch wichtiger vor und etwas ist an dem Spruche, daß, wem Gott ein Amt gibt, er dem auch Verstand gebe. Einem Hause vorzustehen ist aber ein Amt und ein vornehmeres als manches, an dem ein ellenlanger Titel hängt. In diesem Geleise arbeitete er gern und rüstig, jedoch der Verdruß und das Gezänke mit seiner Frau warfen ihm Steine drein, wodurch es immer holpriger wurde, bis die Räder seines Karrens am Ende draus sprangen. Entwich Friedli am Anfange dem Streit und Mißmuthe an die Arbeit, so verfolgten ihn diese bald hieher; denn so lange er sein Häuschen noch sah, darin ja die leidige Crescenz stak, kam ihm auch der Aerger immer von neuem. Er flüchtete darum stets weiter weg, am liebsten bald über das schmale Grundstück seines Besitzes hinaus, und überall war's ihm wohler als daheim. Er benutzte hiezu die und jene Gelegenheit, machte sich auf und suchte eine, wo keine war.

So war er einmal wieder auf den Markt in der Stadt gegangen und drängte sich durch die Menge Volks. Da hörte er hinter sich seinen Namen rufen. Er drehte sich um und erblickte einen jungen Burschen mit einer breiten Silberborte um die Mütze, einem Schnäuzchen und einer Cigarre im Munde, der ihn wie einen guten Bekannten grüßte. Kennst du mich denn nicht mehr? — Wo Teufels kommst du her? — Donner, was bist du für ein Kerl geworden! — Diese Ausrufe kegelten über einander und an der Sprache erkannte nun Friedli einen ehemaligen Gespielen aus seinem Dorfe, den Lugensteffi; so hatte man ihn ehedem geheißen. Wie der sich verändert hatte! geschniegelt,

mit roth und schwarz gestreifter Weste und gar Stegreifen an den Hosen; Friedli hatte Mühe den sonst ziemlich fahrlässigen Cameraden in dem Aufzuge wieder zu erkennen. Der Lugensteffi zog ihn in ein Seitengäßchen und nun gieng's an's Fragen und Erzählen. „Aber nicht da im Trocknen!" unterbrach er seine Mittheilungen selber, „komm in's Wirthshaus!" Und der Andre mochte wollen oder nicht, er mußte folgen.

Sie saßen beim Bierglas und stießen auf ihre Begegnung an und der erstaunte Friedli hatte genug zu schaffen nur mit Bescheid thun und Zuhören. Seinem Jugendgenossen gieng's excellent! Er hatte ein Herrenleben, trotzdem er bei einem alten Aristokraten Bedienter war. Machen konnte er da, was er wollte, freute sich der besten Verköstigung: Fleisch und Wein alle Tage so viel er begehre, reichlichen Lohn, viele Trinkgelder und nebenzu falle sonst noch mancher Kreuzer ab. Wenn er dem Herrn die Kleider besorgt, der Frau ihre paar Commissionen gemacht, zu Zeiten den Schooshund spazieren geführt, dann kümmre sich im übrigen keine Seele um ihn; Nachts da komme er nach Hause wann's ihm beliebe, er habe den Schlüssel zur Hinterthür.

Und wirklich schien sich's so zu verhalten, saß er doch mitten im Tage gemächlich hinterm Wirthstisch und sah wohlgemuth und geputzt wie ein Herr aus. Er hatte sich ein Schweinenripplein geben lassen, gar appetitlich lag's auf dem Teller, das Bein aber und noch die Hälfte Fleisch dran warf er nachher dem Hunde hin: er mög's nicht mehr! Darüber entsetzte sich sein Camerad im Stillen. Auch Cigarren rauchte der Lugensteffi; — „so viel er nur

möge!" — behauptete er, — „Er und der Herr hätten sie mit einander!" Er bot seinem Freunde gleichfalls eine an, doch dieser dankte: er rauche nicht! und es kam ihm vor, als sei er jetzt recht froh dieß sagen zu können. Als der Steffi sein Schlaraffenleben ausgerühmt, fragte er nebenbei nun doch auch den Friedli, wies daheim gehe und was der seitdem getrieben? Dieser berichtete, es fiel einfach aus, besonders da er von der Hauptsache lieber nicht sprach, sondern nur trocken bemerkte, er habe geheirathet. Der Steffi äußerte sich über's Landleben ziemlich geringschätzig, nannte es ein Hundeleben und begriff nicht, wie die Leute manchmal auch so dumm sein könnten.

Nachdem er eine Flasche Markgräfler bestellt, „die den Friedli nichts angieng," erzählte er nun wieder von der Abwechslung und dem Pläsier in der Stadt, vom Theater, vom Spazierengehen, von Gesellschaft, Bierhäusern, am meisten aber von den flotten Mädchen, die's da gebe zur Auswahl und die den Burschen nachliefen. Er sei gegenwärtig bei vieren der Hahn im Korb und alle bis über die Ohren in ihn vernarrt, da geb's denn manchen Hauptspaß! Ueber dieß Capitel verbreitete sich der Steffi besonders ausführlich und gab seinem Jugendgenossen mehr als einmal Anlaß den Abstand zwischen ihnen beiden zu ermessen.

Sie trennten sich endlich und auf dem Wege nach seiner entlegenen Heimath hieng Friedli noch lange Dem, was er gehört und gesehen, nach; Neid und Mißgunst, Unzufriedenheit und Begier umschwirrten dabei wie finstre Nachtvögel sein Herz. Mit welchen Augen er erst daheim sein Häuschen und seine Wirthschaft ansah und wie er der

Crescenz drin, die ihn mit Vorwürfen empfieng, die Zeit wünschte! — — Um einen großen Ruck war es heute mit ihm und seinem Hauswesen rückwärts gegangen.

Immer verdrießlicher machte sich der junge Mann an's Tagewerk, die Lust daran kam ihm stets seltener, dafür aber begleiteten ihn unzufriedne, bittre Gedanken allerwegen und da schien ihm die Hacke doppelt schwer, die Art stumpfer. Setzte er sich zu Tische, dann waren die Erdäpfel so trocken, daß sie ihm fast im Halse stecken blieben. Er wurde nicht allein über seine Frau unzufrieden, auch über den Acker, daß der nicht mehr abtrug und nicht von selber; über die Leute im Dorfe, daß die ihn ruhig gehn ließen-wie er wollte; über die Obrigkeit, der er Abgaben zahlen mußte, und hatte doch selbst nicht genug; über die Mutter — nein, über die erzürnte er sich nicht, vor der hatte er Respekt und an ihr allein hieng er noch in seiner Verfeindung mit Gott und der Welt. Sie hatte mit Crescenz gesprochen und auch mit Friedli und den zur Geduld und Nachsicht vermahnt, besonders da die junge Frau anfieng zu kränkeln. Nachher warnte sie ihn noch hie und da, daneben arbeitete sie selber unverdrossen fort, jetzt noch mehr als vorher, weil es viel nachzuholen gab, was Andre liegen ließen, und gut zu machen, was sie verdorben. Sie that's meist ohne ein Wort zu sagen, dem Sohne zu Liebe, wie aus alter guter Gewohnheit und hielt darum das Ganze doch immer noch leidlich zusammen. Sah Friedli die Mutter so arbeiten und dulden, gieng's ihm an's Herz; er nahm sich wohl auf's Neue zusammen, griff selber wieder an, half hier, dort nahm er ihr etwas ab. Indeß war ihm zu sehr Alles verleidet, als daß die guten Anläufe hätten

können Bestand gewinnen und gerade aus seiner Theilnahme für die Mutter sog die Unzufriedenheit neue Nahrung. Es war „im Boden" nie hoch hergegangen, jetzt, da Eins hinzugekommen, das nicht arbeitete, und ein Halbes wenigstens, das gearbeitet, davon, jetzt wurden die Bissen weder größer noch fetter. Die Erdäpfel spielten fortwährend die Hauptrolle und für so ein elendes Dasein, einen so bettelhaften Erwerb arbeitete die gute Frau sich ab, war auf den Beinen vom Morgen früh bis in alle Nacht, nur um nicht verhungern zu müssen. Merkwürdigerweise aber sprach so nicht die Mutter; der Sohn war unzufrieden, nicht sie, zeigte doch im ganzen Häuschen sie das allein erträgliche Gesicht. Der Friedli dachte dabei nie an sich, wie Vieles er besser machen könnte. Statt die Hacke doppelt rasch zu schwingen, warf er sie lässig hin, wurde gleichgültig: es lohne sich doch nicht der Mühe, ein paar Erdäpfel mehr oder weniger, etwas Rechtes komme nimmer heraus, mit allem Schinden nicht! Bei diesen Gelegenheiten fiel ihm dann der Steffi bei mit der Silberborte und dem Schweinsripplein, das er dem Hunde zugeworfen; der Steffi, der nichts arbeitete, in Saus und Braus lebte und früher doch oft bei seiner Mutter um ein paar Erdäpfel gebettelt hatte. „Wenn er es einmal so hätte, der Mutter sollte es dann auch nicht schlimm gehen!" dachte Friedli, und aufrichtig, — „aber solch Spitzbubenglück komme nie an ihn!"

Der Friedli war von Hause aus kein unruhiger Kopf und nicht eben auf's Erdenken und Projektmachen erpicht. Gleichwohl gieng und spukte jetzt allerlei in ihm herum und die Unzufriedenheit flüsterte ihm zehn Pläne statt

einen zu, um es besser zu kriegen, kurzweg: sein Glück zu machen. Leider war nur überall ein Haken; bald hatte er das Geld nicht, bald fehlte ihm eine einflußreiche Freundschaft, bald Kenntniß, die Frau war ihm hinderlich; oder Alles paßte, nur er selber nicht. So gewann er mit all den Glücksmitteln nichts als jedesmal einen Zuwachs an die alte Unruhe und Unzufriedenheit, der ihm und den Seinen das Leben noch mehr verbitterte.

Mitten in der Woche band sich einmal Frau Magdalena die Sonntagsschürze und das Sonntagshalstuch um und strich die Haare glatt, nicht anders als wäre nun auch sie von der hoffährtigen Crescenz angesteckt worden. Es war eine Magd aus dem Dorfe gesprungen gekommen, der die gute Frau, so schnell es gehn wollte, nachfolgte. Weder dem Friedli noch der Crescenz hatte die Mutter nur ein Wort davon gesagt, in purem Eifer nicht, daß sie zum Christinchen gerufen worden. Als sie Abends zurückkam, erzählte sie dann freilich, das Christinchen habe ein Kind bekommen, ein Mädchen, und sie sei Pathin. — Von ihrer Freude nahm ihr Niemand etwas weg.

Am Taufetag hatte Friedli in der Stadt zu thun. Stürmisch gieng er fort, die Frau lag noch im Bette, die Mutter aber war bereits auf und kehrte das Nöthige vor. „Wo willst du hin, Friedli?" — fragte sie, als dieser zum Ausgehen angekleidet, an ihr vorbei eilen wollte. Er schämte sich und hatte ein böses Gewissen, darum ward er grob: — Nach der Stadt! — „Lieber wär' mir gewesen, du bliebest heute zu Hause; du weißt, ich muß fort und dann soll der Metzger aus der Stadt kommen, er will das Kälblein ansehen, berichtete er durch den Botenjörg." —

Crescenz ist ja da! schnauzte hierauf der Friedli. — „He ja;" mehr nicht sagte die Mutter; aber dem Sohne klang das kurze Wort wie eine nur dringlichere Aufforderung zu bleiben. Noch unfreundlicher erwiederte er darum, daß er nicht begehre Sonntag und Werktag hier zu verhocken. Und damit gieng er fort, doch war er unterwegs mehr als einmal drauf und dran wieder umzukehren. Hiezu schämte er sich indeß zu sehr und so mußten denn die Köpfe der Schafgarben und Butterblumen, die am Wege standen und vor seinen Stockhieben links und rechts in die Luft flogen, all den Zorn über Christinchen, über die Crescenz, die Mutter und sich selber entgelten.

Er kam in der Stadt nicht gerade in rosenfarbner Stimmung an. Unweit vom Thor in einer Schenke klopfte es an's Fenster, da er just vorbeigieng. Zugleich öffnete sich eine Scheibe und der leibhafte Kopf des Lugensteffi guckte daraus und rief ihn herein. Der Steffi sah heut nicht so stattlich aus wie das letzte Mal, trotz des Sonntags. Die Silberborte war weg, an seiner Weste sah man mehr Flecken als Striche, und statt an der Cigarre, lullte er an einem schlechten kurzen Pfeifchen. Der Grund war, daß den guten Steffi sein Herr wegen Untreue und Liederlichkeit fortgejagt hatte. Dieß sagte er zwar nicht so rund heraus, vielmehr: der Aristokrat hab' ihn kujonieren wollen und er das dann nicht gelitten, sondern ihm den Sack vor die Thüre geschmissen, nachdem er ihm die Meinung gesagt; das hab' er! Und wenn man ihm den zehnfachen Lohn böte, zu so einem gienge er seiner Lebtage nicht mehr! — verschwor er sich hoch und heilig. Ebenso stark wie Steffi sich früher im Rühmen erwiesen, zeigte er sich heute

im Schimpfen und Verläſtern, gefiel aber dem Friedli doch nicht ſo übel, da das ja zu ſeiner Stimmung ganz vortrefflich paßte. „Es ſei ihm verleidet in dem Neſte", — ſchloß der Mißvergnügte, — „ein Narr, wer ſich länger mit ſolchen Kerlen zu thun gebe, wo hundert Wege für einen offen ſtänden, ſein Glück zu machen!" — Friedli horchte auf; — wenn er wenigſtens nur einen von dieſen hundert Wegen für ſich gangbar fände! Inzwiſchen ſtimmte er herzhaft in den unzufriedenen Grundton ein, und Einer überbot nun bald den Andern. Unvermerkt hatte der Steffi ſeinen Freund bei ſolchen Herzensergüſſen nach dem Löwen gebracht, wo es hoch und luſtig hergieng. Eine Menge Männer in blauen Kitteln, neuen beſchlagnen Pfeifen, Stöcken und Sträußchen auf den runden Hüten, ſaßen hier beiſammen und vor dem Wirthshauſe ſtand ein großer Wagen mit Kiſten und Koffern hoch bepackt. Die Leute ſchrieben zum Theil in Brieftaſchen, rechneten und marketen, andere tranken waidlich, als müßten ſie etwas hinunterſchwemmen, etliche aber ſangen überlaut und thaten ſehr vergnügt. Es waren Auswanderer nach Amerika. Der Friedli und ſein Geſpann ſaßen bald bei ihnen am gleichen Tiſche und ſtaken unverſehens mitten im tiefſten Geſpräche mit einigen davon. Wenn Jemand erfahren wollte, wo das Glück haushäblich niedergelaſſen ſei, der mußte nur dieſe Männer vom Ziel ihrer Reiſe reden hören. Alles war dort im Ueberfluß, koſtete nichts, man brauchte die Hände nur zum Nehmen, hundertfach war aller Ertrag, wenigſtens dreimal im Jahre wurde geerntet, Kühe und Rinder liefen einem ordentlich zu, die einzige Mühe gab das Melken und Schlachten. Von Abgaben dagegen wüßte

dort drüben kein Mensch etwas, und wem die Landwirthschaft und Viehzucht verleidet war, der trieb Handel oder suchte ein Bischen im Grunde herum und hob Klumpen Goldes wie Kieselsteine auf. Den beiden Kameraden lief das Wasser im Munde zusammen, der Friedli aber war doch eine vorsichtige Natur, ihm schien die Sache nicht so ganz sicher und verbürgt. Darüber beruhigte ihn aber sein Freund alsbald: ob er sich wohl noch an den Franzseppli erinnere? Der Franzseppli war aus demselben Dorfe wie die zwei, aber als Junge seiner Einfalt und seines geringen Körpers halber von ihnen oft zum Besten gehalten und über die Achsel angesehen worden. Dieser verachtete Franzseppli war nun in Amerika und jetzt ein hortreicher Mann; besaß Land, er wußte selber nicht wie viel, und machte Geld wie Heu; erst kürzlich hab' er seiner Stiefschwester 1000 Franken herausgeschickt! Dieß Alles wußte und erzählte der Lugensteffi haargenau und dem Fridli wurmte es halb, daß der dumme Teufel in Amerika drin es so gut haben sollte. „Was ist, wollen wir auch hinein?" — fragte darauf halb scherzhaft der Steffi. Der Andere erschrack, doch meinte er: „he, viel zu verlieren hab' ich nicht und könnt' ich machen wie ich wollte, wer weiß!" Da drang Steffi noch schärfer auf ihn ein, Friedli aber schüttelte ein wenig kleinlaut den Kopf und wehrte ab: „ja, wenn die Weiber nicht wären!" — „Ei was! in Amerika giebt's auch Weiber!" — lachte sein Kamerad frech heraus. Friedli stutzte; so hatte er's nicht gemeint, doch ließ ihn der Andere nicht zur Ueberlegung kommen. „Die verlieren nicht viel," — verbesserte er, — „im Gegentheil, hast du dein Schäflein im Trocknen, so kannst du

sie nachkommen lassen, wenn du magst, oder ihnen auch Geld hinausschicken, es gibt alle Wochen Gelegenheit, das wird sie über deine Entfernung schon trösten!"

Die Zwei sprachen bis am Abend noch zusammen und mit den Auswanderern, und erkundigten sich nach der Reise und allen Gelegenheiten.

Friedli kam erst in stockfinsterer Nacht heim mit heißem Kopf und wirren Sinnen. Er sagte kein Wort, aber die Begier, sein Glück zu machen, wühlte sich tief und tiefer in sein Herz und befestigte die Absicht, nach Amerika zu gehen, zum festen Entschlusse. Doch davon mit den Seinen zu sprechen, kam ihn nicht so leicht an. Erst als er mit Crescenz wieder einmal einen Streit hatte, brachte er's im Zorne heraus. Heulend lief diese zur Schwiegermutter: der Friedli woll' ihr davon laufen, nach Amerika! Als dieser Abends hinterm Hause ein paar neue Zähne in einen Rechen schnitzte, trat die Mutter zu ihm: „Mach doch deiner Frau nicht Angst mit solch einfältigen Redensarten, ohnehin da sie kränklich ist!" Friedli aber sagte, es sei ihm Ernst damit. „Will's Gott nicht!" — rief Magdalene, nun selber erschrocken; — „bleib im Land und nähr dich redlich! bis jetzt hat's uns nie an Arbeit gefehlt, eher an Armen." Nun kam Friedli mit seinen unzufriedenen Klagen: „Er wisse nicht," — schloß er, — „warum er nicht glücklich werden sollte, wenn sich Gelegenheit dazu biete, und die finde sich jetzt in Amerika für ihn gewiß so gut als für hundert Andere!"

Was halfen da einem Kopfe gegenüber, wie Friedli's seiner war, alle Vorstellungen und Bitten? „Es schlechter bekommen oder weniger verdienen als hier, werde er auf

der ganzen Welt nicht!" — und dann sprang er gleich zu den goldnen Bergen über, die in Amerika so sicher dastanden, wie hier der Bölchen und der Rehhag. Er malte all das Schöne aus, wie er erst ihnen Geld schicken wolle, und dann sie nachkommen lasse oder gar selber holen werde, wenn sie allein die Reise scheuten, aber als reicher Mann, nicht wie ein armer Teufel, der er jetzt sei. „Mich laß daheim begraben werden!" — unterbrach ihn die Mutter ernst; er aber ließ sich nicht irre machen. „So sei's ihm am Ende gleich nach ein paar Jahren, wenn er sein Glück gemacht, wieder zurück zu kommen und hier in der Gegend ein schönes Gut zu kaufen!" — und dabei malte der unbeholfene Friedli dies neue Gut aus, daß die Mutter mehr als einmal ihn ansehen mußte, ob er's auch wirklich sei der so spreche? Thorheit aber macht gesprächiger als Weisheit, — schon lange. Frau Magdalene ließ sich gleichwohl nicht täuschen. Crescenz hingegen ergab sich leichter und zuerst in Friedli's Willen; nicht aus Unterthänigkeit, sondern aus bloßem Leichtsinn; sie hoffte auf gute Tage, auf Staat, mehr Bequemlichkeit und Vergnügungen und ihre Vergangenheit zog lockend an ihr vorüber. So war Friedli's Auswanderung gar bald eine Sache, der Frau Magdalene nicht länger mehr im Wege stehen konnte, wollte sie nicht sich und dem Sohne das Leben noch saurer machen, da dieser mit dem Kopfe doch nirgends mehr auf dem Bodengute war und Alles daheim von Tag zu Tag geringschätziger ansah und darnach auch behandelte. Es mußte ein Stücklein Acker verkauft werden, um das Reisegeld aufzutreiben. Friedli faßte das großartig auf: zehnmal so viel könne er ja nachher dagegen wieder ankaufen, wenn

sie dann nicht lieber in's Thal hinausziehen wollten; bis dahin aber habe die Mutter nur weniger Mühe und Sorgen, ohne das Winkelchen viel zu mangeln.

Die letzten paar Wochen vor Friedli's Abreise war ziemliches Aprilwetter „im Boden", trotzdem im Kalender Herbsteintritt schon eine Weile angezeigt stand. Aber bald schien da die Sonne, war ein herzlich Beisammensein ohne viel Worte, am meisten zwischen der Mutter und Friedli, doch auch mit Crescenz war er freundlicher und nahm an einem Tage mehr Rücksicht auf sie als früher in Wochen. Dann aber schien wieder eine schwarze Wolke oder gar Schneegestöber den blauen Himmel zu verfinstern. Hart und trutzig konnte der Friedli da drein sehen, schnauzte die Crescenz barsch an, wandte selbst der Mutter kurz den Rücken, polterte im Stall oder in der Kammer und hieb mit der Art Aeste und Holzstücke grimmig zusammen. Daß das Alles aber aus purer Rührung geschah und der stämmige Bursche in diesen trutzigen Augenblicken gerade weich wie Wachs war, das wußte freilich Niemand.

Nicht anders war's beim letzten Abschied: der starke Mensch zitterte heimlich wie ein frierendes Kind, Crescenz wollte vergehen an seinem Halse, er hielt sich aber noch und sagte: „thu' doch nicht so närrisch!" Als indeß die Mutter, die ihn bis an das Dorf begleitete, hier, wo das heimische Dach noch über den Hügel ihm nachsah, nun auch Abschied von ihm nahm und sie ihn ansah, wie Einen, den man zum letzten Mal sieht, da brach er zusammen und verhielt die Thränen nicht länger. Jetzt könn' er sterben, — schien es ihm, es sei Alles abgethan, —

und schlich trübselig den Fußpfad um's Dorf herum nach dem Thale hinaus — dem Glück entgegen!

Auf Frau Magdalenen wartete nach Friedli's Abreise keine leichte Zeit und es war gut daß sie breite und feste Schultern besaß. Nicht allein wegen vermehrter Arbeit und Manches, wofür nun einmal die Männer eher geschaffen sind; auch die Crescenz kränkelte immer mehr und brauchte Besonderes, Pflege und den Doctor und bessere Kost. Da wußte die arme verlassene Mutter gar oft nicht, wo jetzt hinaus, und meinte mehr als einmal, über diesen neuen Berg von Hindernissen, Noth und Arbeit hinüber zu kommen, sei ihr unmöglich. Die Freudigkeit des Arbeitens ergnickte sie nicht mehr; einzig die Pflicht und Treue hielten sie aufrecht, neben dem Vertrauen auf den gnädigen und mächtigen Gott. Und der stand ihr bei, indem er sie gesund und kräftig erhielt und ihr so überwinden half. Richtig fand er sich auch jedesmal ein, wenn die Noth am höchsten war, zumeist in Gestalt des freundlichen und hilfreichen Christinchens, das nun die Base häufig besuchte, ihr beistand mit seinem guten frischen Muthe, den klaren Augen und wackeren flinken Händen, gelegentlich aber auch mit sonst etwas, das in dem Häuschen fehlte. Es war der Stern in der langen Winternacht, der den einsamen Pfad Magdalenens freundlich und trostreich beschien.

Kein völliges Jahr vergieng, da starb die Crescenz, versöhnt mit der Mutter, die so redlich sich ihrer angenommen und sie gepflegt nach Kräften, auch dankbar gegen Christinchen, das ihr manches Gute erwiesen und nichts nachgetragen. In der letzten Zeit hatte sich mehr die

bessere Seite der von Hause gutgearteten, aber verzogenen Frau herausgekehrt, nachdem das Krankenlager ihren Leichtsinn und Eigenwillen gebrochen und sie recht hülflos an fremdes Erbarmen und fremden Beistand gewiesen. Sie sah nun endlich ein, wie arm und so gar nichts sie war, und gleichwohl trug und pflegte man sie. Das lehrte sie an die Liebe glauben und einmal das Gute, das sie erfuhr, in's Auge fassen, nicht nur das Unrecht, das man ihr anthue. Treffe sie früher oder später den Friedli drüben, bekannte die Reumüthige und Geläuterte, — dann hoffe sie besser mit ihm auszukommen, daß er nicht mehr ihrethalben in eine andere Welt begehre! Sie verzieh ihm gerne, wie auf ihr Flehen Frau Magdalene in des Sohnes Namen auch ihr Alles vergab. So starb Crescenz in Frieden mit Allen, zumeist auch mit sich selber, indem ihre Kräfte zusehends erloschen. Ihr Tod, der Niemand überraschte, gieng indeß der Schwiegermutter nahe, viel näher als sie früher gedacht hätte. Wurde sie mancher Sorge dadurch ledig, so war sie an sie gewöhnt, hatte Jemand gehabt, der von ihr abgehangen, von ihr Gutes empfangen und sich zuletzt noch an sie angeschmiegt und ihr dankbar erzeigt. Die Verstorbene war auch Friedli's Frau gewesen und wenn gleich nicht die beste, Magdalenen war sie dennoch als ein Theil von ihm, als seine Hinterlassenschaft nahe gestanden und wie manchmal hatten sich die letzte Zeit beide Frauen in ihrer Unterhaltung bei dem Entfernten zusammengefunden. Jetzt fühlte sich die Mutter noch mehr vereinsamt, hatte nicht einmal mehr für Jemand zu sorgen, denn für sich hatte sie von jeher am wenigsten Mühe aufgewendet. Und kaum war sie an diesen Verlust ein wenig

gewöhnt, kaum breitete da und dort ein Würzelchen, ein frisches Schößlein sich über die Lücke hinüber, sie allmählich auszufüllen, da erfolgte ein neuer gewaltsamerer und fast tieferer Riß. Christinchen starb plötzlich im Kindbette. Dieser Schlag beugte die arme Frau tief nieder, denn wie eine liebe Tochter hatte sie das Bäschen im Herzen getragen und von ihm alle die Liebe und den Trost empfangen, die ihr das sonnenarme Leben noch erheitert. Wo sollte sie für die eigene Noth künftig Ermuthigung und Hülfe finden, da das Christinchen nicht mehr zu ihr kam? Frau Magdalene hielt sich hierauf noch stiller und abgeschlossener, als sie bisher schon gewesen und dachte viel öfter, fast ununterbrochen an ihren Friedli in Amerika. Ja, die Sehnsucht nach ihm schien sie allein noch aufrecht zu halten, war die einzige Wurzel, aus der sie die Nahrung ihres Lebens sog, nachdem alle andern abgehauen worden. Was sie dachte, sprach und that, das bezog sich nur auf den entfernten Sohn, in Amerika drüben war sie nun allein noch zu Hause, auf dem Bodengut gieng nur ihr Leib umher, aus alter Gewohnheit gleichsam. Dabei kam sie fast gar nie mehr von ihrem Häuschen fort, außer zur Kirche an den Feiertagen. Nur einmal war spät in der Nacht noch Licht in dem einsamen Stüblein. Wer durch's Fenster geschaut hätte, der würde Frau Magdalenen gesehen haben, wie sie in großem Eifer ihre Schuhe wohl einsalbte, hier aus einer Schachtel, dort aus einem Troge ihre alten Festkleider hervorsuchte, die sie schon lange nicht mehr gebraucht. In ein Säcklein packte sie darauf ein Stück Schwarzbrod und ein wenig Käse und legte Alles auf der Bank in Bereitschaft, als wollte sie mit dem frühen

Morgen selber den Weg nach Amerika unter die Füße nehmen. So weit gieng's nun freilich nicht, wohl aber nach der Stadt. Dort sei Einer (hatte sie vernommen) soeben aus Amerika zurückgekehrt; sie wollte hin, ihn nach ihrem Sohne zu fragen, ob er ihn nicht gesehen und wie es ihm gehe? hatte sie doch noch nie Nachricht von ihm erhalten. Leicht gieng die gute Frau den ungewohnten Weg nach der Stadt, todtmüde mit schwerem Herzen kam sie spät wieder nach ihrer Hütte. Sie hatte nichts erfahren, Amerika sei groß! Das war der ganze Trost, welchen sie zurückbrachte.

Ebenso kam eines Tages eine Kutsche in das Thal gefahren, Frau Magdalene erblickte sie von weitem unten auf der Straße. „Herr Jesus! wenn das der Friedli wäre!" — schrie sie auf und es fuhr ihr durch die Seele, daß der jetzt als reicher Mann aus Amerika zurückkomme, er habe ja immer davon gesprochen. Wie schnell es die zitternden Knie gestatteten, lief sie den Fußpfad hinunter, der vom „Boden" nach der Straße führte. Aber die Kutsche fuhr weiter, an ihr vorbei; es waren Fremde, vernahm sie nachher, die einen Abstecher in das Thal hinein gemacht. Die arme Frau setzte sich auf einen Stein am Wege, drückte ihre harten Handballen in die Augen und weinte bitterlich, wie über einen Verlust.

Monde um Monde reihten sich an die Jahre bis wieder Jahre draus wurden, der Friedli aber wollte nun einmal nicht wiederkommen, so wenig als etwas von sich hören lassen. Einsam und wie ausgestorben war's im „Boden" droben, das einzige Leben, die alleinige Freude war, wenn das Pathenkind der Frau Magdalene, Chri-

stinchens Leneli, am Sonntag oder sonst etwa im „Boden" zu Besuche erschien. Da hörte man eine helle kindliche Stimme fröhlich erschallen, war Leben auf der Wiese, die Blumen blühten nicht mehr vergebens oder nur für den Bläß, es schlang sich ein blühender Kranz um den trüben Ernst, der sonst hier oben daheim war, wie es ja auch in den tiefen Falten von Magdalenens Gesichte dann zu leuchten begann, wenn das Kind ihr seine Wichtigkeiten, Erlebnisse, Entdeckungen mittheilte oder, vor Eifer glühend, eine neue Blume, ein buntes Schneckenhäuschen zubrachte.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, als nach einer Woche voll Arbeit und Mühen Frau Magdalene von jenem tiefen Gefühle sich ergriffen fand, das zuweilen kommt den Menschen zu erinnern, er lebe nicht vom Brode allein. Leneli saß unter der Hausthür im Schatten und hatte vor sich einen großen Haufen Waldblumen, die es zu einem Strauße binden wollte. Die Pathin aber suchte die Einsamkeit, denn in solcher Stimmung kann selbst der beste Freund, das eigne Kind stören. Sie war gegen den Wald gegangen und ruhte dort unter einer Tanne im tiefen Moose, halb in der Sonne, halb im Schatten. Die Sonntagsstille rundum machte auch ihr Inneres ruhig, wie immer mußte sie an den Friedli denken, sie rief sich Alles Einzelne von ihm in's Gedächtniß bis in seine frühste Kindheit hinauf, da er noch hülflos und ganz ihr eigen gewesen. Damals hatte Friedli's Vater noch gelebt, er lag jetzt schon lange unterm Boden! Aber auch ihr Christinchen war ja nicht mehr und doch war das jünger als der Friedli. Die Vergänglichkeit trat mit Macht an die vereinsamte Frau: sie gedachte dieser, jener ihrer Jugend-

gespielen im Dorfe. Manche waren gestorben, ein Paar hatten nach andern Dörfern geheirathet, etliche standen als Großmütter glücklich unter Kindern und Enkeln, andere, darunter die Lustigsten, lebten verkümmert und im Elende. Sie alle waren ihr nach und nach entrückt worden, aber jetzt schaute sie in die verschiedenen Schicksale hinein, wie von einem Berge in eine weite Landschaft. Wie hatte es sich überall geändert und bei ihr nicht am wenigsten! Fast wollte ihr's vorkommen, Gott habe sie vergessen; aber in Ergebung neigte sie das müde Haupt, es ward für sie zum Troste, daß auch ihr Lämplein ja täglich tiefer herunterbrenne. „In Gottes Namen!" — sagte sie leise vor sich hin, da kam von Weitem das Leneli gesprungen, in der Hand hielt's noch den Maien und suchte die Pathin. „Großmutter!" — rief es mit erhitzten Wangen, — „es hat Einer nach Dir gefragt, ein Jud in einem großen Barte, denk, er ist in's Stüblein hinein!" Frau Magdalene gieng nach dem Häuschen, Leneli, in die Falten ihres Rockes versteckt, drückte sich scheu und neugierig zugleich mit durch die Thüre.

Da stand ein breitschultriger fremder Mann, den grauen, verwetterten Hut heruntergekrempt, gebräunt und knochig sein Gesicht, das ein dunkler Bart zum großen Theil verdeckte; die Kleider schienen ziemlich abgetragen und auf dem Tische lag sein ärmliches Reisebündel. Das Alles aber sah Frau Magdalene nicht, sie sah nur ein Paar Augen, sie hörte nur ein einziges Wort und stürzte mit hellem Aufschrei zur großmächtigen Verwunderung Leneli's auf den Fremdling zu, konnten doch die Augen, in die sie sah, unmöglich andre sein, als die ihres Friedli, und „Mutter"

war das Wort gewesen, das sie vernommen. Ja, der Friedli aus Amerika stand wirklich und leibhaftig da, freilich in einem Zustande, daß man ihm anmerkte, er habe weder besonders viel Geld gefunden, noch große Ländereien erworben. Aber darnach fragte die Mutter jetzt gar nicht. Ihr fester Glaube hatte sie nicht getäuscht, nicht umsonst hatte sie ausgehalten da oben im „Boden", allein, treu und unermüdlich, wie sauer es sie angekommen. Jetzt war ja der Friedli da, sie abzulösen und ihr nun für ihre Treue den Lohn zu bringen, zwar nicht mit heimgebrachtem Golde, aber mit etwas, das mehr wog, mit seiner erneuten Liebe, verstärkten Herzlichkeit, seiner kindlichen Dankbarkeit, — ein geläuterter Mensch, der bei ihr nun erst recht und auch so gerne daheim war. In harter Schule hatte der Sohn es erfahren, nicht Alles sei Gold, was glänze und das Gold erst recht nicht, d. h. nicht das Köstlichste noch Wünschenswertheste. Genügsamkeit und Zufriedenheit, ob die nicht glänzen, seien mehr als Gold werth, denen aber brauche man nicht nach Amerika nachzulaufen. Wie wohl that es ihm, hier am heimathlichen Herde, wo er als Kind schon gespielt, Abends im Gespräche mit der Mutter sich die letzten Jahre voll Drangsal und Mühe zurückzurufen, während er des Gefühls der Sicherheit und des unverkümmerten Obdachs genoß und sein Herz an der Theilnahme und dem Mitleide der guten Mutter erwärmte. Seine Mittheilungen paßten freilich schlecht zu den ehemaligen Erwartungen und Planen, so wenig als zu jenen Berichten, die sonst aus Amerika hie und da laut werden. Aber gar Mancher, dem's draußen bitterböse gehe (meinte Friedli), der schweige säuberlich oder verkomme, ohne daß

ein Hahn nach ihm krähe, — solche würden dann nicht mit gezählt, wenn von Amerika die Rede sei. Ehrlich bekannte er: ihm einmal hab's in der neuen Welt nicht gefallen wollen und könnte er jetzt hin und gleich ein schönes Gut antreten, er würde sich zweimal besinnen. Dort drüben sei eben auch gar Alles anders als er's hier gewohnt gewesen. Wie hier die Leute sich auf's Pflügen und Mähen oder Schulmeistern legten, so seien sie dort auf's Lügen und Betrügen abgerichtet, als auf ihr Handwerk und sähen dabei aus, daß man sie von vornehmen Herren nicht zu unterscheiden vermöge. Wer die Sprache nicht verstehe, — und das Kauderwelsch habe ihm nie in den Kopf gewollt — der sei verrathen und verkauft, besonders in den Städten. In abgelegenen Gegenden dagegen fehle es so an Allem, daß im Vergleich hier der Aermste noch ein bequemes Leben führe. Ueberall sei ihm ein Anderer zuvor gekommen, nur beim Angeführtwerden nicht. So hab' er nirgends Glück gehabt und er glaube, Zeitlebens nie würde er sich an die amerikanische Luft gewöhnt haben. Wie manchmal hab' er Morgens früh beim Aufstehn in wildfremder Gegend den Bölchen und den Rehhag gesucht und an die Mutter gedacht, wenn er keine Sterbensseele gekannt und keine auch um ihn sich gekümmert. Groß sei zwar die Freude gewesen, als er die ersten Deutschen angetroffen und er hätte ihnen um den Hals fallen mögen, aber das seien Spitzbuben gewesen, welche die Landsmannschaft und das liebe Deutsch nur benützten, um ihn zu prellen. Es gebe wohl auch brave Deutsche in Amerika, aber man spüre denen gleichwohl schon die fremde Luft an: blutwenig hätten die sich um

ihn gekümmert, ihn kaum beachtet oder gar mit Mißtrauen abgewiesen. Er habe bald gesehen, daß wenn er daheim so arbeiten wolle, wie er in Amerika das müsse, er ebensowohl auch zu Hause fortkommen möge, und da lebe er doch bei Seinesgleichen und wisse, wie man's mit ihm meine. Gesehnt habe er sich darnach, nur auch einmal noch auf dem Bodengute sich recht müde zu arbeiten. Sobald er deßhalb genug Geld beisammen gehabt, um heim zu reisen, habe er den Rückweg unter die Füße genommen und danke Gott, daß er jetzt wieder hier sei!

So sprach Friedli, aber noch mehr, er that auch so. Mit Wehmuth hatte er die Erzählung vom Lebensende seiner Frau vernommen und legte das Bekenntniß seiner Mitschuld als Sühnopfer ihr auf's Grab. Auch Christinchens Tod gieng ihm nahe und die Theilnahme, die es der Mutter fortwährend bewiesen, ließ ihn sein früheres Unrecht um so schmerzlicher empfinden An dem Leneli, das der Mutter tröstender Engel gewesen, suchte er einen Theil wenigstens von dem gut zu machen, was er an die Verstorbene nicht mehr entrichten konnte: das Mädchen wurde wie das Kind des Hauses angesehen. Die größte Liebe aber wandte Friedli der Mutter selbst zu. Unermüdlich arbeitete er und ward er auch nicht reich, da er zufrieden arbeitete und sparsam war, so brachte er das Bodengut vorwärts. Den für das Reisegeld verkauften Acker löste er später wieder ein und erwarb selbst noch angrenzende Grundstücke dazu, nicht aus schnell gewonnenem amerikanischem Gelde, aber aus redlich verdientem einheimischem. So trat der dankbare Sohn am Lebensabende der Mutter nicht nur in der Arbeit für sie ein, er bereitete ihr auch

ein heiteres, erleichtertes Alter und erbte endlich ihren Segen mit dem Bodengute als eine unerschöpfliche Fundgrube seines wahren Glückes.

Heinrich Helfenberger,

oder

Der Besuch in der Heimat.

I.

Es war einer der ersten Frühlingstage, so einer, wo zwar noch gar nicht viel vom Frühling zu sehen ist, wo aber doch Jeder spürt, nun sei's wieder für einmal mit dem Winter vorbei. Standen gleich die Bäume noch nirgend grün, überall doch waren die dicken schwellenden Knospen drauf und dran, die braunen Hülsen von den zusammengefalteten Blättlein loszuwickeln. Einzig die Stachelbeerstauden in den Hägen zu beiden Seiten des Straßenbordes grünten, auf den Matten blühten nur erst die Maaßlieben, aber das Grün war ein ganz andres geworden, als es noch vor acht Tagen gewesen, und obgleich der Storch erst seit Petri Stuhlfeier angekommen, er spazierte schon ganz behaglich mit langen Schritten drin hin und her, als sei er von je hier zu Hause. In der Luft wehte etwas, im

Sonnenschein war es zu lesen, die Berge in der Ferne und die Wiesen in der Nähe, die Wälder wie die Grashalme, Alles schien es feierlich zu versprechen, daß der Frühling mit Macht heranziehe. Und die Menschen, die den Winter über in den dunkeln Stuben hinter ihren hohen Mauern am Ofen gesessen, sie glaubten es auch alle gar gerne und freuten sich zum Voraus schon, bei den wenigen Unterpfändern, auf die ganze nahende Frühlingsherrlichkeit. Als wollten sie ihr entgegengehen, so trieb es sie an dem Sonntag Nachmittag zu den alten Thoren hinaus, dahin und dorthin, langsam der Sonne nach, die laue reine Luft tief einzuathmen und in ihr die Glieder zu recken, die fast steif geworden von dem vielen Sitzen den Winter über.

Auch Frau Helfenberger, wenn gleich sie schon ein halbes Hundert solcher Frühlinge erlebt, zog es an allen Haaren, die liebe Sonne sich wieder einmal auf den Rücken scheinen zu lassen, wie sie das ihrem Eheherrn anvertraute. Die Wärme werde auch ihrem Gichtschmerz gut thun! hoffte sie, der während des ganzen Winters sie so sehr gepeinigt, allen Hausmitteln von Maiblumenspiritus und gewärmtem Hundsschmalz, wie dem Flanelle und dem Kaninchenfelle zum Trotz. Da es dem Herrn Helfenberger noch obendrein zusagen mochte, sein Pfeiflein wieder einmal im Freien zu rauchen, überwand er um so leichter seine Bequemlichkeit, die sonst auf's Spazierengehen nicht besonders viel zu halten schien und vertauschte Mütze und weiten Hausrock mit dem unbequemern Sonntagsstaat, den er gleich nach dem Morgengottesdienste wieder an den Kleiderpflock zum Ausbürsten aufgehängt. Seine Frau aber packte das weiße Schnupftuch, den Geldseckel und die Brille in den sammtnen Beutel

mit den schönen gestickten Blumen drauf, band die Schürze los und langte den wohlerhaltenen Shawl mit der zwar wenig mehr modischen Borte aus der Kommode hervor und legte ihn regelrecht in's Dreieck. Während der Gemahl noch den silberbeschlagenen Ulmerkopf stopfte und vorsorglich die Schnupftabaksdose nachfüllte, zog sie inzwischen die Schlüssel von den Schränken, schloß das geöffnete Fenster und wies die Katze unterm Ofen zur Thür hinaus, — alles nothwendige Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Burgerspaziergängchen. Herr Helfenberger griff zum Bambusstock, seine Frau, die nur eine Haube mit Schleifchen trug (ein Hut schicke sich nicht für ihrer Gattung Leute, meinte sie), versah sich mit dem grünseidenen befranzten Sonnenschirmchen, wenn gleich es ihr beinah sündhaft vorkam, die liebe Gottessonne abzuwehren, und so verließ denn endlich das würdige Paar von altem Schrot und Korn seine Behausung 856 in der Sankt Peters Vorstadt. Es gelangte auch bald darauf durch das graue, von einem Thurme überragte, Obere Thor aus der Stadt selber und in's Freie.

Das schöne Frühlingswetter war es indeß mit all dem keineswegs allein, was die guten Burgersleute hinausgelockt. Die Frau wenigstens hatte noch etwas Anderes auf dem Herzen, was bei der Gelegenheit in's Reine kommen sollte, und was sie aus den engen vier Pfählen hinaustragen mußte in's Freie unter den blauen Himmel, damit für sich selber zurecht zu kommen, wie auch Herrn Helfenberger das Erforderliche ungestört beizubringen.

Vor ein paar Tagen hatte der Briefträger von ihrem Sohne, weit irgendwo aus Deutschland her, einen Brief gebracht. Heinrich, — das war der Name des jungen

Mannes, — kündete darin auf Mitte Mai seinen Besuch bei den Eltern an, und willfahrte damit deren lang gehegtem Wunsche, das einzige geliebte Kind wieder einmal zu sehen in ihren alten Tagen, wäre es auch nur für die paar wenigen Wochen eines gestatteten Urlaubs. Heinrich Helfenberger hatte die Gottesgelahrtheit studiert und auch die Prüfung als Kandidat mit Auszeichnung bestanden. Es hatte immer gegolten, und fast von Kindheit an war es der Lieblingsgedanke der Mutter gewesen, für den kein Opfer zu schwer fiel, der auch jeweilen als hellster Sonnenblick in ihr einfach und bescheiden hinfließendes Leben leuchtete, daß Heinrich dereinst in seiner Vaterstadt dem heiligen Predigtamte sich widme als wohlbestellter und geachteter Herr Pfarrer. Im Geiste hatte sich die Mutter nicht bloß an seinen Predigten bereits erbaut, sondern auch zum Voraus schon ihr stilles Theil von der Ehre und Würde genommen, die dem geistlichen Sohne von seinen Mitbürgern gezollt würde und die ihr nun am Lebensabende der Dank sein sollte dafür, daß sie mit so ungetheilter Seele immer an ihm gehangen und nur ihn im Herzen getragen. Inzwischen hatte nach dem Examen der neugebackne Herr Kandidat zu seiner Ausbildung noch Deutschland bereist und als ihm in der Ferne eine Hofmeisterstelle angetragen worden, diese für einige Zeit auch übernommen. Wohl hatten die Eltern hierin eine Verzögerung ihrer Hoffnungen gesehen, aber mehr doch nicht und deßhalb auch eingewilligt, sollte das ja mit zu Heinrichs Förderung dienen und war demnach bloß ein weiteres Opfer zu den vielen vorher gebrachten. Dieser Aufschub kam indeß, der Mutter zunächst, die am feinsten und schärfsten fühlte und sah, bald etwas bedenklich vor und jeder

neue Brief aus der Ferne schien die dämmernde Besorgniß mehr und mehr zu rechtfertigen und damit zu erhöhen. Mit Heinrich war da draußen eine Veränderung vorgegangen, allmälig nur, und die Mutter mochte schon lange vorher davon überzeugt sein, ehe ihr Sohn selbst nur die Ahnung hatte, eine Veränderung, durch die sein Herz von der Heimat leise, leise abgelöst und der neuen Umgebung, darin er nun lebte, zugewendet wurde. Nicht zwar, daß die Briefe, die er schrieb, kürzer, kälter ausfielen, sie behielten stets dieselbe Liebe und Anhänglichkeit, die alte Treue und Verehrung gegen die Eltern; aber auch einem weniger scharfen Auge mußte darin auffallen, daß die neuen Verhältnisse, die weiter und großartiger waren, dem strebenden jungen Manne immer mehr zusagten und er ihrer mit stets wachsender Vorliebe und Ausführlichkeit erwähnte. Dadurch wurde dann, von selbst beinahe, das beschränktere kleinbürgerliche Leben der Vaterstadt in den Hintergrund gedrängt und um so tiefer, je offener die neue Umgebung Heinrichs sich erschloß, je sicherer und erfolgreicher er in ihr sich bewegen konnte. In der Stellung als Erzieher bei einer der ersten Familien der deutschen Residenzstadt verkehrte er nicht nur vielfach mit der höheren und gebildeteren Gesellschaft, wurde ihm nicht nur Gelegenheit geboten, Vieles, das ihn sehr anziehen mußte, zu sehen und zu hören, es öffnete sich ihm, der sich des Vertrauens so würdig zeigte, zugleich noch die Aussicht einer künftigen dauerhaften Anstellung. Hundert Beispiele und Belege zu dem Angeführten schrieb voll Freude und Vertrauen Heinrich selber offen nach Hause an die Eltern, lediglich in der Absicht, mit seinem Glücke auch ihnen eine Freude zu machen. Das wäre ihm auch voll-

kommen gelungen, wenn sich nicht eben die Besorgniß, den alten Lieblingswunsch vereitelt zu sehen, dieser Freude so hart an die Ferse geheftet hätte. Frau Helfenberger meinte darum in ihrem Herzensgrunde wohl dann und wann: das Alles mit der Ehre und den Aussichten da draußen wäre schön und gut, aber der Heinrich sollte gleichwohl bedenken, daß er doch nur unter Fremden sei. Zudem werde es hier noch Platz genug für ihn geben und sie wüßte nicht, warum er hier nicht eben so viel Respekt genießen könnte, als dort bei den Herren Deutschländern, und der sei dann von den eigenen Mitbürgern! Bleib im Land und nähre dich redlich! heiße es in der Bibel und das sei ein gar schöner Spruch!

Ausdrücklich war diese Frage, sei es aus Liebe oder Furcht, bisher zwischen Mutter und Sohn nie besprochen worden, wenn erstere auch in ihrer dunkeln Ahnung bei der und jener Gelegenheit das Wasser auf ihre Mühle zu leiten gesucht und einen Wink, eine Hoffnung oder einen halben Wunsch durchblicken lassen. Jetzt, wo Heinrich auf Besuch nach Hause kam, mochte ihr aber diese Zeit geeignet erscheinen, den Sohn bleibend an seine Vaterstadt zu fesseln, ehe er wieder, und dann wohl dauernd, derselben den Rücken zukehrte. Daß erst kürzlich der alte Pfarrer Jegerli einen Schlaganfall erlitten, der ihn dienstunfähig machte, mußte der guten Frau Helfenberger, bei aller sonstigen Nächstenliebe und Theilnahme für den alten Herrn, doch jetzt nicht nur ganz gelegen kommen, sie sah das Unglück auch für einen deutlichen Fingerzeig an, ihrem Plane treu zu bleiben und jetzt selbst diesen Umstand zu seiner Ausführung zu benutzen.

Soweit wäre sie, als entschiedene Frau, eigentlich in keinem großen Zwiespalt gewesen und hätte wenig mehr in Ordnung zu bringen gehabt, wenn ihre Wünsche nur nicht gerade wieder durch ihre Zärtlichkeit Einspruch erlitten hätten, durch die Zärtlichkeit, welche Heinrichs Neigung und das, was er nun einmal als sein Höchstes ansah, zu Zeiten wieder über Alles erhob, auch über das eigene Glück. Solch innerer Kampf und seine Unruhe war es, welcher heute die sonst in sich klare und bestimmte Frau mit aus dem engen Hause in's Freie trieb und sie veranlaßte, auf dem Spaziergange all diese Verhältnisse, die Zukunft mit den Aussichten und Befürchtungen ihrem Eheherrn gegenüber zu Sprache zu bringen, vielleicht mehr, um durch das Aussprechen darüber in's Reine zu kommen, als in der Erwartung besonderer weiser Rathschläge und neuer Aufschlüsse von Seiten des etwas phlegmatischen Herrn Helfenbergers. Ließ dieser doch gerne Alles so gehen, wie es gehen mochte und war an nichts weniger Schuld als an den großen Welthändeln. Daß es friedlich und erträglich um ihn her aussehe und er ungestört sein Morgen-, Mittag- und Abendpfeifchen rauchen konnte, waren eigentlich seine hauptsächlichsten Ansprüche. Nebenbei verstand sich's von selbst, daß eins seiner Hauptvergnügen war, namentlich auf solchen Spaziergängen, Alles was inzwischen neu entstanden, Verbesserungen, Bauten, Anlagen, welche die Obrigkeit unternommen, seiner Beurtheilung zu unterstellen und wie loyal und friedlich er gesinnt war, doch sein gutes Burgervorrecht zu üben, gelegentlich über die wohlweisen Herren Obern und ihre Anordnungen sich höchst freimüthig auszulassen und beizufügen, wie Alles viel besser wäre auszuführen gewesen. Weitgrei-

fende Plane und sehr ausgemalte Hoffnungen machten somit nicht des Mannes Stärke aus, wie auch durch Heinrichs Neigung, im Auslande zu verbleiben, ihm eigentlich durch keine Rechnung ein Strich gieng. Ob dieser es damit besser mache, das müsse er selber einsehen, er sei alt genug dazu und gerade nicht auf den Kopf gefallen; mache er's aber wirklich besser, warum sollte man's ihm da nicht gönnen?

Freilich büßte durch die Entfernung Herr Helfenberger offenbar weniger ein, als seine Frau, hatte er doch durch seine Beschäftigung, wie seiner Bildung und dem ganzen Charakter nach nicht sehr viele Beziehungen zu dem Sohne; was aber die gemüthliche Seite betraf, so sah es damit bei dem Vater doch um ein Merkliches trockener aus, als bei der Mutter, die sich ganz in ihrem Heinrich verlor. Dieß ungleiche Verhalten der beiden Eltern machte sich auch jetzt auf ihrem Spaziergange geltend. Während Frau Helfenberger mit aller Gewandtheit von den verschiedensten Seiten ihre Herzensangelegenheit zur Sprache brachte und Dieses und Jenes, wovon sie voraussetzte, es müsse in's Gewicht fallen, lebhafter hervorhob, während sie so fast ausschließlich des Gesprächs sich bemeistert hatte, spielte der Gemahl seine gewohnte Rolle, schritt gravitätisch und ruhig neben der beweglichen Frau einher und ein zustimmendes Kopfnicken, ein bedenkliches Wackeln, das erstaunte Heraufziehen der Augenbraunen, oder ein erwägendes Emporschieben der Oberlippe, solche Mienenspiele blieben neben dem lebhaftern Dampfen der Pfeife so ziemlich die hauptsächlichsten Beiträge an die Unterhaltung von seiner Seite. Die Gattin verstand sich auch vollkommen darauf und wußte bei ihrer dreißigjährigen Erfahrung alle diese Zeichen schon beim Entstehen

entweder zu benützen oder ihnen klug auszuweichen, gelegentlich auch durch eine geschickte Wendung, wie mit einem Blitzableiter, sie aufzufangen und unschädlich zu machen.

Aber wer die Mannigfaltigkeit eines rechten Frauenherzens ausführlich schildern wollte, wie würde der sich in ein unabsehbares Labyrinth verirren! Mag es darum genügen, daß auch jetzt wieder Frau Helfenberger sich als die rüstig treibende Kraft bewährte, welche das im Grunde widerstrebende Wesen ihres Eheherrn zuletzt mit sich fortriß. Was Wunder darum, wenn sich Herr Helfenberger an der Seite seiner Ehehälfte unversehens mitten in der Zukunft fand, wie diese sie sich ausmalte, so mitten drin, daß ihm neben dem Herrn Pfarrer auch eine Frau Pfarrerin nicht einmal fehlte, gute, ächte Landskraft, versteht sich. Ob er aber, namentlich über letztern Punkt, Alles, ganz Alles erfuhr, was sein zweites Ich darüber im Sinne und Herzen trug, nicht nur das Allgemeine, sondern auch ganz Besonderes, das ist sehr ungewiß, that dieß ja auch nichts zur wirklichen Sache! während doch anderseits nur in's Blaue hinein zu sprechen, gar zu wenig in der Art der Frau Helfenberger gelegen hätte. Soviel ist gewiß, daß er als einverstanden gelten konnte und das war ja Alles, was nöthig war und worauf es ankam.

Unter solchen Gesprächen waren die beiden Alten bei einem ziemlich entfernten Endpunkte der Stadt angelangt. Herr Helfenberger wollte schon durch das dunkle Thor in die winklige Gasse wieder einbiegen, war doch die Pfeife ausgeraucht, als seine Frau fand, es sei doch heute zu schön draußen und sie könne nicht genug bekommen heute, noch nie so wenig wie dieß Mal habe ihr das Frühjahr in die

Beine geschlagen. Es wäre somit die beste Gelegenheit, dem Vetter Stadtrath den Besuch abzustatten, den man ihm schon seit Neujahr schuldig sei, er habe immer so viel Antheil genommen an ihrem Heinrich! Im Laufe der künftigen Woche wolle sie dann noch zur Frau Base Postmeisterin, so habe man es vom Halse, sie befinde sich dort auch im Rückstande, das Luiseli sei schon zweimal bei ihr gewesen! — Der Vetter Stadtrath aber, der einen guten Büchsenschuß von der Ringmauer entfernt in einem kleinen Landhause wohnte, war in der That eine gar wichtige Person und so zu sagen das Familienorakel, nicht nur als älterer kinderloser Verwandter, auch um seiner zahlreichen Aemter und Ehrenstellen willen, die ihm in den obern Regionen und den weitern Kreisen der Bürgerschaft jeweilen einen nicht geringen Einfluß verschafften.

Beim Lichte besehen, war der Wunsch, den Herrn Vetter noch zu besuchen, nicht gerade eine besondere Schmeichelei für den Herrn Gemahl, lag doch neben dem Bedürfnisse, noch mehr und nur immer von ihrem Heinrich sprechen zu können, bei Frau Helfenberger auch der Hintergedanke darin verborgen, jetzt, nachdem sie mit sich selber einig geworden, über ihre Rechnung, wie ein guter Kaufmann gleichsam, noch die Probe anzustellen, das will sagen, sich die Richtigkeit des Ergebnisses durch die Beistimmung des erfahrenen und der Verhältnisse kundigen Vetters bestätigen zu lassen, eine Autorität, welche sie ihrem Eheherrn wohl nur aus dem Grunde nicht so unbedingt einräumte, weil nun einmal von jeher ein Prophet im eigenen Lande nie Geltung gehabt hat. Herr Helfenberger aber war arglos und gefällig genug, dem Wunsche

zu willfahren und seiner Behaglichkeit insofern Gewalt anzuthun, als dieß für ihn durch einen Höflichkeitsbesuch an sich schon der Fall sein mußte.

Den Herrn Vetter traf man auch richtig zu Hause an trotz des schönen Frühlingswetters, und, seine Katze ausgenommen, die neben ihm auf dem Lehnstuhle schnurrend die Augen zukniff, und dem Kanarienvogel, der über seinem Haupte gar traurig in den blauen sonnigen Himmel hinausguckte, saß er mutterseelallein in seinem Zimmer, vergraben unter einem Haufen von Papieren, gestempelt mit all den großen und kleinen Siegeln der verschiedenen Behörden und Kollegien des komplizierten Staatshaushaltes. Es sollte ein neues Spritzenhaus gebaut werden und da waren verwichene Woche die doch so sorgfältig ausgeführten Pläne, Voranschläge, Expertenberichte und Gutachten von der obersten Behörde, die sich in übler Stimmung fand, an das Kollegium wieder zurückgewiesen worden, „zu nochmaliger umfassender Berichterstattung", wie die Erkanntniß lautete. An dieser Nuß kaute nun eben der Herr Vetter, und daß er die Sache nicht zu leicht nahm, bewies schon die Menge Schnupftabak, die rund um ihn auf Tisch und Akten und Schlafrock verstreut lag. Wenn es so komme — entfuhr ihm sogar einmal zwischenein im Unwillen, — dann verleide es ihm, länger dabei zu sein, Andere könnten dann seinethalb kommen und es besser machen. Trotz dieser so völligen Versenkung in's öffentliche Wohl und der Mißstimmung wurde jedoch die Störung durch das würdige Ehepaar gar nicht übel genommen; ja, das so seltene Vergnügen, die Frau Base zu sehen (der Herr Vetter Stadtrath war Junggeselle), muß es sogar

der Republik gegenüber verantworten, daß ein nicht unansehnlicher Stoß Gutachten von dem zunächststehenden Stuhle ziemlich rasch und unsanft auf den Fußboden versetzt wurde.

Nachdem man sich gegenseitig nach dem Wohlbefinden erkundigt, das gute Aussehen gerühmt und nachgerechnet, wie schon lange eigentlich man sich nicht gesehen, überhaupt mit den ersten Höflichkeiten im Reinen war, kam man auf den Stand und die Aussichten der Obstbäume zu reden, befanden sich doch ein Pfirsich- und ein Pflaumenbaum mitten in dem Gärtlein des Herrn Vetters. Auch seine Liebhaberei, der Hühnerhof, fand gerechte Würdigung, und da mußte natürlich die neueste Acquisition, die in einem Prachtexemplar von Hahn im Hofe einherstolzierte, persönlich und von allen Seiten in Augenschein genommen und bewundert werden. Weil nun aber eine Höflichkeit der andern werth ist, erkundigte sich hierauf der Herr Vetter seines Theils nach Heinrich und was für neueste Berichte man von ihm habe: der scheine ja ein ganzer Deutscher abgeben zu wollen! Frau Helfenberger hatte vielleicht absichtlich nicht selber die Rede auf ihren Liebling gebracht, sondern dem Stadtrath die Initiative, wie dieser sich ausgedrückt hätte, überlassen, nun aber war es unmöglich, sie von dem Gegenstande mehr abzubringen. Am allerwenigsten jedenfalls war das das Mittel hiezu, daß der gewichtige Herr Stadtrath selber äußerte, es zeige sich gerade die prächtigste Gelegenheit, wie eigens gemacht für den Vetter Kandidat, gleich mit ebenen Füßen in Amt und Würde hineinzuspringen. Und auf Befragen setzte er weiter auseinander, wie keine Rede davon sei, daß der

vom Schlage gerührte Pfarrer Jegerli jemals wieder seine Verrichtungen antreten werde und man lediglich aus Schonung für ihn die erste Zeit noch zuwarten müsse. Sterbe der alte Mann inzwischen nicht, dann müsse halt der Staat in einen sauern Apfel beißen und ihm eine Pension auswerfen, auf jeden Fall aber einen Nachfolger wählen. Höchstens ein Vierteljahr könne das anstehen, und in der Zeit müßten sich eben die andern Herren Geistlichen in die Funktionen des Schwergeprüften theilen, so gut es ihnen möglich. Appart besondere Bewerber seien ihm keine bekannt: außer dem Kandidaten Hartkopf, der noch in jeder Predigt stecken geblieben und nun Unterricht an der Stadtschule in der Rhetorik ertheile, hätten die Uebrigen kaum erst die Prüfung hinter sich, seien für so eine Stelle noch viel zu neubacken und Heinrich stehe ihnen da jedenfalls weit voran.

Als auf Dieses Frau Helfenberger Einiges von der Vorliebe ihres Sohnes für's Ausland in schonendster Weise fallen ließ, wehrte sich der Herr Vetter fast noch lebhafter dagegen, als sie selber in ihrem Innern that. Er fand es geradezu unverantwortlich, die größte Thorheit, um derwillen der junge Herr sich später einmal noch die Finger abbeißen würde, wußte die Vortheile der heimatlichen Stelle so herauszustreichen, daß die gute Frau ihn am Ende mit der beruhigenden Ueberzeugung verließ, hier jeder Zeit und für alle Fälle einen getreuen und kampffertigen Verbündeten für ihre Sache finden zu können. Das Ergebniß des Tages aber, nach all diesen Berathungen unter zwei, vier und sechs Augen war eines, wie es auch der gewiegteste Diplomat nicht klüger noch besser ersonnen,

nämlich, zunächst keine Schritte zu thun, sondern vor Allem die Ankunft Heinrichs in seiner Vaterstadt abzuwarten.

II.

Der erste Tag im Vaterhause.

Es gieng gegen Abend, als ein Reisender von etwa fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, einen Mantel am Arm und einen Reisesack in der Hand, ziemlich rasch durch die St. Petersvorstadt auf ein schmales Häuslein zuschritt, das mit seinen grauen Mauern und verschossenen Gesimsen zwischen der vornehmen Nachbarschaft sich beinahe verlor. Das war Heinrich, der aus Deutschland eben mit der Post angelangt, dem elterlichen Hause zueilte. Als er vor Nummer 856 stille stand und an den schweren messingenen Thürklopfer mit dem Löwenkopfe faßte, zuckte es ihm durch den Arm hindurch und den ganzen Körper, eigen klang beim Anschlagen in seinen Ohren nach so langen Jahren wieder der alte Ton, denn unwillkürlich war der gleiche Griff, die gleiche Art und Weise, womit er als Knabe einst den Klopfer auf den Nagel fallen gelassen, auch jetzt wieder ihm in die Hand gefahren. Die Hausthür öffnete sich, und wie er über die ausgetretene Stufe in den kühlen, dunkeln Hausgang trat, vernahm er auch droben ein lebhaftes Geräusch, wie wenn Jemand rasch von einem Stuhle aufspränge und diesen dabei wegstieße. Auch droben mußte das Pochen von ehemals wieder erkannt worden sein. Nur einen Augenblick blieb der junge Mann in dem Hausgange unten stehen und sah sich um, ohne selber recht zu wissen

warum eigentlich, angeweht von der erwachenden Erinnerung und gleichwohl überrascht, als stimme diese doch nicht so ganz zu der Gegenwart rings umher. Das aber war nur ein flüchtiges Gefühl, nicht ein klarer Gedanke, den ja die freudige Bewegung, nach so langer Trennung jetzt die Eltern wieder zu sehen, nimmer hätte aufkommen lassen.

Mit zwei Schritten hatte Heinrich den engen Raum durchmessen, wollte in ein paar Sprüngen die schmale, steile Treppe hinaneilen, trat aber dabei fehl, weil er in der Höhe der Stufen und ihrer Windung sich getäuscht, und wäre wohl gar gestürzt, wenn er nicht noch im rechten Augenblicke das herabhängende Stiegenseil erfaßt hätte. Er achtete zwar des kleinen Unfalls beim ersten Eintritt in's elterliche Haus nicht, wie auch seinem aufgeregten Gefühle der Schreckensausdruck entgieng, welcher ob der übeln Vorbedeutung auf einen Augenblick das Gesicht der entgegenkommenden Mutter durchzuckte, bevor sie noch den Ankömmling, zitternd vor Freude, in die Arme schloß.

Fiel der Willkomm von Seiten des Vaters auch weniger lebhaft, ja im Gegentheil fast einsylbig und hölzern aus, er war um kein Haar breit minder herzlich gemeint. Wie natürlich zeigte sich die erste Unterhaltung sehr ungeordnet und abgerissen: bald wollten ein halb Dutzend Fragen mit einmal über die Lippen, bald wieder gab's vor lauter Ueberfluß des Herzens lange Pausen, oder Verwunderungen, Ausrufungen und Liebkosungen unterbrachen die Fragen und Antworten, ehe sie nur recht zur Hälfte draußen waren. Es ist ein sonderbares Zuhören und Zusehen um so ein Wiederbegegnen nach langer Trennung

und kommt jedem Dritten fast närrisch vor, der nicht weiß, was da Alles das volle überwallende Herz zwischenein ausfüllt, ohne ein Wort zu verlieren, nicht merkt, wie dieses den rothen Faden fortspinnt durch den ganzen Wirrwar hindurch, daß das abgebrochene, zerstückte und zerzauste Zeug eben doch eine starke zusammenhängende Kette abgibt, die Alle mit derselben Liebe umschlingt. Der Mutter konnte Heinrich nicht genug erzählen fort und fort, und doch hörte sie eigentlich gar nicht auf das, was er sagte, sie sah ihn nur an, wollte nur an der Stimme sich wieder ersättigen. Sie lauschte vielleicht kaum ein einziges Mal nach einer Aeußerung, die möglicher Weise einiges Licht werfen konnte auf seine Absicht, seine Zukunftsplane; so völlig ergriffen war sie von der Gegenwart, der Freude, nun ihr Kind vor sich zu haben, gesund, kräftig und wieder ganz ihr eigen angehörig. Herr Helfenberger seinerseits trippelte hin und her, trat vor Heinrich, kehrte ihm dann plötzlich wieder mitten im Gespräche den Rücken, gieng zur Thüre hinaus und kam wieder herein, Niemand hätte sagen können wozu und warum eigentlich. Auch redete er sehr wenig, stellte sich gleichsam nur in's zweite Glied, als wolle er lieber unbemerkt für sich bleiben und seine Freude haben. Bloß hie und da entfuhr ihm eine abgerissene Bemerkung, sprach er von diesem, jenem, das sollte gethan werden in der Haushaltung oder sonst wo, und das zu der geführten Unterhaltung paßte, nicht viel besser wie eine Faust zum Auge, das man jedenfalls nach ein paar Wochen noch gerade so gut vornehmen konnte, Dringlichkeit halber. Dieß war so seine Art jedes Mal, wenn ihn etwas lebhaft ergriff und bewegte, und so kann-

ten ihn die Seinen, die ihn daher auch ruhig gewähren ließen.

Erst da war der erste Sturm etwas verrauscht und ein behagliches Zusammensein mit heimeligem Geplauder griff Platz in dem kleinen Kreise, als man sich um den alten eichenen Tisch mit den gewundenen Füßen setzte und das bescheidene Lämplein seinen Schein über das ausgebreitete weiße Tischtuch warf, worauf die drei Gedecke standen, wie ehemals, das des Vaters oben, rechts der Mutter ihres und diesem gegenüber Heinrich seines. Bald wirbelte der Dampf aus der Suppenschüssel und zog sich durch die Oeffnung des Lampenschirmes; — als wäre es nie anders gewesen, — schien es Heinrich, der sich an Alles sogleich wieder erinnerte. Und doch fehlte ihm noch etwas, kam ihm jetzt etwas anders vor, wie getreu auch die Mutter seine Lieblingsgerichte im Gedächtniß behalten und nach seinem Geschmacke bereitet, ihm zu Ehren auftischte. Lange suchte er hin und her, fand es nicht. Erst meinte er, die Suppe sei zu wenig gesalzen, dann, es fehle eine Prise Pfeffer. Als er aber damit nachhalf, war's gleich zu viel, es mußte was anders sein. Da auf einmal giengen ihm die Augen auf. Die Mutter hatte ihm zwei weiße irdene Teller hingestellt, früher aber hatte er immer von einem zinnernen gegessen: dieser war es, der ihm fehlte, ihn störte, so völlig hatte er sich wieder mit einmal in die alte Zeit zurückversetzt!

Eine gute Weile nach dem Mahle blieb die Familie noch am Tische beisammen sitzen und plauderte von dem, was Alles vorgefallen hier und draußen und sich verändert seit dem letzten Mal, da Heinrich mit den Eltern gegessen.

Das war doch nicht erst gestern oder vorgestern gewesen; sie merkten es an dem Vielen, was zur Sprache kam. Bis tief in die Nacht hinein hätten Mutter und Sohn so fortgeplaudert und zugehört, wenn nur der Vater, dem es über die gewohnte Zeit hinaus gieng, inzwischen nicht eingenickt wäre und nun gar anfieng, vernehmlich zu schnarchen in seinem Lehnstuhle. Da meinte denn auch Frau Helfenberger, Heinrich werde müde sein von der Reise und gerne zu Bette gehen: es sei Alles bereit, im grünen Stüblein hinten werde er's noch ziemlich so finden, wie er es einst verlassen!

Man brach auf und sie begleitete den Sohn, schließlich noch einmal nachzusehen, ob nichts fehle, zündete die Kerze an, die in seinem alten Lichtstocke stak und nahm Abschied von ihm mit der lang gewöhnten Ermahnung, ja das Licht sorgfältig zu löschen. Darauf verließ sie das Zimmer, nachdem sie selber erst den langgebrannten Docht geschneuzt und nun die Hand behutsam vor die flackernde Flamme hielt.

Heinrich sah mit bewegtem Herzen der ehrwürdigen Gestalt der Mutter nach. In dem hellen Scheine des Lichtes fielen ihm die alternden Züge und die etwas gebeugte Haltung der sonst so rüstigen Frau auf, aber der Geist, der darin waltete und daraus sprach, war noch ganz und gar unverändert und das liebe Bild, wie er es aus der Vergangenheit bewahrt, wurde ihm nicht im Entferntesten getrübt. Allein gieng er noch einige Zeit in dem grün gemalten Zimmer, das er schon als Knabe bewohnt, auf und nieder, denn allerlei Gedanken, die tief geschlummert unter dem Hügel vieler Jahre, waren wieder in ihm

wach geworden. Aus dem Dämmerlichte schienen jetzt alle die Gegenstände, zwischen denen er hier seine Jugendzeit zugebracht, lebendig zu werden, hervorzutreten und ihn zu begrüßen, den alten Bekannten, eins ums andere: der Tisch, die Stühle, an den Wänden der kleine Spiegel, die Kupferstiche in ihren schmalen, schwarzen Rähmlein. Sogar die Wälderuhr mit dem gemalten Kukuk über dem Zifferblatt unterbrach mit ihrem eintönigen Tiktak die Stille in gleicher Weise wieder, wie schon vor mehr als zehn Jahren. Ein eigener Geist wehte Heinrich von überall an, er mußte das Fenster öffnen und hinaus lehnen in die stille, tiefe Nacht. Lange lag er so, die Sterne am Himmel, die Lichter da und dort an den dunkeln Häusern, das Rauschen des Wassers in der Ferne und von ganz weit her Hundegebell, — es war ihm, als habe er nie sein Stüblein verlassen, tiefer Friede lag überall, draußen, drinnen, über der Welt und auf seinem Herzen, und dieser duldete nur ein Gefühl, das wohlige, selige daheim zu sein, daheim! daheim! In dieses hatte sich auch die Aufregung des heutigen Tages in seinem Innern sanft aufgelöst, mit ihm legte er sich nieder, daran entschlief er bald in dem alten einfachen Bette, das ihm trotz dem knapp zugemessenen Raume weicher und köstlicher erschien als ein fürstliches Lager.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ihn ein leichtes Geräusch weckte. Er fuhr empor und sein erster Blick fiel auf das Gesicht der Mutter, das vorsorglich durch die halb geöffnete Thür nach ihm hereinschaute, denn das Frühstück wartete seiner schon drüben in der Wohnstube.

III.

Mit was für Augen Heinrich die Heimat wieder ansieht.

Seit acht Tagen ungefähr war Heinrich wieder daheim und hatte während der Zeit auch da und dort Besuche gemacht in der Verwandtschaft und bei seinen frühern Bekannten. Der erste Ausbruch der Freude des Wiedersehens und die Neuheit der wieder erwachten Jugenderinnerungen war vorüber, ruhiger ward es in seiner Brust, und neben den kindlichen Gefühlen für die Eltern machten sich nach und nach und hie und da auch andere Empfindungen und Gedanken in ihm geltend. Die übrigen Umgebungen hatten sie wach gerufen.

Zurückgedämmt nur war jene ganze Welt, welche zwischen der Jugendzeit und jetzt draußen in der Fremde für Heinrich sich gestaltet, und nun, nachdem die Macht des ersten Eindruckes nachgelassen, fluthete der Strom nur um so gewaltiger wieder zurück. Die Schranken aber, die er fand, beengten ihn überall, er prallte heftig dagegen und riß nicht bloß Schutt und morsches Gerüste weg, sondern damit auch guten Boden, wenigstens in Heinrichs Gemüth. Als dieser sich wieder so umgesehen, war es ihm zuerst an den Gassen, Plätzen und Häusern aufgefallen, wie gar klein und beschränkt doch Alles sei. Was er als Palast bewundert, jetzt noch in der Erinnerung, die er davon in sich trug, das trat ihm nun als ein wenig geschmackvolles mäßiges Gebäude vor sein Auge, die schmalen Gassen drückten ihn, der Markt, eine Welt von Tummelplatz, schien ihm kaum ordentlich Raum zu bieten für die paar Höcker-

weiber, die darauf Aepfel und Nüsse feilboten. Die stolzen Sehenswürdigkeiten, die Auszeichnungen der Vaterstadt, schrumpften mit einem Male zum Kleinlichen, ja fast Kindischen zusammen, zu einer ohnmächtigen Anstrengung nur, den Riesenbauten, Museen, Straßen und Plätzen fremder Residenzen und Großstädte gegenüber, die Heinrich in letzter Zeit gesehen.

Nur zu bald auch fieng er an zu bemerken, daß eben so die Menschen und ihre Sitten, kurz gesellschaftliche und staatliche Einrichtungen der guten Stadt nach dem gleichen Maßstabe geschnitten waren wie die Anlagen der Straßen und Häuser. Im Aeußern schon, an ihrem Gebahren und an ihren Kleidern sah man den Leuten diesen Charakter an. Heinrich fiel es auf, wie so viele der bekannten Gesichter, die er wieder sah, nicht nur alt geworden, sondern auch einen langweiligen, unbedeutenden Ausdruck erhalten. Die altmodische Kleidung mit dem verkommenen eckigen Schnitte, gelegentlich der steife, wenig geschmackvolle Putz, Alles das, was die Welt schon lange abgelegt, was aber hier noch zähe hängen geblieben, das schien sich auch auf die Gesinnungen, Ansichten, Aeußerungen der Bürger versetzt zu haben, abgesehen von den vorsündfluthlichen Komplimenten und endlosen Höflichkeiten, darin sich der hiesige Anstand bewegte, nicht viel anders wie ein Kind in gewaltigen Brunnenstiefeln.

Wo auch bei seinen Besuchen Heinrich sich hinwandte, überall traten ihm beengend nur kleine häusliche Verhältnisse und Sorgen entgegen. Nach der ersten Bewillkommnung kamen die Frauen, wenn sie guter Laune waren, auf ihre Kinder zu reden und da war denn der ganz ab-

sonderlichen Erlebnisse und Entdeckungen bald kein Ende mehr: zu lauter kleinen Meerwundern wuchsen da all die Bälge heran. Die böse Zeit und wie man sich auf die Leute nicht mehr verlassen könne, namentlich auf die Dienstboten nicht, das gab dann das zweite Hauptkapitel, bei übler Laune nämlich, welches aber keine halbe Seite weniger zählte als das Kinderkapitel. Ueber einen solchen Anlaß äußerte sich auch Heinrich einmal der Mutter gegenüber und stimmte so unwissentlich deren Muth und Hoffnung tief herunter. Er war eben vom Besuche beim Postmeister, einem entfernten Verwandten, zurückgekommen. Frau Helfenberger erkundigte sich hier angelegentlicher als je nach dem Eindruck, den ihr Sohn mit nach Hause brachte. Aber sogar die Töchter hatten nur wenig Gnade gefunden bei dem gestrengen Beurtheiler: die eine sei dahin geschossen, die andere dorthin, um ihre Toilette in Stand zu setzen; sie hätten sich dann nur nach der Oper erkundigt und ob dieß und jenes noch in der Mode sei? Als hierauf die Mutter halb zaghaft nach Luise fragte: die sei doch ein häusliches Mädchen, nehme sich der Wirthschaft eifrig an und sei nicht eitel; so gab Heinrich dieß wohl zu, dafür aber hatte ihn ihr vernachlässigtes Aussehen gestoßen. Auch hatte Luise sich erkundigt, ob man draußen mit den Mägden die gleiche Noth habe wie hier? und ihn darauf mit all den Sünden derselben überschwemmt, hundert Nöthen und Uebel aufgezählt, welche ihr daraus schon erwachsen und noch mehr erwachsen könnten.

Anfangs schwieg hierauf die Mutter, wie es schien unangenehm berührt und als sei ihr eine Erwartung zu Wasser geworden, vorzüglich durch das harte Urtheil über

Luisen, die sie sonst auch schon ihren Augapfel genannt. Sie konnte einige Empfindlichkeit nicht völlig unterdrücken, denn sie bemerkte nach einer Weile: es scheine ihr fast, es sei schwer, Heinrich es recht zu treffen, die Einen, die auf sich hielten, seien ihm zu eitel, die Häuslichen aber träfen es ihm erst nicht; es nehme sie Wunder, ob die Mädchen in Deutschland von anderem Teige seien? Dabei fiel ein kurzer, scharfer Blick auf den Sohn. Da dieser aber sehr ruhig blieb und sich unbefangen näher erklärte, so beschwichtigte sich bald wieder der plötzlich aufsteigende Verdacht der Mutter.

Indeß ergieng auch über die Männer kein viel gelinderes Urtheil, fand doch Heinrich, sie stäken bis über die Ohren in ihren Kramladen und Schreibstuben, und was sie dort markteten und rechneten, das laufe ihnen noch nach weit, weit auf den Gesichtern und in ihrer Unterhaltung und ihrem Denken in hundert Bedenklichkeiten und engem, befangenem Wesen, räume nur das Feld, wann von der Politik und den Weltereignissen draußen die Rede sei, jedoch bloß zum Scheine, denn da nehme denn das Kannegießern vollends kein Ende. Ob eines der Stadtthore den Sommer über probweise eine Stunde länger dürfe geöffnet bleiben als bisher, oder ob das allzu gewagt sei? war gerade die brennende Frage des Tages. Und hierüber konnten sich Leute ereifern, ja gründlich entzweien, die in Amt und Ansehen standen und auch sonst von Haus aus zu den Verständigern gehörten: alle möglichen Möglichkeiten wurden dafür und dagegen in's Feld geführt. Noch älter war eine andere Streitfrage zwischen der Gemeindebehörde und der Regierung. Durch Wegbrechen ei-

nes öffentlichen Gebäudes war die Umpflasterung dieses Platzes nöthig geworden; beide zankten sich, in wessen Kompetenz diese falle, und während Schreiben und Gutachten und Proteste langsam hin und her wanderten, sanken an der fraglichen Stelle die Wagen bis an die Nabe in die Löcher ein, watete das Publikum durch Koth oder stolperte, trotzdem es jedenfalls die Unkosten zu zahlen hatte, welcher der beiden Behörden die Pflasterung auch zukommen mochte. Und in all dem schienen sich die guten Leute noch so besonders zu gefallen, bildeten sich gewaltig viel darauf ein, und dachten, die halbe Welt wenigstens müsse daran Theil nehmen und vor ihrer Staatsweisheit Maul und Nase aufsperren. Kurz, des Aufhebens wegen Kleinigkeiten, der Umständlichkeiten, der Klatschereien, Haushaltungsgeschichten und Vetterschaften, mit einem Worte, der Kleinstädterei, schien es Heinrich, sei da überall kein Ende. Bald meinte er, Alles hier habe sich verändert, sei eine andere Welt geworden, und doch hatte nur er sich inzwischen verändert. Dann wieder kam es ihm vor, als seien ihm nun erst die Augen aufgegangen, früher da habe er geträumt, sehe jetzt die nackte, öde Wirklichkeit und könne sich nimmer darüber täuschen! Ob er mit solchen Urtheilen seinen Mitbürgern Unrecht that, ist schwer zu sagen. Ja und nein; je nachdem man's nimmt. Bei einem trüben Regentag sieht eine Gegend ganz anders aus als beim Sonnenschein, und doch sind die gleichen Felder und Wälder, Berge und Dörfer da, die Wege sind dieselben, auch der Himmel, nur hängen Wolken an diesem und hindern die rechte Beleuchtung. Diese rechte Beleuchtung fehlte auch Heinrich und daran Schuld waren eben die Wolken von Erinnerungen, die

nun wieder aus der Fremde immer dichter und dichter heranzogen und sich sammelten an seinem Gemüthe. Seine Geschäfte hier ließen ihm vollauf Zeit, auch auf das Kleinste zu merken, dem nachzuhängen, und wie er dazu einmal in der rechten oder schlechten Stimmung war, fand er sich eben auch so ziemlich auf dem Standpunkte, von dem aus an der Vaterstadt und seinen guten Mitbürgern nicht gar zu viel Anziehendes mehr zu entdecken war. Er war aber auch da angelangt, wo ihn der Boden unter den Füßen zu brennen begann, wo er sich, erst heimlich, dann immer offener, wieder wegsehnte von hier, wo ihm ja Alles fremd geworden, in die große Welt hinaus, die nun seine Welt war, so sehr wie er selber das bisher nicht geahnt.

Bei den Besuchen hier hatte Heinrich häufig von der in Aussicht stehenden Pfarrstelle reden hören. Bis zum Ueberdruß war dabei auf ihn gedeutet worden. Ja, Viele mit denen er sprach, nahmen geradezu an, die Erledigung der Pfarrei sei der Grund seiner Anwesenheit und sie fanden es gar klug, daß er sich sofort den Leuten in's Gedächtniß gerufen, man hätte sonst an einen Andern denken können. Die Stelle aber zu erhalten, sahen Alle als den höchsten Wunsch, das größte Glück für Heinrich an: Pfarrer in X... und nun versorgt sein, was in der Welt gieng auch über das? Vergebens erklärte Heinrich, er habe von der Erkrankung des alten Pfarrers erst hier etwas erfahren und keinen andern Grund gehabt, hieher zu kommen, als den, die Eltern wieder einmal zu sehen. Die Leute wußten es ja besser, sie lächelten pfiffig, schwiegen und glaubten ihm das nimmer, er aber ärgerte sich nur noch mehr über ihre Kleinlichkeit.

Die Menschen, die Stadt hier würden ihn also kaum länger als wenige Tage gehalten haben, wenn dieß die Eltern nicht gethan hätten, die er, wer weiß wann? wieder sehen werde. Bei ihnen hielt er sich auch fast ausschließlich auf, vermied es, da und dorthin zu gehen und lehnte Einladungen ab, wo es nur immer angieng. Wie es mit Heinrich stand, war es indeß beinahe unvermeidlich, daß ihm nicht auch das elterliche Haus selber, neben den angenehmen Jugenderinnerungen, doch noch andere Eindrücke wach rief. Denn auch hier machte die zwischen früher und jetzt liegende Zeit ihre Ansprüche geltend, wenn gleich gemäßigter. Manches kam ihm, beim Lichte besehen, ziemlich enge und klein vor, das es ehemals gar nicht gewesen, und daß diese Wahrnehmung ihn mehr nur wehmüthig stimmte, rührte wohl bloß daher, daß er es eben in so inniger Verbindung mit seinem Liebsten sah und es auch in Liebe trug; geltend aber machte sich's dennoch. Und bei all der herzlichen Liebe, der aufrichtigen Freude des Beisammenseins nach so langer Trennung, empfand er es ganz bestimmt, daß das nicht Alles ausmache, daß er darum noch nicht sein Leben hier zubringen könne. Ganz Anderes war ihm vorbehalten, als daß er hier ruhen durfte, sich pflegen lassen konnte: die Zeit des Wirkens, der männlichsten Thätigkeit war für Heinrich angebrochen und die Kräfte des Geistes erhoben lautere Ansprüche als das Herz, auch keine Frage war es für ihn, sie hatten die Berechtigung, vom Herzen sogar ein Opfer zu verlangen. In die hiesigen engen Verhältnisse aber sich hineinschrauben zu lassen, um zu wirken, seine kühnen Plane aufzugeben, um in dieser spießbürgerlichen Welt überall anzustoßen,

das schien ihm nimmermehr seine Aufgabe zu sein, stellte es ihm doch auch gar zu wenig eigene Befriedigung in Aussicht. War bei den Eltern wohl die alte Liebe und Treue, seine Zukunft — das ward ihm täglich klarer — konnte nicht auf diesem Boden blühen. Allerdings fußte hier die Wurzel, doch der Stamm strebte empor, Aeste und Krone breiteten sich weiter und höher aus, auch über den schmalen Raum, wo die beiden alternden guten Leutchen saßen, die ja selber schon zur Ruhe und Stille ihre Hände in den Schooß zu legen begannen und beschaulich oder gleichgültig das Leben draußen an sich vorüber fließen ließen.

Dieß Alles und Aehnliches hatte Heinrich bei sich herumgetragen und es war ihm immer klarer und bestimmter vor die Seele getreten, als er den Gedanken, durch Bewerbung um das erledigte Amt bleibend in der Vaterstadt sich niederzulassen, auch als den Wunsch seiner Eltern erkannte. Der Vater hatte diese Frage trocken wie eine Geschäftssache zu Sprache gebracht, hatte Heinrich gefragt, ob er nicht gut thäte, hier zu bleiben und die günstige Gelegenheit zu benützen, es sei schwer zu wissen, ob eine bessere so bald wieder nachkomme; zudem würden auch sie, die Eltern, es nicht ungerne sehen. In dieser Weise hatte der Sohn wieder geantwortet und seine Aussichten in der Fremde waren wirklich der Art, daß von Seiten der äußern Stellung sich nicht viel dagegen einwenden ließ. Damit war denn auch der Vater beruhigt: meine Heinrich sein Glück draußen noch eher zu machen, he nun, gut sei gut und besser sei besser und sie wollten ihm nicht dawider sein, wenigstens er nicht, sondern es ihm von Herzen gönnen! — Hiemit war die

Sache von dieser Seite abgethan für beide, den Vater und den Sohn.

Anders bei der Mutter. Frühzeitig schon hatte diese bemerkt, was in Heinrich vorgieng und wie eben ihre Befürchtungen sich gewaltig rasch erfüllten, in einem Maaße obendrein, das ihr wenig Hoffnung ließ. Sie hatte ihn einmal überrascht, sinnend und ganz vertieft, nachdem er den Tag über etwas einsylbig von einem Besuche heimgekehrt und sich in sein grünes Stüblein zurückgezogen hatte, als Hausgeschäfte die Mutter für einige Zeit abgerufen. Wie er so am Fenster stand, unbeschäftigt und, die Stirn an die Scheiben gedrückt, in seinen Gedanken hinausstaunte, bemerkte er das leise Eintreten der Mutter nicht. Nachdem diese eine Weile stehen geblieben und ihren Sohn beobachtet, trat sie näher auf ihn zu und legte ihm ihre Hand auf die Schulter. Erschrocken fuhr er auf und suchte nun seine Vergessenheit durch Freundlichkeit und Heiterkeit wieder gut zu machen, d. h. zu verdecken. Die Mutter aber täuschte er damit doch nicht. Sie setzte sich zu ihm an das schmale Fenster hinter die kleinen Scheiben. Heinrich, — begann sie ruhig und ohne einen Ton des Vorwurfs, — gesteh's nur, es gefällt dir nicht recht hier bei uns, du wolltest, du wärest schon wieder in deinem Deutschland draußen, ich seh dir's an und merk dir's an an Allem; in Gedanken bist du auch schon dort!

Wie das die Mutter sagte, fiel es Heinrich unmöglich, es ihr auszureden, er sagte darum nach einer Pause: Bei Euch, Mutter, bin ich gerne und ist es mir wohl; ich wüßte auch nicht, wo ich besser wäre. Noch eben gedachte ich daran, wie Ihr mich gepflegt und die lange Nacht bei mir

gewacht, mir Thee gereicht und die Hand sorglich von Zeit zu Zeit auf die Stirne gelegt hattet, ob das Fieber noch nicht nachlasse? damals, als ich an den Masern krank gelegen. Hier in diesem grünen Stüblein in der Ecke stand mein Bette, Ihr hattet es mit dunkeln Vorhängen gegen das Licht verhängt, erinnert Ihr Euch noch? Dieß Alles thätet Ihr mir auch heute, ich weiß es, und treuere Liebe und Pflege als bei Euch fänd ich nirgends, in der ganzen Welt nicht, ich werd es meiner Lebtage nie vergessen. Aber nehmt's nicht übel: wo ich hier sonst mich hinwende, ja da beengt's mich und ich finde es nimmer, wie es ehedem gewesen. Für mich ist die Zeit da, zu wirken, dieweil es Tag ist, wie das in der Bibel steht, und von selber fast bin ich in eine Thätigkeit gekommen, die mir zusagt und von der ich glaube, daß sie von Erfolg nach außen und Befriedigung nach innen sein werde. Das ist aber nicht hier, wo ich gleichsam von vorne und an einem unliebsamen Ende erst anfangen müßte und nicht einmal gewiß wäre, ob es auch mit Segen geschehe, komm ich mir doch fast wie ein Fremder vor! — Und nun kam Heinrich im Gegentheil auf seine Hoffnungen und künftigen Verhältnisse im Auslande zu sprechen und verlor sich ganz darin, wobei er neu aufzuleben und fast ein anderer Mensch zu werden schien. Mehr dieser Ausdruck, die Wärme des inwendigen Lebens, welche dabei hervortrat, als die Gründe, waren es auch, wodurch die Mutter abgehalten wurde, in ihn zu dringen und es offen an den Tag zu legen, wie für sie alle Freude und ihr ganzes Glück abhänge von seinem Entscheide, hier zu bleiben und hier sich festzusetzen. Es ist merkwürdig, wie klug sich Frau Helfenberger zuvor aus-

gedacht, was Alles für ihren Lieblingswunsch sie vorbringen wolle, wie von überall her sie gesucht hatte, sich Bundesgenossen herbei zu ziehen, wie eine entschiedene Frau sie überhaupt war und furchtlos dem Kampfe entgegen gesehen, — jetzt Aug in Auge dem geliebten Kinde gegenüber war sie entwaffnet, vermied sie es im Gegentheil fast ängstlich, ihre innersten Gedanken nur zu verrathen. Das Alles aber bloß, weil es ihr nun klar und lebendig vor der Seele stand, daß sie nur für ihr Glück reden, kämpfen würde, da ja Heinrich seines an ganz anderm Orte suchte und fand. Sie gebrauchte deßhalb nicht nur ihre Waffen nicht, sondern zog sich vielmehr stille zurück und brachte ein Opfer, das in der ganzen Schwere zu erwägen, der Sohn viel zu viel mit seiner neuen Welt beschäftigt war. Etwas ahnen davon mochte er aber gleichwohl, denn am Ende suchte er sie und sich mit Ausmalen einer spätern Wiedervereinigung zu trösten. Nicht allein sprach er von zeitweisen Besuchen, er hoffte, daß die Eltern einst zu ihm hinauszögen, wenn er einmal sein Haus gegründet und in den alten Tagen von ihm ihre Liebe sich vergelten ließen, so gut das nur in seinen Kräften stände. Daß die Mutter dieß so annahm, freundlich, nicht nur ohne Bedenken und Einwendungen, war wohl der sicherste Beweis, daß sie nicht kämpfen wollte, daß sie besorgt sich hütete, Heinrichs frohe Zuversicht irgendwie zu trüben.

Da so der Hauptgegner auf den Angriff verzichtete, konnten auch die schwächern Verbündeten Heinrichs Zukunftsplanen nichts anhaben, am allerwenigsten der gute Herr Vetter Stadtrath, wie sehr der Alles aufbot, was immer auch so einem gewiegten und erfahrnen Staatsmanne zu

Gebote stand. Bei dessen Stellung als wohlwollendes Familienglied und angesehene Respektsperson, die noch überdieß auf herkömmliche Schicklichkeit ein Bedeutendes hielt, hatte Heinrich, wie billig, auch ihm seine Aufwartung gemacht. Der Herr Vetter nun blieb seiner Fahne getreuer als die Frau Base und ließ sich nicht so leicht durch eine Gefühlsbewegung von dem einmal gefaßten Entschlusse abbringen, hätten dieß doch die allersolidesten Gründe nur sehr mühsam und jedenfalls nicht auf den ersten Anlauf zu erreichen vermocht. Lang und breit sprachen die beiden über das Alte und Neue, die Heimat und die Fremde. Und man muß es dem Herrn Vetter lassen: nachdem er durch einige verblümte Wendungen der Frage sich genähert, erschöpfte er den Gegenstand auf eine Weise, die ihm auch in einer zweifelhaftern Sache unbestreitbar den Sieg errungen hätte, wenn er sich seinen Herren Kollegen gegenüber befunden und nicht dem eigensinnigen Herrn Vetter. Vor den Erfahrungen aber, mit deren Uebergewichte er aller Orten seines Gegners Auseinandersetzungen zu bekämpfen suchte, wo ihm anderweitige Gründe nicht eben zur Hand waren, — vor diesen Erfahrungen zeigte zwar Heinrich einen großen Respekt, meinte aber schließlich immer wieder, es müßte die halt doch ein Jeder selber sammeln, wenn sie Werth haben sollten und dazu sei man wohl kaum ausschließlich auf die gute Stadt X... beschränkt. Kurz, hatte die Liebe zu den Eltern Heinrich in seine Vaterstadt nicht zu fesseln vermocht, so gelang dieß jetzt auch nicht der Bedächtigkeit und Umständlichkeit des Herrn Vetters. Am Ende vom Liede blieb eben jeder auf seiner vorgefaßten Ansicht, wenn gleich Heinrich recht gerne die gute Meinung,

das Wohlwollen, die Ehrbarkeit des Herrn Stadtraths anerkannte und dieser hinwieder zugab, die Gründe des Opponenten seien nicht die unvernünftigsten, es sei etwas daran, er mache jedenfalls in Mehrerem eine rühmliche Ausnahme vor so vielen andern luftigen Musjes und Weltverbesserern, die jetzt so häufig hervorkröchen, wie Schnecken nach einem Regen. Aber war der Herr Vetter dem Heinrich zu weit zurück hinter der Zeit, zu spießbürgerlich, so fand dieser, der junge Herr wolle zu sehr obenaus und sprach von zu hohen und unpraktischen Ideen, wie solche die Studierten immer hätten, mit der beigefügten Prophezeihung: man werde schon den Kopf noch anrennen und an ihn denken! Der eigentlichste Grund aber, warum beide so getrennt blieben und keiner den andern auf seine Seite hinüber zu ziehen vermöchte, waren wohl vor Allem die vierzig Jährchen Altersunterschied, welche mitten zwischen ihnen inne lagen.

IV.

Der Gang nach der Bleiche. Ein Wiederfinden.

Die Zeit des Abschieds — Heinrich hatte sie vorgerückt — kam immer näher, was freilich Niemand außer den Eingeweihten geahnt hätte, denn es war fast gar nie die Rede davon. Gleichwohl fühlte sich ein Jedes innerlich davon beschäftigt, wenn auch mit den verschiedensten Gefühlen. Heinrich, der gerne wieder fortgieng und sich sehnte, die Unthätigkeit hier in so engen Verhältnissen zu vertauschen mit dem weiten und lohnenden Wirkungskreise, der draußen seiner wartete, — Heinrich schwieg eben um dieser Ungeduld

willen, die ja den Eltern wehe gethan hätte, denn daß sie ihn nur ungern ziehen ließen, bemerkte er wohl. Die Mutter aber schwieg, weil ihr die Trennung wirklich an's Herz gieng und sie fürchtete, Heinrich das zu verrathen und ihm den Abschied auch schwer zu machen, oder aber selber den eigenen Schmerz zu vergrößern, hätte sie vielleicht sehen müssen, daß der Sohn, was ihr so schwer fiel, zu leicht nehme. Wenn endlich der Vater den bedenklichen Zeitpunkt unberührt ließ, so lag das schon ganz in seiner Natur, die von vorneherein vermied, wunde Stellen zu berühren, gieng ja auch Alles ganz den gleichen Weg, ob man davon sprach oder nicht.

An einzelnen Vorboten, die von ferne auf die Abreise hindeuteten, fehlte es inzwischen gleichwohl nicht. Ein Besuch, der Heinrich oblag, war von Anfang an immer hinausgeschoben worden, nämlich der zu seinem Pathen, welcher auf der Bleiche eine halbe Stunde außerhalb der Stadt wohnte. Jetzt vor der Abreise mußte das Versäumte noch nachgeholt werden, darauf bestand vor Allen auch Frau Helfenberger, welche viel auf dem, was Schicklichkeit und Sitte forderten, zu halten pflegte und noch obendrein dem Bleicher sich mehrfach verpflichtet fühlen mochte. Es war in dem Falle weniger Heinrichs Widerwille gegen solche Besuche überhaupt, der ihm das Nachkommen dieser Obliegenheit schwer machte, als im Gegentheil ein gewisses inneres Gefühl, das sich sträubte, noch mehr ideale Jugenderinnerungen durch die jetzige Wirklichkeit sich zerstören zu lassen. Denn gar lebhaft gedachte er jener glückseligen Tage, die er auf der Bleiche während des Sommers verlebt, den er als Knabe nach überstandener Masernkrankheit zur Stär-

kung seiner Gesundheit in freier Natur zubringen sollte. Die Erinnerung an diese längstentschwundnen Tage, die ihm in Gesellschaft der beiden Kinder des Bleichers, einem zehn- und einem sechsjährigen Mädchen, so heiter verflossen, war ihm von je eine der liebsten gewesen, und nun sollte er selber Hand bieten, auch von ihr den duftigen Schleier wegzuziehen und das als klein und gewöhnlich wieder zu sehen, was der Kindersinn bis auf heute ihm als ein Paradies und eine Wunderwelt getreu überliefert.

Aber mit all dem war der Besuch nun einmal nicht zu umgehen und Heinrich machte sich eben an einem Nachmittag, da die Sonne warm und heiter schien, auf den Weg nach der Bleiche. Mit Muße schlenderte er die wohlbekannte Straße entlang, willenlos den verschiedensten Gefühlen sich überlassend, die in ihm wach wurden. Schon war er ungefähr in der Mitte des ganzen Weges angelangt, so balde! und es hatte ihm das einst eine ganze Reise geschienen. Aber auch sonst irrte er sich hie und da in den Entfernungen der einzelnen Gegenstände, die als Anhaltspunkte noch in seiner Erinnerung hafteten, so daß ihm dießmal eine Biegung zu kurz vorkam, dann wieder die Strecke von diesem Bauernhofe zu jener Lehne an der Kiesgrube viel zu lange. Er näherte sich eben den vier großen alten Linden, dort wo die Straße sich den Hügel hinabschlängelt und zum letzten Male noch die Thürme der Stadt sichtbar sind. Der Hügel war theilweise abgetragen, von den Linden standen nur noch zwei, die eine auch schon halb ausgehöhlt und erstorben bis auf wenige Aeste, die frisches, saftiggrünes Laub trugen. Das niedere Gehölze auf der Haide, die einst hügelig gegen den Berg hin sich erstreckte, war verschwunden,

das Land geebnet und in ein weites Ackerfeld umgewandelt. Kaum noch vermochte Heinrich sich wieder zu erkennen, ein wehmüthiges Gefühl bemächtigte sich seiner und er sah diese Umwandlung als ein ungünstiges Vorzeichen an. Schon blickte von ferne aus den Nußbäumen das wohlbekannte rothe Dach mit dem kleinen Thürmchen ihm entgegen, seinen Empfindungen mischte sich einige Unruhe bei, leise, zaghaft fragte es in ihm: wie werde ich's auf der Bleiche finden? Aber die Hoffnung, vom heitern Frühlingshimmel erschlossen, rankte sich gleichwohl durch die ängstliche Frage hindurch; der wirbelnde Rauch aus dem Schornsteine, die weißen Tücher auf der hellgrünen Matte zum Bleichen ausgebreitet, das Alles ließ nichts Trübes, Schweres aufkommen. Heinrich hätte es übrigens vorher nie geglaubt, daß dieser Gang so lebhaft seine Theilnahme wieder erregen könnte, wie es nun in Wirklichkeit der Fall war.

Am Anfange des Besitzthumes führt ein schmaler Fußpfad gleich links von der Straße ab nach dem Bache, der über die Wiesen nach einem kleinen Gehölze einbiegt. Diesen schlug jetzt Heinrich ein und sah sich mitten in jener Kinderwelt, die einst schrankenlos mit all ihren Herrlichkeiten von Büschen und Verstecken und Spielplätzen um das Kind sich geweitet, die der Mann jetzt mit einem einzigen Blicke übersah bis an ihre Grenze und überall noch drüber hinaus drang, als hätte sie gar nicht mehr ordentlich Platz für ihn. Es that ihm wohl, in das kleine Gehölze zu kommen, wo ihn wenigstens die Baumstämme und das Gebüsche noch zurückbannte in die alte Welt, und das spielende, zufriedene Murmeln des Baches auch auf ihn beruhigend einwirkte. Freilich war das Hölzchen kein Urwald

mehr, noch der Bach ein Mississippi wie ehedem, aber eine heilende Kraft schien ihn doch aus dem frischen Grün, aus der klaren spiegelnden Fluth anzuwehen. Er erinnerte sich eines stillen Plätzleins, etwas seitab vom Wege, wo er als Knabe fast täglich in dem Bache gebadet. Dieses suchte er nun wieder auf: es war nicht halb so abgelegen und unzugänglich. Das Wasser aber floß noch so klar über die glatten Kiesel, die kleinen Wirbel, die es bildete, ja die Blättchen, die es darin weiter trieb, schienen ihm dieselben wie ehemals. Hier war ein rascheres Strömen, die Fläche blinkte wie ein Spiegel, dort eine stille, dunkle Bucht mit der vorspringenden, knorrigen Baumwurzel, unter deren Höhlung halb furchtsam, halb neugierig der Kindesblick die badende Schlange sah, die ihr Krönlein am Ufer abgelegt. Am Borde des Baches aber standen noch die alten Büsche und Brombeerstauden, die Erle bog ihre Aeste über das Wasser hin und beschattete es, die Vögel zwitscherten und sangen noch gleich, ein goldenes Käferlein saß auf dem Blatte der Erle, die grüne Libelle flatterte über dem Bache, am Ufer hinauf und hinab schritt mit weitgespreizten Beinen gravitätisch die Wasserspinne, — dieselben Thierlein alle meinte Heinrich schon früher hier gesehen zu haben. War auch die Erle höher, die Buche mächtiger und dichter das Epheu darum, so schien dafür das Bächlein schmäler, weniger tief, der Raum beschränkter und es glich sich aus, daß die alten Kindergedanken doch wieder einzogen in ihr verlassenes Reich und Besitz nahmen von Allem. Heinrich konnte sich's nicht versagen, er stieg in der Bucht über das steile Bord hinunter und hielt sich dabei, wie früher, an den Ranken, den Zweigen. Er mußte die Hand in das klare, murmelnde

Wasser tauchen, darin plätschern, es durch die Finger fließen lassen. Ein eigenes Gefühl durchrieselte ihn, er überließ sich ihm gerne eine Weile und verlor sich an dem heimeligen Plätzlein ganz in die alte Zeit, störte ihn doch hier Niemand und nichts, — das große Kind.

Als er aber endlich aus dem Gehölze hinaus in's Freie trat, da lag vor ihm gerade im hellsten Sonnenschein die Bleiche, das weiße Wohnhaus mit den grünen Fensterläden, den kleinen blanken Scheiben. Das Haus schien ihm erst um ein Stockwerk niederer und um ein paar Kreuzstöcke schmäler zu sein, als früher, aber das war doch nicht möglich. Auch standen jetzt überall auf den Fenstergesimsen Nelken, Geranien, Levkojen in bunter Fülle, die machten hingegen das Aussehen freundlicher. Vor dem Hause an Stangen hiengen Betten zum Sonnen, es that ordentlich wohl, auf die durchwärmten schwellenden Kissen nur hinzublicken. Daneben in hohem Grase saß halbnackt ein pausbackiger dreijähriger Bube mit einem gewaltigen Kirschenmaul, und lugte gar vergnügt unter seinen gekräuselten blonden Löcklein in die Welt hinaus. Neben dem Kleinen lag ein weißer Spitz in der Sonne und spielte ernsthaft mit dem eigenen Schwanze. Heinrich betrachtete lange die heitere Gruppe, dann grüßte er den Buben freundlich und fragte, ob Vater oder Mutter zu Hause seien? wenn er gleich nicht wußte, wem der Junge zugehöre. Der aber sah ihn nur großmächtig an und auch der Spitz, nachdem er Anfangs wohl ein wenig geknurrt und einmal Laut gegeben, spielte mit seinem Schwanze weiter, so daß eigentlich Niemand von Heinrich mehr besondere Notiz nahm. Er schritt darum

auf das Wohnhaus selber zu, dessen Thür nur angelehnt stand.

Unten im Hausgange war's still, Niemand zu sehen noch zu hören, vergebens pochte Heinrich ein, zwei Mal an der Wohnstubenthür an. Da däuchte ihn, hinten von der Küche her töne ein Geräusche. Er gieng über den Gang und richtig unterschied er nun eine frische weibliche Stimme, die sich mit einem Kinde zu unterhalten schien. War es, um das angelegentliche Gespräch nicht zu stören, war es vielleicht aus einiger Neugierde, die unter sonst einem Vorwande auch einen Kandidaten gelegentlich beschleichen mag, kurz, Heinrich blieb vor der nur angelehnten Küchenthür stehen und lauschte.

Und was machst du jetzt mit dem Mehle da, Tante? — hörte er die Kinderstimme fragen.

Ein Päpplein für das Brüderlein, welches die Frau Sibylle vor vierzehn Tagen der Mutter gebracht hat; — lautete die Antwort.

Woher hast du das schöne weiße Mehl?

Der liebe Gott hat's im Feld draußen wachsen lassen neben den rothen Kornblumen, weißt du? und der Schnitter hat's geschnitten und der Bauer gedroschen und alle die Körnlein in der Tenne zusammengelesen und in die Mühle getragen zum Müller. Dort haben es dann das Wässerlein und der Mühlstein mit einander gemahlen, ganz fein für des Brüderleins sein Päpplein. Und die Milch dazu hat das Kühlein hergegeben, welches jeden Abend draußen an den Brunnen kommt; siehe, das Feuerlein, das hier so lustig brennt, gibt sich auch alle Mühe, und der Kochlöffel da rührt und rührt in dem Pfännlein herum, ohne müde

zu werden, — Alles für das kleine Brüderchen, das sich noch nicht selber helfen kann!

Die müssen doch das Brüderchen alle recht lieb haben! — meinte hierauf das Kind. Aber ich habe es auch so lieb, Tante, ich möchte ihm auch gerne was thun!

Du mußt ja recht artig mit ihm sein! — antwortete die ältere Stimme, — und dabei der Mutter folgen, damit es das auch lernt; jetzt aber kannst du mir ein paar Spänlein und Reiser zusammen suchen und an's Feuer legen, daß die auch helfen, dem Brüderlein das Päpplein fertig machen. Hörst du? draußen vor dem Küchenfenster pfeift das Spätzlein dazu, daß Alles besser geräth, und wenn dann das Päpplein gekocht ist, darf Grittli den Kochlöffel ablecken und das Pfännlein auskratzen, weil es artig gewesen und der Tante geholfen und das Brüderlein so lieb hat!

Auf dieß Versprechen hin brach das Kind in hellen Jubel aus und sprang in der Küche umher. Wie es aber so gegen die Thüre kam, entdeckte es den fremden Mann draußen. Plötzlich verstummte es, flüchtete sich zu seiner Tante und deutete fast ängstlich nach der Thürspalte: ein Mann dort!

Heinrich aber konnte nun nicht länger säumen, er pochte an und öffnete die Küchenthüre, jedenfalls mit eben so viel Begierde, zu erfahren, wer in der Küche sei, als wo er den alten Bleicher, seinen Pathen, finden könne. Und die Frage nach letzterm blieb ihm zudem noch im Halse stecken, als da vor ihm am Herde, statt einer ehrbaren Tante, ein erwachsenes, schlankes Mädchen in sauberer, wenn gleich ganz einfacher Kleidung stand, hinter deren weißer Schürze ein kleiner, braunlockiger Kinderkopf halb furchtsam, halb neugierig hervorguckte. Die flackernde Flamme beleuchtete der

Größern die eine Hälfte des gesunden, offenen Gesichtes, daß es wie durchscheinend aussah. War auch der erste Ausdruck Ueberraschung, so faßte sich die Jungfrau doch bald, stellte den dreibeinigen ehernen Topf vom Feuer und näherte sich dem Eintretenden, mit leichter, zwangloser Höflichkeit seinen Gruß erwiedernd. Dieser entschuldigte sein Eindringen und wohl umständlicher, als er ohne das halbböse Lauschergewissen gethan. Vergebens habe er vorne bei der Wohnstube angepocht und auch sonst Niemand gefunden, der ihm hätte sagen können, wo der Hausherr zu treffen sei, bis er endlich hier sprechen hören und den Stimmen nachgegangen. Er erfuhr nun, daß der Bleicher einen Kunden, der ihn besucht, noch eine Strecke Weges begleite, indeß werde er wohl bald wieder zurück sein. Auf die weitere Frage aber nach Mina, der ältern Tochter seines Pathen, sah ihn die Jungfrau fast etwas verwundert an, als begreife sie nicht recht, wie ein Fremder zu dieser doch etwas vertraulichen Erkundigung komme.

Meine Schwester, — erwiederte sie nach einigem Zögern, — ist unpäßlich, sie ist nicht zu sprechen.

Nun kam freilich die Reihe des sich wunderns an Heinrich. Ihre Schwester? — fragte er; — wie? und Sie also Evchen?

Eva, — verbesserte leicht die Angeredete und trat fast betreten einen Schritt zurück, — Eva ist allerdings mein Name.

Die Ueberraschung wurde zwar kaum gemindert, als Heinrich sich zu erkennen gab, aber die Spannung, das fast Peinliche der Lage, worin die Beiden einander gegenüber standen, verschwand doch und Jedes mochte sich unbefangener

der Wirkung seines Erstaunens überlassen, da es ja kein Fremdes mehr vor sich hatte. Das Kind wußte nicht recht, was das Alles bedeuten sollte, es sah nur die lebhafte Veränderung in den Mienen und fürchtete sich halb. Dieß gab Eva Anlaß, sich und Heinrich die ruhige Fassung wieder zu gewinnen, indem sie ihm das Mädchen als ältestes Kind ihrer Schwester vorstellte; ein dreijähriges Büblein sitze vor dem Hause und ein noch kleineres sei erst vor vierzehn Tagen angelangt. Diesem müsse sie hier das Päpplein kochen, der Schreihals sei gar zu ungeduldig und den Mägden habe sie erlaubt, eine in der Nachbarschaft stattfindende Hochzeit anzusehen. So sei sie jetzt allein zu Hause, sonst würde sie ihn gerne dem Vater entgegen begleiten, er möge sich aber wenigstens in das Wohnzimmer führen lassen und es entschuldigen, daß sie noch für den Augenblick in der Küche verweile.

Heinrich, vielleicht nur auf die frühere Bekanntschaft sich stützend, bat, hier bleiben zu dürfen, wenn er nicht lästig falle, und nahm dann auch seinen Platz in der Ecke des Herdes auf einem niedern Stuhle, sich und Eva erinnernd, daß das einst sein Lieblingsplätzchen gewesen, als er hier gewohnt und da der alten Anne, dem Faktotum des Hauses, gar manchen dampfenden, köstlich aufgesprungenen Erdäpfel abgebettelt und mit fürstlichem Behagen verzehrt habe. Manchmal habe ihm Evchen noch den ihren zugesteckt, denn sein Magen habe damals keinen Boden gehabt, wie die Mutter behauptet. Er erinnerte sich auch, wie es zu jener Zeit ihre Lust gewesen, Reiser anzubrennen und die glühenden Enden dann rasch in der Luft zu schwingen. Die

gute Anne habe ihnen zwar öfter den Kopf darum gewaschen, denn sie sei gar ängstlich mit dem Feuer gewesen!

So wurde Dieß und Jenes aus der alten Zeit hervorgezogen und zwischenein die und jene Veränderung, die sich inzwischen ergeben, angeführt und erörtert, während Eva gar angelegentlich ihres Päppleins wartete und Heinrich ihr zusah, dann und wann auch unter dem Töpfchen am Feuer etwas zurecht schob. Dieß sah zwar Alles sehr hausbacken aus, war durchaus keine Beschäftigung, die sich zu den weitgreifenden Plänen und hochfliegenden Gedanken des Herrn Kandidaten schickte, und die Grenzen der Küche blieben an Umfang jedenfalls noch hinter den Mauern der so gering angesehenen guten Vaterstadt um ein Namhaftes zurück. Das große Leben in den Hauptstädten draußen war jedenfalls ein himmelweit anderes, als was hier am rußigen Feuerherd vorgieng, aber dessen ungeachtet fühlte sich Heinrich nicht halb so unbehaglich, als man hätte denken mögen. Ja, seinethalben hätte der Pathe den Kunden noch eine Viertelstunde weiter begleiten dürfen und das Päppchen noch später, als es das wirklich that, in den aufkochenden Blasen seine Vollendung darthun können. Sogar einige Theilnahme wußte diese kleinliche Umgebung von Schüsseln, Tellern, Töpfen, Kesseln, Kochlöffeln, Zubern und hundert ähnlichen gemeinen Geräthen dem studierten Herrn abzugewinnen, dem Blicke nach zu schließen, den er darauf ruhen ließ und der fast etwas wie Respekt ausdrückte, als er da Alles so blank, ein Jedes so wohl geordnet fand. Bei solcher Beschäftigung, wie in solcher Umgebung, erwachte zwar zwischen Eva und Heinrich nicht die alte Vertraulichkeit wieder, wohl aber eine gegenseitige Ungezwungenheit, die sich im Grunde doch

auf jene stützte, wenn auch dann und wann die Ueberlegung dazwischen trat und ein altkluges Wort drein sprechen wollte von eingetretenen Veränderungen zwischen dem Ehemals und Jetzt. Ebenso mußte sich im Gespräche bald das Eine, bald das Andere ordentlich zusammennehmen und wieder besinnen, sei's weil es sich im Augenblicke nicht finden konnte in Etwas am Andern, oder weil ihm unerwartet aus den veränderten Zügen ein hervorbrechendes Bekanntes die Fassung benahm. Immerhin aber brachte man an der Hand der Vergangenheit die Gegenwart, wie sich selber, am sichersten in's Geleise, mindestens kam das so dem Bleicher vor, als der, von seinem Spaziergange zurückkommend, in der Küche Tochter und Pathen in heiterer, ja traulicher Unterhaltung antraf.

Weniger schnell fanden sich die beiden Männer bei einander zurecht, denn nicht bloß äußerlich kamen sie sich sehr verändert vor, auch innerlich wußten sie nicht, wie sich anfassen. Jeder wollte sich auf den Standpunkt des Andern begeben, traf es aber nur halb und hatte seinen eigenen natürlichen aufgegeben, so daß der Bleicher einen schlechten Gelehrten und der Kandidat einen stümperhaften Bleicher und Landwirth vorstellte. Eva war es auch hier wieder, die mit weiblichem Takte doch eine Vermittlung und so ein Gleichgewicht zu Stande brachte und der Unbeholfenheit der Männer überall hülfreich an die Hand gieng, so daß am Ende dennoch eine gemüthliche Unterhaltung in Gang kam.

Die Leute auf der Bleiche führten ein zwar stilles, aber ganz glückliches Leben zusammen, wie sich aus allem Mitgetheilten ergab: Das Haupt der Genossenschaft war der Vater, dem auch das Gut angehörte; den größten Theil

der Geschäfte aber hatte ihm sein Schwiegersohn, Eva's Schwager, abgenommen, der nun auf einer Reise gerade abwesend war. Dessen Frau Mina, die ältere Jugendgespielin Heinrichs, war dermalen noch auf ihr Zimmer gebannt und Eva besorgte nun sowohl des Vaters als auch der Schwester Hauswesen.

V.

Eva und ihr Paradies.

Während der Unterhaltung kam natürlich vielfach die Rede auf den ehemaligen Aufenthalt Heinrichs hier auf der Bleiche, und er verhehlte dabei nicht den Wunsch, die alten Spiel- und Tummelplätze der Jugend jetzt nach so vielen Jahren wieder in Augenschein zu nehmen. Da inzwischen das Gesinde zurückgekehrt war, konnte Eva, wie sie nun einmal angefangen, ihr Dollmetscheramt bei dem Gaste fortsetzen, indem sie ihn — versteht sich in Grittli's Begleitung, das sich nicht von der Tante trennen ließ, — auf dem Gute herumführte, dahin, dorthin, wo sich etwas verändert hatte, oder noch der alte Zustand die Jugenderinnerung auffrischte.

Gerade hinterm Hause fiel Heinrich so ein vertrautes Plätzchen sogleich in die Augen. Es war das weit vorspringende Dach, unter dem das klein zerspaltene Holz Scheitchen auf Scheitchen regelmäßig aufgethürmt lag und mitten darin das Fensterchen einer Kammer herausschaute, welches vorsichtig ausgesperrt worden. Unter diesem Dach lief auch an der Mauer außen eine Treppe, die, besonders

beim Regenwetter, einst eine wichtige Rolle gespielt, denn sie war der Sammelplatz gewesen von Groß und Klein, und alles Mögliche hatten die Kinder auf ihr zu treiben gewußt. Wie manchmal auch war Heinrich auf dem Bänklein unten dran gesessen, wenn die alte Anne mit ihrem Erdäpfel- oder Rübenkorbe sich dort hinpostiert und den Kleinen Abends während des Schälens, Schabens und Ausschneidens Geschichten erzählt hatte von Prinzessinen und Räubern, Hexen und feurigen Männern, so daß den andächtigen Zuhörern oft die Haare zu Berge gestanden und sie bei einbrechender Dämmerung immer näher zusammengerückt und kaum das Herz gehabt hatten, auf die Matten hinauszuschauen, aus Furcht, so einen feurigen Mann, der einst den Markstein heimlich versetzt, dort stehen zu sehen. — Heinrich erkundigte sich nach ihrer alten Erzählerin, die ehemals nicht allein das Orakel der Kinder, sondern auch das A und O auf der ganzen Bleiche gewesen und von der selbst die Herrschaft, in Betracht der übrigen guten Eigenschaften, wie der dreißig Dienstjahre in der Familie, Manches geduldig ertragen, was andern Dienstboten nimmermehr hingegangen wäre. Denn war Anne treu wie Gold, eifersüchtig auf des Hauses Ehre und unermüdlich von früh bis in die Nacht hinein, so hatte sie dann auch wieder einen Starrkopf, der nicht nur durch Riegelwände, sondern durch feuerfeste Scheidmauern zu rennen im Stande war, und konnte poltern auf dem ganzen Hof umher, als gienge leibhaftig in Ketten und mit vierundzwanzigpfündigen Kanonenkugeln an den Füßen einer der Unholde um, die sie in ihren Gespenstergeschichten so anschaulich zu schildern verstand. Heinrich erfuhr, die Alte lebe wirklich noch und sei noch

immer auf der Bleiche, habe aber sehr abgenommen in der letzten Zeit. Eva versprach, ihn zu ihr zu bringen, sie werde drüben im Holzschopfe sein, ihrem Lieblingsaufenthalt, seit sie in der Küche durch eine rüstigere Magd ersetzt worden.

Um das Haus herum, an den Aprikosenspalieren und dann dem Bienenhäuslein vorbei, gelangten sie nun in den Garten. Als Heinrich diesen überblickte, war seine erste Frage, seit wann man denn die Hälfte zu Mattland angeblümt? — so klein kam ihm jetzt der Raum vor, ob er gleich um keinen Fuß breit geschmälert worden, stand ja richtig in dieser Ecke noch der krumme Birnbaum und in der andern die Kornelkirschlaube mit dem Halbmond auf dem blechenen Knopfe oben. Wie knapp abgezirkelt waren die Gartenbeete und zwischen dem hohen, steifen Buchs wie schmal die Wege mit den kleinen, weißen Steinchen drin! In den Rabatten, den Hauptgängen entlang, blühten die Nelken, Reseden, Aurikeln, die Lilien und Ritterspörn, und aus dem Buchs guckte da und dort ein verwildertes Stiefmütterchen, die alle Heinrich ganz gewöhnlich ansahen, fast ein wenig langweilig. Als aber Eva da und dort eins der Blümchen brach und sie im Geben und Sprechen ordnete, spanisch Gras dazwischen steckte und dann ein paar Schößlein Geißblatt, da kam es ihm beinahe vor, der hübsche Strauß sei aus ganz andern, viel köstlichern und seltnern Blumen zusammengesetzt und er beneidete heimlich Eva's Schwester, Mina, welcher Grittli ihn bringen sollte, weil die Mutter nicht vom kleinen Büblein weggeben konnte! Doch auch die einförmigen, unschönen Gemüsebeete, über die er einen so gleichgültigen, ja geringschätzenden Blick warf, schienen ihm sich allmälig umzuwandeln, eine eigene

höhere Bedeutung zu gewinnen unter der Anleitung seiner Begleiterin. Hier die Spargeln, die so neugierig die spitzen Köpfe aus der Erde streckten, erfreuten sich Eva's besonderer Pflege, denn sie waren des Vaters Lieblingsessen und immer von den frühsten. Johannis- und Stachelbeerstauden machten das Paradies der Kinder aus, die Himbeeren waren freundlich angesehen um des köstlichen Saftes willen, den sie boten gegen die Hitze des Sommers oder auch der Krankheit. In einem Spalierbaum mit ausgezeichneten Reinetten dagegen reifte der Stolz des ganzen Gartens, Fremden und Gästen gegenüber, denen man eine besondere Ehre zu erzeigen gedachte. Aus den Salbei, Pfeffermünze, Chamillen und andern kräftigen Kräutlein, die da und dort ein bescheidenes Plätzlein einnahmen, sah gar tröstlich Labsal und Hülfe hervor gegen alle künftigen größern oder kleinern Unpäßlichkeiten und Schmerzen, wie sie das Jahr hindurch etwa einzukehren pflegen im Gefolge von Erkältungen und andern Schädlichkeiten. Eva erkannte es bei dieser Gelegenheit gar dankbar, daß ein zur rechten Zeit bereiteter Thee, ein warmer Ueberschlag und dergleichen bei mehr als einem Gliede der mannigfachen Bevölkerung auf der Bleiche noch rechtzeitig einer schwerern Krankheit vorgebeugt, und gerne und oft hatte sie mit ihren einfachen Arzneischätzen auch da und dort in der Nachbarschaft ausgeholfen. Endlich war sogar der vernunftlosen Kreatur in dieser kleinen Schöpfung nicht vergessen, zeigte sich doch eine Ecke mit lauter Wicke bepflanzt, dem Lieblingsfutter von Eva's Tauben.

Die Beiden waren so allmälig an's Ende des Gartens gelangt, da fiel Heinrich noch ein besonderer eingehägter Raum auf, der daran stieß und nach dem auch von außen

ein eigener Weg hinführte. Verschiedenes Kraut, zumeist aber Erdäpfel, standen darin angepflanzt. Diese Stelle schien neu umgebrochen und Heinrich bemerkte es, indem er darüber äußerte: man sehe eben, daß sich die Zahl der Esser seit seinem Hiersein auf der Bleiche vermehrt habe! Eva erwiederte, daß dieß eigentlich nicht der Grund sei, sondern nannte das Stückchen Land ihre Allmend. Als ob sie indeß hiemit mehr gesagt, als sie eigentlich gewollt, hielt sie nachher plötzlich inne, während ihr Begleiter durch die Bezeichnung wie durch das plötzliche Abbrechen gerade um so begieriger wurde, ein Weiteres zu vernehmen. Und er erfuhr denn auch zuletzt, daß der Vater Even dieß Stücklein Land geschenkt, damit zu schalten und zu walten wie sie gerne mochte. Nun kamen aus der Umgegend von jeher häufig Arme nach der Bleiche, Buben und Mädchen großentheils, die holten Abgang und Resten, bei welcher Gelegenheit öfter auch Erdäpfel oder Brod gebettelt wurden. Eva hatte es bald heraus, daß mit dem Schenken nicht viel Gutes erzielt werde, daß die Armen im Gegentheil nur immer zudringlicher wurden im Heischen, häufiger wiederkehrten und jedenfalls weniger arbeiteten, weil sie sich auf die Unterstützung verließen. Aus mehr als einem Dürftigen war so nach und nach ein Bettler von Profession geworden, und auf die Ausreden und Entschuldigungen wurde ordentlich studiert, Eltern lehrten es ihre Kinder und blänten es ihnen selbst mit dem Bengel ein, was sie alles für Noth und Elend vorzuwenden hätten, um eine Gabe von Dem und Jenem zu kriegen. Bodenlose Fässer und Kessel schienen Etliche, die nie zu füllen waren: durch das Loch der Faulheit fiel immer wieder Alles heraus. Damit hatte nun

Eva ihre liebe Noth, sie machte unangenehme Entdeckungen, die Gaben dauerten sie, aber eben so sehr die Leute. Deßhalb verhärtete sie sich nicht und ließ sich's auch nicht verleiden, hingegen sann sie nach, wie dem Unfug und Mißbrauch abzuhelfen sei und doch Niemandem Unrecht geschehe. Und sie kam auch so ziemlich auf das Richtige; ob ihr Jemand gerathen oder ob sie von sich aus darauf verfallen, ist ungewiß; jedenfalls aber that sie die Hauptsache, indem sie es ausführte. Im Innersten widerstritt es ihr, wenn zwölf- und vierzehnjährige Schlingel, stämmig wie junge Eichen, oder auch solche Mädchen, am heiter hellen Tage auf die Bleiche kamen und bettelten, mit einer Stimme so schwach und kläglich, als lägen sie im Ende vor lauter Hunger und Jammer. Fragte sie solche, warum sie denn nicht arbeiteten und etwas verdienten? dann hieß es gewöhnlich: sie möchten Dieß gerne, aber es gebe ihnen Niemand Arbeit. Das war nun freilich unter zehn Malen neun Male eine Lüge und Eva ward es auch meist innerlich überzeugt, doch fürchtete sie heimlich, es möchte doch wahr sein, und einem Einzigen nur Unrecht zu thun, hätte ihr wehe gethan. Seit länger hatte sie darum kleinere Dienstverrichtungen, Steine aufleſen im Felde, Unkraut jäten in den Wegen, dem Garten, Begießen der Pflanzungen und dergleichen für solche Arbeitslose aufgespart und ihnen zugewendet, worauf sie dann nach vollbrachter Arbeit Dieß und Jenes gerne als den Lohn dafür hingab. Als sie Dieß eine Weile so eingeführt, minderte sich die Zahl der Bettler schon merklich. Die Unverschämtern sagten es gerade heraus, sie begehrten das Aufgetragene nicht zu thun, oder hätten nicht Zeit dazu, die Eltern erwarteten sie. Weniger Ausgeschämte

thaten dergleichen, als wollten sie freilich arbeiten, stülpten die Aermel hoch hinauf, spuckten in die Hände, giengen mit einem Eifer dran, als wollten sie Berge versetzen, Bäume ausreißen, dann aber ruhten sie alle fünf Minuten eine Viertelstunde lang aus, oder drückten sich sacht hinweg, sobald man den Rücken gekehrt, kein Mensch wußte wohin. Andere wieder nahmen das Arbeitsgeschirr in die Hand, es war ihnen nicht zuzusehen, der Widerwille guckte ihnen aus jedem Loche in ihren Bettelkleidern heraus. Wurde diesen aber ein Wort gesagt, das sie antreiben sollte, potz tausend da begehrten sie gleich auf wie Nachtwächter, waren mit einmal ganz vornehm und hochmüthig geworden, wie man das vorher der weh- und demüthigen Bettelstimme nimmermehr zugetraut hätte, und warfen trotzig Karst und Korb hin: so solle man ihnen nicht kommen, sie seien keine Hunde! Eine vierte Sorte hielt zur Noth aus und war's auch schlecht genug ausgefallen, was sie zu Stand gebracht, so wollte Eva doch Geduld haben und sagte am Abend, sie können morgen wieder kommen und fertig machen. Wer aber am andern Morgen so wenig als am dritten und vierten wieder kam, das war der gute arme Bursche, der zu seinem Leidwesen wegen Mangel an Arbeit betteln mußte.

Um so größere Freude erlebte, neben diesen unwürdigen Armen, Eva an dem kleinen Häuflein, das ihr getreu blieb, das trotz der auferlegten Arbeit wieder kam, immer regelmäßiger, wenn auch die, welche von Anfang an wirkliche Lust zu Arbeit und ordentlichem Leben zeigten, an ein gar winzig kleines Plätzlein giengen. Es waren oft solche, um die sich bisher keine Seele bekümmert, die daheim wohl für Unordnung, Faulheit und Tagdieberei die besten Vor-

bilder gefunden, für Arbeiten und ehrbares, ordentliches Wesen hingegen die allerschlechtesten. Außerdem jedoch, daß Eva selber oft in Verlegenheit sich befand, solche Nebenarbeiten, die keine besondere Kunst erforderten, anzuweisen, glaubte sie auch bemerkt zu haben, daß Etliche wohl einige Neigung gehabt hätten, für sich selber zu arbeiten, die sich hingegen sträubten, eine Arbeit, zu der sie keine Lust hatten, für Fremde zu thun, sei das aus Verkehrtheit oder weil es eben ein mächtiger Zug im Menschen ist, für sein Haus und die eigene Sache zu sorgen, Mühe und Fleiß zunächst für das eigene Bedürfniß zu verwenden. Sie hatte deßhalb und um solche vorwärts und auf guten Weg zu bringen, beim Vater um ein Stück ziemlich geringen Landes angehalten, das an den Garten stieß, und darin wies sie nun solchen Armen, die ordentlich bei ihr aushielten, zur Belohnung, wie um sie zu beschäftigen, ein Plätzchen zum bebauen an. Die Leute mußten den Boden umbrechen, mußten Erdäpfel setzen, sie häufeln, das Unkraut ausreuten, kurz die ganze Besorgung übernehmen, und es ist schwer zu sagen, für wen die Freude größer war, für Eva oder die Arbeiter, wenn im Herbste die Stauden ausgehackt wurden und da Einer mit einem Korb selbstgepflanzter Erdäpfel, dort ein Anderer mit einem Sack voll auf der Schulter nach Hause zog. Das war ein Eigenthum, das die Leute sich erworben mit Mühe und Schweiß, und solches schmeckte ihnen auch ganz anders als das an den Hals geworfene Bettelbrot. Sie achteten es auch und mehr als Einer nahm von der kleinen Ernte noch einen Theil weg und legte ihn bei Seite zum Setzen wieder auf dem eigenen Flecklein Erde, das bisher unbenutzt und

schmutzig die heimatliche Hütte umgab. So lernte Der und Jener eigentlich arbeiten und legte einen guten Grund zu seinem Fortkommen, dem bisher Alles dazu gefehlt: Antrieb, Rath, Gelegenheit, Boden, Werkzeug und Samen, und mehr als Einer, der schon halbwegs auf der Bettelzunft eingebürgert war, wurde wieder daraus zurückgerissen, bekehrte wohl auch einen Zweiten, der ihn so mit seinem kleinen Schatze ziehen sah, mit dem Erdäpfelhäuflein, das nichts kostete, das auf fremdem Grund und Boden gewachsen, gewonnenes Gut gleichsam, und nicht zu anderer Leute Nutzen abverdientes, und das eben doch stolzer heimgetragen wurde, als wenn es wäre erbettelt gewesen. Wer aber nur erst für sich selber so arbeiten lernte, der war der Arbeit überhaupt schon gewonnen, d. h. dem Bettel entzogen.

So besaß ein Jedes, selbst das Gewöhnlichste, was Heinrich hier sah, seine eigenthümliche Bedeutung, seinen besondern Werth, den man ihm freilich selten von Weitem schon anmerkte, der erst dem Eingeweihtem kund wurde. Und zu einem solchen ward Heinrich von Eva auch gemacht, ohne daß sie es ausdrücklich wollte oder wußte, sah sie zu allerletzt doch irgendwo etwas Ungewöhnliches, Besonderes, vielmehr schien es ihr, das müsse nun einmal so sein und nicht anders. Indem sie aber ihrem Begleiter zeigte, mit was für Blicken sie Alles ansah, zog sie auch sein Auge unwillkürlich in dieselbe Tiefe und ließ es denselben Reichthum finden. Wie schmal da die Beete und Wege waren, wie einfach und gewöhnlich, die ganze Pflanzung, weder Gemüse- und Blumengarten, kam Heinrich mehr so eng, steif und altväterisch vor, als da

überall ein eigenes Leben daraus hervortrat. Er hatte zwar am Anfang und unter dem besten Eindrucke Eva, die ihm allein von der engen Umgebung eine Ausnahme zu machen schien, seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß sie sich hier, von der Welt und den höhern Genüssen abgeschlossen, zwischen dem Gesinde und Hühnerhof, den Kohlbeeten und all den trockenen Pflichten des Alltäglichen, so zwanglos, ja befriedigt und heiter zu bewegen scheine, leicht und freudig auch dem Undankbarsten, der Mägdearbeit gleichsam, sich unterziehe. Auf dieses hatte ihn die Jungfrau verwundert angesehen, es war offenbar, daß sie ihn nicht verstand. Heinrich aber fragte kein zweites Mal und nur zu bald kam ihm selber seine Frage sehr müßig und ungeschickt vor, da er die Weihe kennen lernte, die ein liebevolles Auffassen auch dem Geringsten zu verleihen wußte.

Aus dem Garten und der Umgebung des Hofes zurückgekehrt, suchten Eva und Heinrich im Holzschopf drüben noch die alte Anne auf. Sie fanden sie auch richtig an ihrem gewohnten Plätzlein, halb verborgen hinter einem Korbe voll von Salatköpfen. Heinrich aber hätte in dem alten, vierfach zusammengekauerten Mütterlein mit dem wackelnden Kopfe, den zitternden Händen und den zahllosen Runzeln und braunen Falten nimmer die ehemalige Regentin der Hauswirthschaft wiedererkannt, vor der er einst als wilder Junge so gewaltigen Respekt verspürt. Wie war ihre Rüstigkeit erstarrt, das Leben verknöchert vom Alter, und bis auf ein trübe glimmendes Fünklein das Feuer niedergebrannt! So wenig er sie mehr erkannte, vermochte auch die Anne sich Heinrichs zu entsinnen, als

Eva, sie freundlich grüßend, den alten Bekannten ihr vorstellte, der sich nach der Anne erkundige, welche ihm einst so schöne Geschichten erzählt. Die Alte schoß in ihren Erinnerungen dahin, dorthin, traf es aber doch nicht, trotzdem Eva ihr freundlich nachzuhelfen bemüht war. Sie hatte eben das Gedächtniß verloren für Alles, was nicht eigentlich zum Hause gehörte, wovon sie sogar des Geringfügigsten bis in's Einzelne hinein sich zu entsinnen vermochte. Heinrich machte es einen wehmüthigen Eindruck, das hülflose Weiblein so eifrig an ihren Salatstauden herumtappen zu sehen und da und dort fast auf's Gerathewohl etwas wegschneiden. Denn da sie zitterte und halb erblindet war, genügte es nicht immer, daß sie seit länger als einem halben Jahrhundert die erforderlichen Handgriffe in der Uebung behalten; ein verdorbenes Blatt blieb eben doch noch gar manchmal an der Staude zurück, Brauchbares dagegen wurde gelegentlich von dem Messer in der verrosteten Hand weggesäbelt; zudem gieng Alles gar langsam, gab nur wenig aus und jedenfalls blieb für eine zweite, sicherere Hand und ein schärferes Auge noch Nachlese vollauf. Eva war nichts destoweniger freundlich mit der alten, treuen Dienerin, lobte ihren Fleiß und empfahl ihr, bald Feierabend zu machen; sprach auch mit ihr von eint und anderm aus der Haushaltung und dem Garten und holte darüber ihren Rath ein. Es war deutlich zu erkennen, wie die in sich zusammengesunkene Anne dabei wieder auflebte, wie der Geist einer bessern Zeit durch den halbstumpfen Ausdruck ihrer Züge hindurch leuchtete, ihr dieß Zuratheziehen bis in's Innerste des verschrumpften Herzens hinein wohl that. So trug Eva die gebrechliche,

ausgediente Magd, welche jetzt auf der Bleiche nur noch ihr ehrenvolles Gnadenbrot aß, in Geduld und Liebe, that ihr die alte Ehre an, ließ ihr das alte Scepter, wenn das auch zum kindischen Spielzeug geworden, und machte im Stillen gar Manches selber nach und wieder gut, was beim besten Willen die gute Anne eben übersehen oder gar zu mangelhaft abgethan. Denn es würde dieser das Herz gebrochen haben, hätte sie eingesehen, sie vermöge nichts mehr zu leisten, sei überflüssig hier in ihrem ehemaligen Reiche. Alle Fähigkeiten hatten nach und nach bei ihr abgenommen, nur zweierlei nicht, die alte Treue und der alte Eigensinn: um der erstern willen trug Eva so freundlich letzterm Nachsicht, demüthigte die Unvermögende nicht, ließ sie, so viel nur angieng, gewähren und wachte auch darüber, daß das übrige jüngere Hausgesinde, das in der guten Zeit von Annen's Wirksamkeit noch nicht auf der Bleiche gewesen, weder hart gegen die Wunderlichkeiten verfuhr, noch ihrer spottete, sondern nachgab und das würdige Vorbild ehrte. Solches aber that das Gesinde auch um so leichter, als die Liebe und Achtung, welche die Herrschaft einem Ihresgleichen nach langen, treuen Diensten so erwies, ihm selber wieder wohl that und ein Jegliches einst die gleiche Behandlung erwarten durfte.

Ueberall, wo jetzt Heinrich in Evas Begleitung auf ihrer Streiferei durch die alten Spielplätze der Jugend hinkam, traten ihm dieselben wohl eng genug entgegen im Vergleiche zu ehemals. Da und dort ward er enttäuscht, wenn die kleine Wirklichkeit so plötzlich und hart neben das blühende reiche Bild sich hinstellte, das davon in seiner Erinnerung lebte. Aber waren auch die jugendlichen

Blüthen mit der Phantasie des Kindes verblichen, er sah nun dafür eine andere Saat auch aus der beschränkten Scholle gar lieblich und segensvoll aufsprossen, keine bunten Blumen, die der Wind der Zeit spurlos verweht, sondern reine Blüthen, in deren Grunde verheißungsvoll die reichste Frucht verborgen lag. Dieß war ihm an Eva und der Art, in der sie hier das Leben um sich auffaßte und gestaltete, klar geworden wie bisher noch nirgend, und eine ungekannte heilige Ehrfurcht vor dem, was da klein heißt und für gering gilt in der Welt, erwachte in seiner Seele. Wie beschränkt Alles nach außen, im Innern lag ein Schatz, der nicht zu erschöpfen war. Ueber das Gewöhnlichste ergoß sich der Glanz innerer Verklärung, das Unscheinbare gewann einen Werth, der nicht nach Anderm, Fernliegendem, lüstern werden ließ. Sah er doch hier lebendig, wie Alles an Eva hieng, die so harmlos und anspruchlos durch diese kleine Welt wandelte, welche die ihre heißen konnte, denn den Kindern war sie ja eine Erzieherin, den Alten und Gebrechlichen eine Stütze, Armen der Trost und rettende Engel, Allen aber ihre Erheiterung, die Sonne, nach der das edlere Leben sich hinkehrte.

Diese mächtigen Gefühle, Empfindungen hatte Eva, ohne es zu ahnen, in Heinrich wachgerufen, und wenn er ein stummerer Begleiter war, als er vielleicht ein ander Mal gewesen, so trug eben das Ringen mit diesen neuen Kräften und Mächten die Schuld davon, die von überall her auf ihn eindrangen.

Der Abschied von der Bleiche und ihren Bewohnern fiel ihm ordentlich schwer, sein Herz war ganz weich gestimmt, er schied nicht, als hätte er nur einen flüchtigen

Besuch abgestattet, sondern als hielten lange Jahre mit all ihren tausend Fasern ihn hier gefesselt. Darum that ihm die freundliche Einladung des Pathen, „wenn's ihm nicht zu langweilig hier sei, den Besuch noch zu wiederholen," ordentlich wohl und um so wohler, weil auch Eva darin einstimmte. Von den Veränderungen zwischen ehmals und heute merkte indeß Heinrich auf seinem Heimwege jetzt blutwenig mehr; es wäre ihm aber vielleicht nicht einmal aufgefallen, wenn er plötzlich auf eine Straße in der Nähe von Konstantinopel versetzt worden wäre, so ausschließlich war er mit seinen Gedanken beschäftigt und rief sich Jedes wieder in's Gedächtniß, was er heut gesehen und gehört und was in ihm vorgegangen. Daß er sich indeß auch Alles klar gemacht und an's rechte Plätzlein gelegt, ist damit doch nicht gesagt. —

VI.

Ein gelehrter Herr wird ein gelehriger Schüler und noch anderes.

Mit dem Aufräumen Alles dessen, was er bei seinem Besuche auf der Bleiche gefunden, schien Heinrich auf dem Heimwege überhaupt nicht ganz fertig geworden zu sein, wenigstens fiel es der Mutter auf, wie er nicht nur ziemlich einsylbig, obwohl heiter, nach Hause gekommen und auch noch Tage lang, wie in Gedanken versunken, umhergieng. Auftragsgemäß hatte er den Gruß vom Pathen und dessen Angehörigen an die Eltern ausgerichtet, Besonderes aber dabei nichts erzählt. Deß ungeachtet entfuhr ihm lange nachher, als kein Mensch mehr von der Bleiche

sprach, Dieß und Jenes, was dort so oder so sei, was anders geworden oder was ihm aufgefallen. Dieß that er bei Anlässen und auch ohne Anlaß. Es verrieth Dieß, wie ihm sein Besuch dort eben doch nachgieng und wo ungefähr während seiner Geistesabwesenheit er stecken mochte.

Wenn es übrigens in dem Kopfe des guten Herrn Kandidaten ein wenig bunt aussah, so war sich's nicht sehr zu verwundern: drei verschiedene Welten zu regieren, in Gang und Ordnung zu halten, daß keine an die andere stößt, und wenn sie eben doch an einander stoßen, zu verhüten, daß nicht Alles zusammen in Stücke geht und der Kopf dazu, das hätte allerdings auch noch manchem Andern warm machen können. Drei Welten aber und nicht weniger waren es, die in Heinrich mit ihren verschiedenen Bahnen jetzt sich kreuzten und das oft mit einer Schnelligkeit, die der Bewegung der Weltkörper am großen Firmament kaum viel nachgab. Diese Welten waren die uralte aus seiner Kindheit, welche von jener, in die er draußen in Deutschland sich eingelebt, so bedenklich in Schatten gestellt wurde und ihr Bischen Abendroth von dem blendenden Lichte ganz überstrahlt sah. Da war aber seither noch eine dritte Welt an seinem Horizonte aufgegangen, von der ihm bis dahin nichts geträumt, eine Welt, die ein ganz wunderbares, wenn auch sanftes Licht ausstrahlte, das bis in's Innerste hinein gar lieblich erwärmte und Heinrich mit einmal tausend Keime und Triebe im Herzen zu wecken schien, die bisher ganz unbemerkt darin gelegen. Und je höher diese Welt emporstieg, um so ferner rollte die zweite mit ihrem hellen Glanze hinweg; die alte vergessene aber wurde wieder sichtbar und drehte sich in im-

mer engerm Kreise um die dritte neue Welt, bis sie ganz mit ihr verschmolzen schien, und nur noch ihr schönes Abendroth um das neue Gestirn schwamm.

Alles dieß machte sich aber bei Heinrich nicht halb so leicht und glimpflich, es bangte ihm mehrmals gar ernstlich und er wußte nicht, was es noch für ein Ende nehmen werde, denn an schwüler Gewitterluft, an Wolken und Stürmen fehlte es keineswegs, bis Jedes so im rechten Geleise lief. Daß ihm Eva dann und wann dazwischen zu stehen schien, hier, dort ein Wörtlein sprach, — in Heinrichs Gedanken nämlich, — dieß Mal lächelte, dann wieder ein ängstliches Gesicht machte, mit der Hand ein drittes Mal einer der Welten einen gelinden Stoß gab, winkte, abwehrte, — das erleichterte dem guten Heinrich seine Lage durchaus nicht. Blieb er doch im Gegentheil mit den Augen mehr als einmal hängen an Evas Gestalt, und ließ Welten Welten sein und sich drehen, wie sie eben mochten. Zum Glück machte sich auch wirklich gar Vieles von selber. Eva aber hatte zu dem Allem den Anstoß gegeben, und so war es natürlich, daß sie auch eine große Rolle spielte und Heinrich viel mit ihr im Geiste verkehrte, sie als seine Lehrmeisterin betrachtete, und mit allem Eifer in ihre Art und Weise sich hineinzufinden und zu leben versuchte.

Die Zeit zur Abreise war eigentlich jetzt da und doch fiel es Heinrich nicht bei, seinen Koffer zu packen. Sogar die Ungeduld schien sich verloren zu haben, ja es hatte oft eher den Anschein, als suche er den Gedanken an den Abschied ferne zu rücken, weil er noch nicht mit sich in's Reine gekommen und nicht mitten aus seinem inneren

Kampfe heraus sich nur so auf und davon machen könne. Der Vater war seit etlichen Tagen gar unwohl; ob sich eine ernstliche Krankheit daraus bilden werde, konnte der Doktor nicht gleich sagen, es schien ihm kaum, und das war denn mit ein Grund, daß Heinrich noch zögerte, wenigstens für die Leute, vielleicht auch für die Eltern und ihn selber. In der That nahm die Krankheit bald zu, so daß Herr Helfenberger das Bett hüten mußte. War auch nicht eben große Gefahr vorhanden, auf ein paar Wochen konnte man sich jedenfalls gefaßt machen, wie immer der Patient hiegegen protestierte und seine Schwäche und Mattigkeit und die Verschleimung nur den verdammten blöden Reis- und Hafergrützbrühen zuschrieb, mit denen ihm Frau Helfenberger auf Verordnung des Arztes immer wieder vor dem Bette stand.

Bei diesem Anlasse fand Heinrich von Neuem Gelegenheit, in das Leben und Treiben seiner guten Mitbürger hinein zu blicken. Beständig hieng so ein Nachbar oder ein Bekannter an der Glocke und wollte den Patienten mit aller Gewalt besuchen, oder eine andere theilnehmende Seele saß in der vordern Stube bei der Mutter und diese mußte von Anfang an, wie's ihren Mann zuerst angepackt bis auf die letzte verwichene Nacht zum hundert und einten Male wieder erzählen, mußte darauf anhören, wie die theilnehmende Seele es einmal accurat auch so angefallen Anno so und so, und wie ihr dann dieß oder selbes Mittel gar gut gethan, man sollte es hier doch auch probieren! Auf diese Weise wurde die gute Frau der Krankenpflege und den ohnehin nun vermehrten Haushaltungsgeschäften vielfach und zu jeder Unzeit entzogen. Heinrich sah das wohl.

mit an und fand es sehr ungeschickt und lästig, aber sonderbar! er brach jetzt doch nicht so völlig den Stab darüber, ja, als selbst die Mutter einmal ungeduldig wurde, meinte er gar entschuldigend: es zeige sich doch auch wieder eine Theilnahme in solchen Besuchen, die einem wohl thun müsse! Und daß nicht bloße Neugier oder leere Förmlichkeit dahinter stecke, das bewiesen auch thatsächlich die freundlichen Anerbieten und Darreichungen; hatte doch ein Nachbar seinen großen Krankenlehnstuhl herüber geschickt, damit Herr Helfenberger während des Bettens bequem darin ruhen könne, und ein Anderer einen Teller voll besonders zarter, selbsterzogener Schwarzwurzeln verehrt, wie man sie nicht so leicht kaufte, mit der Bemerkung, ein Todtkranker dürfe die essen!

Und so fieng Heinrich noch in Manchem sonst an, anders zu urtheilen, als früher, jedenfalls milder. Er gab sich Mühe, und ganz ohne Erfolg nur selten, hier oder dort, wo es immer war, eine gute Seite zu finden. Wohl sah er in dem öffentlichen Haushalte der Bürger, wie in ihrem besondern, noch genug Kleinliches, Beschränktes, manches Unwichtige, das zum Großen sich aufzublähen suchte und dadurch fast lächerlich wurde. Vieles war und blieb nun einmal beim besten Willen eckig, steif und pedantisch, das war nicht zu ändern, aber daß hinter dieser Kruste doch ein kräftiges Herz schlug, das Blut gesund durch den schwerfälligen Leib rollte und einen unverkümmerten Kern fortwährend nährte, das anzuerkennen war für Heinrich wenigstens etwas Neues und mochte ihm für Anderes einen Ersatz bieten. Wie er nur einmal den Sinn und das Auge dafür hatte, entdeckte er zu seiner eigenen Ueber-

raschung, oft wo er's am letzten vermuthet, ein keimfähiges Saatkorn, das nur der günstigen Witterung, der pflegenden Hand zu warten schien, um zu treiben und fünfzig- und hundertfältige Ernte zu bringen. Dieß Kernhafte, Ehrenfeste, diese ungeschwächte Treue und dieser Glauben, Alles was da auf gute alte Sitte, auf bewährten Grund und Boden sich stützte, das dem Wind und dem Wetter trotzte und auch im flüchtigen Sonnenblicke des Glückes nicht die Farbe ließ, es war doch auch etwas werth, trotz mancher Schwerfälligkeit, Ungelenkheit und trotz der unscheinbaren unmodischen Hülse, aus der es sich eben nicht immer leicht und auf einmal herausschälen ließ. Zwar wurde es nicht gleich durch den ersten Blick bemerkt, der nur so obenhin bei einem Besuche darauf fiel, es verlangte vielmehr in der Tiefe gesucht zu werden und zwar mit einem Blick voll Liebe. Dann aber zeigte sich neben aller politischen Kannegießerei gelegentlich noch ein Bürgersinn, der auch zum Leisten, zu Opfern willig war, überall aber ein Herz, das der Kopf noch nicht aufgefressen.

So glich sich der frühere Abstand von Groß und Klein auch hier um ein Merkliches aus: die Hauptsache war Heinrich etwas anders geworden, und dieses Andere fand sein Auge nun auch im Kleinen vor. Es begann ihm aufzufallen, daß bei aller Großartigkeit draußen ihm doch nie so um's Herz gewesen, wie nun hier, und er sah ein, daß es noch mehr auf das ankomme, was man selber hineinlegt, dazuthut, als was man herausnimmt, daß Geben seliger ist als Nehmen.

Auf diesem Wege ungefähr gieng in Heinrich eine Umwandlung vor, die nach außen wohl in Einzelnem sich kund

gab, in seinen Urtheilen zumeist, deren Wurzel aber doch Jedermann verborgen war, wie sehr die Mutter da und dort überrascht wurde. Theils die eigene Bewegung über den bevorstehenden Abschied, ob der sich nun auch hinaus und hinaus zog, theils ihre Sorgen um den kranken Gatten mochten es ihr wehren, der Wahrheit näher auf die Spur zu dringen, was sonst vielleicht ihrem scharfen Auge gelungen wäre. Die Gefahr für Herrn Helfenberger war so ziemlich vorüber, sie erwartete deßhalb täglich, den Sohn abreisen zu sehen; wie kam es ihr darum vor, als derselbe eines Mittags seine Absicht laut werden ließ, nun doch noch einmal zum letzten Abschied nach der Bleiche hinaus zu gehen: es scheine ihm fast, die Höflichkeit verlange Dieß, der Pathe hätte ihn so freundlich eingeladen und er auch es halb und halb versprochen!

So machte sich denn Heinrich nochmals auf den Weg, Er kam erst sehr spät wieder nach Hause, nach der gewöhnlichen Zeit des Nachtessens. Die Mutter hatte ihm dasselbe an die Wärme gestellt, aber sie hätte sich die Mühe sparen können; Heinrich schöpfte wohl die Suppe auf seinen Teller, rührte mit dem Löffel ein wenig darin herum, aber das war eigentlich auch Alles, denn was er aß, hätte kaum einen hohlen Zahn gefüllt: er habe keinen Appetit! entschuldigte er sich endlich. Die Mutter meinte, man müsse ihm auf der Bleiche besonders aufgewartet haben, es sei sonst von dort bis in die Stadt noch eine ordentliche Strecke. Oder ob ihm nicht wohl sei? fügte sie gleich besorgt hinzu. Er sah aber ganz gesund aus, auch weder niedergedrückt noch mißmuthig, wenn gleich in seinem Wesen einige Aufregung trotz aller Selbstbeherrschung durchblicken mochte.

Indeß weder auf diese noch auf andere Weise, wie immer die Mutter es anstellen mochte, war etwas Näheres über den abgestatteten Besuch herauszubringen, ja Heinrich schützte bald Müdigkeit vor, wünschte Gutnacht und suchte sein Zimmer auf. Mit der Müdigkeit aber könne es doch nicht so gefährlich sein, dachte nachher Frau Helfenberger bei sich, als sie eine gute Stunde später nach Beendigung ihres heutigen Tagewerks an dem grünen Stüblein vorbeischritt und drinnen den Sohn noch gestiefelt und gespornt auf- und niedergehen hörte.

Was jedoch auf der Bleiche draußen vorgegangen, das ließ sich überhaupt nicht so leicht erfahren: der Pathe war bis zum Abend in der Stadt gewesen, die Kinder hatten unter sich gespielt, das Gesinde da und dort gearbeitet; Eva allein, welche dem Gaste gegenüber die Ehre des Hauses retten gemußt, hätte vielleicht etwas Näheres angeben können. Indeß auch sie schien eher verschlossener zu sein, stiller, zurückgezogener, und als solch ungewohntes Wesen ihrem Vater bei seiner Rückkehr einigermaßen aufgefallen, da hatte auch sie bei der ersten Gelegenheit in die ungestörte Einsamkeit ihres Stübchens sich zurückgezogen.

Sonst pflegte Frau Helfenberger früh Morgens die erste zu sein, die auf und im Hause thätig war. Den Morgen nach Heinrichs zweitem Besuch auf der Bleiche aber hatte ihr doch der Herr Sohn den Rang abgelaufen, denn noch waren die Fensterladen der Wohnstube fest zugeschlossen, Alles fast mäuschenstill, als Heinrich schon angekleidet die Treppe hinunterstieg zu einem Morgenspaziergang vor den

Thoren. Das kam der guten Mutter, die ob dem Geräusche erwachte und nun auffuhr, in der Meinung sich verschlafen zu haben, noch viel sonderbarer vor, denn es war etwas Nagelneues in den Gewohnheiten Heinrichs.

Das Frühstück indeß hatte die kleine Familie wieder vereinigt; beiläufig wurde die Morgenpromenade auch angezogen, indeß ein näherer Aufschluß von Heinrich nicht erhalten, wie denn auch alle forschenden Blicke der guten Frau nichts Weiteres brachten, als Vermuthungen und Möglichkeiten, die sich eben alle so ziemlich in's Blaue verloren. Der Sohn aber mochte diese Blicke und diese Unruhe der Mutter spüren, es mochte ihm selber Bedürfniß sein, diese Scheidewand zwischen ihr und ihm niederzureißen und so auch sich Luft zu verschaffen. Zu dem Ende benützte er das stille Stündlein unmittelbar nach dem Frühstücke, wo die Ansprüche und Sorgen des Tages noch nicht das Herz der Hausfrau völlig in Beschlag genommen haben, suchte diese in der Wohnstube auf, während der Vater drüben im Bette lag, zu seiner Stärkung noch ein Stündlein nach dem Frühstück der Ruhe zu pflegen.

„Es sei nun endlich Zeit, mit seiner Abreise in's Reine zu kommen, so hier nur in den Tag hinein leben, dürfe er nicht länger, wolle er nicht wie ein Müssiggänger erscheinen." Dieß sollte die Einleitung sein; aber wie wenig sonst der Herr Kandidat in seinen Predigten mochte stecken bleiben, der Sohn Heinrich machte eine bedenkliche Pause, als ihn Frau Helfenberger nach diesem Eingange erwartungsvoll anblickte, und ziemlich abgerissen platzte ihm die Frage heraus: was die Mutter dazu sagen würde, wenn er nun doch

hier bliebe? Darauf folgte dann ein wenig durch und über einander, so daß die gute Frau nicht sogleich damit zurecht kam, das Geständniß seiner Liebe zu Eva und dieser ihrer zu ihm: gestern sei ihnen beiden Alles klar geworden und sie hätten sich gegenseitig Treue gelobt. Er erzählte, was Eva zuerst ihn gelehrt, was ihr Beispiel gewirkt und wach gerufen, und wie dann unvermerkt die Lehrmeisterin ihm noch zu etwas ganz Anderm geworden, zur Geliebten nämlich, und das so ganz und innig, daß es die beiden bald nicht mehr von einander zu trennen vermocht. Zu schaffen und zu wirken, zu wachsen und Raum zu gewinnen habe es ihn bisher wohl gedrängt, aber er habe gemeint, das könne er nur draußen recht, hier sei's zu enge für ihn, bis er Eva gesehen und ihre Weise, das Leben zu erfassen. Wie sie ihre Stellung gefunden, so wolle er auch die seine sich zu gründen suchen, er sei jetzt gewiß, die gleiche Befriedigung zu erlangen und es bleibe ihm vollauf zu thun übrig, das habe er schon sattsam gemerkt. Darunter finde sich Solches, das nicht halb so leicht sei, wenn es recht wolle gethan werden, er werde im Gegentheil mehr als einmal der Ermuthigung Eva's durch ihr Vorbild und ihre Beihülfe dabei bedürfen.

Heinrich wurde in seinem Geständnisse unterbrochen durch die strahlende Freude der Mutter, die den Sohn so ganz unerwartet wieder für sich gewonnen sah, nachdem sie schon auf ihn Verzicht geleistet. Die gute Frau konnte sich nicht mehr halten, sie umarmte den Wiedergeschenkten und jubelnd wurde dem Vater im Schlafzimmer drüben die frohe Kunde mitgetheilt, den es, wie gemessen und ruhigen Temperamentes er war, nun doch nicht länger im Bette duldete.

Heinrich aber war tief gerührt, er hatte nicht gewußt, daß er so geliebt sei, und diese Liebe wog mit Vieles auf, was er sonst vielleicht einbüßte.

Wie vollständig Eva und Heinrich übereinstimmten, wie glücklich des jungen Mannes Eltern über diese Verbindung waren, wie wenig mehr der Pathe einzuwenden hatte, dem Eva, nachdem sie ihm sich vertraut, die Zusicherung gegeben, sie werde ihn nicht verlassen, sondern Heinrich habe eingewilligt, hier zu bleiben und um die erledigte Pfarrstelle sich zu bewerben; — trotzdem also Alles im besten Geleise und eines Sinnes und Herzens war, verlangte es doch die einmal herrschende Sitte der guten Stadt, daß ein Angehöriger des Liebhabers beim Vater der Geliebten in aller Form um die Hand der Jungfer Tochter anhalte. Herr Helfenberger war, abgesehen von seiner geringen Neigung und nicht besonderen Anlage zu solcher Mission, in der That auch noch viel zu wenig bei Kräften hiefür, mußte sich noch zu sehr schonen. Dieß war denn mit ein Grund, warum man sich entschloß, dem Herrn Vetter Stadtrath die Ehre anzuthun und ihn zu bitten, als wohlbestellter Brautwerber den sehr wichtigen Gang nach der Bleiche zu machen. Er war in der That auch hiezu wie geschaffen und es konnte kein Zweifel walten, daß es der Bewerbung weder am erforderlichen feierlichen Anstrich fehlen werde, noch am gehörigen Nachdruck, wenn er in Frack und weißer Halsbinde mit den wohlgewählten Redensarten vor Eva's Vater hintrete.

Eva und Heinrich sahen all diese Vorkehrungen als ziemlich überflüssige Umständlichkeiten an, da sie schon so völlig Eins waren und ja im Grunde Niemand wider sie

war. Gleichwohl gönnten sie von Herzen den alten Leutchen das Vergnügen, ihre Anordnungen zu treffen und besonders auch dem Herrn Vetter Stadtrath den süßen Triumph, nicht allein um seine sehr bedeutungsvolle Beihülfe ihn angesprochen zu haben, sondern auch darin, daß es sich, nach seiner Ansicht, jetzt unleugbar zeige, wie er dem jungen Herrn gegenüber, der zwar ein Gelehrter sei, eben doch Recht gehabt und Recht behalten mit der Meinung, dieser könne nichts Gescheidteres thun, als hier in seiner Vaterstadt zu verbleiben.

Der gewiegte Staatsmann brachte denn auch Alles gar glücklich in die schönste Ordnung: Eva und Heinrich waren in Kurzem Verlobte; wie voraus zu sehen gewesen, fiel die Pfarrwahl auf den begabten jungen Mann, dessen gegenwärtige glückliche Stimmung seiner Probepredigt allerdings sehr förderliche Beihülfe leistete, besonders da er das Gleichniß von dem getreuen Knechte als Text zu Grunde gelegt hatte. Und in der That fand Heinrich daheim immer mehr Goldkörner. Wie er selber liebevoll ward, trat auch ihm eine Wärme entgegen, ein Wohlwollen, das er nun so ganz verstand und das ihn verstand und mit so ehrlichen Augen anblickte, wie draußen nirgends. Es ist halt einmal doch derselbe Saft, mag er in der Wurzel oder im Stamme, in den Aesten kreisen, und dieß Gefühl des Zusammengehörens machte sich immer mehr geltend im Verkehr Heinrichs mit seinen Mitbürgern, seitdem sein Streben dahin gieng, das Gute überall herauszusuchen oder auch ebenso es hineinzulegen. Mochte dabei die Fremde stets noch Vieles voraus haben vor der bescheidenen Heimat, die Heimat hatte ja auch so viel Schönes und Liebes vor der Fremde voraus,

vor Allem das unaussprechliche Gefühl der innersten Sicherheit, des Daheimseins. Das Allerschönste und Beste und Liebste aber, das die Heimat für Heinrich besaß, war und blieb doch Eva, die ihm zunächst den rechten Weg dahin gewiesen.

Der Brautschmuck.

I.

In heiterm Gartensaale hatte sich eine Abendgesellschaft versammelt, meist ältere Damen, doch waren einige derselben auch von ihren Töchtern begleitet oder von ihren Nichten. Der Besuch einer in Mitteldeutschland niedergelassenen Jugendfreundin der Frau vom Hause war die nächste Veranlassung der Zusammenkunft, aber mit der Ehre, die dem Gaste dadurch angethan wurde, verband sich zugleich auch noch ein Zweck. Die Fremde war an einen Geistlichen glücklich verheirathet gewesen, dessen plötzlicher Tod sie um so schmerzlicher getroffen hatte, als das Andenken an den geliebten Gatten durch keine Kinder, die er hinterlassen, gemildert, in der Wittwe fortlebte. Nach der ersten Erschütterung des Schlages suchte darum Karoline, so hieß die Vereinsamte, im Geiste ihres seligen Gatten zu handeln wie auch dem eigenen Herzensbedürfen zu genügen, dadurch, daß sie ihr Vermögen, ihre Zeit und ihre Kräfte der Erziehung verarmter und verlassener Kinder widmete.

Und ihr Entschluß war ein um so edlerer, ihr Bemühen um so aufopfernder, als sie es gerade auf verwahrloste Kleine absah, auf solche vor allen, die nicht nur hülflos verstoßen in der Welt standen, sondern an denen durch die Schuld der Eltern oder ihrer trostlosen Lage bereits auch der Keim der Entsittlichung zu treiben begonnen, die selbst schon, wie jung sie noch waren, die ersten Schritte auf der Bahn des Verderbens gethan. Unter den Aermsten suchte sie die heraus, vor deren Zustand das Mitleid fast in Ekel sich verkehrte, deren Verworfenheit nicht selten die Noth und Hülflosigkeit noch in Hintergrund drängte. Karoline war so glücklich, den rechten Mann zu finden, der ihr hiebei an die Hand gieng und ihrer Liebe und Aufopferung seine Einsicht lieh, nebst all dem festen Willen, der unermüdlichen Geduld und Beharrlichkeit, ohne welche ein solches Unternehmen nimmer hätte bestehen mögen.

Den Mitteln der Wittwe entsprechend, war mit wenigen Kindern der Anfang gemacht worden. Ein glücklicher Fortgang einerseits und anderseits die steigende Zunahme solcher unglücklichen Geschöpfe vermehrte aber die Anfrage, ja den Andrang um Aufnahme. Schon weit über die Kräfte der edlen Frau war das Häuflein ihrer Schützlinge angewachsen und gleichwohl blutete ihr noch oft genug das Herz ob der Beschränkung, zu der sie sich gezwungen sah. Sie konnte sich nicht entschließen, den Kreis zu verkleinern und doch war es augenscheinlich, daß der Bestand der ganzen Anstalt in nicht gar ferner Zeit müsse gefährdet werden, wenn sich nicht Zuflüsse darboten, welche die versiegenden ökonomischen Quellen nährten. Es bedurfte da der ganzen Tiefe und Kraft ihrer christlichen Grundlage, damit die bisher so

zurückgezogene, stillwirkende Wittwe sich hinauswagte, im Kreise wohlmeinender Bekannten die Hülfe zu suchen, welche sie allein ferner nicht mehr leisten konnte. Als sich indeß nur erst einiger Erfolg so in der Nähe zeigte, war sie bald zu dem zweiten weitern Schritte entschlossen, den ihr einflußreiche Freunde anriethen, nämlich zu dem, auch in der Ferne Beiträge zu sammeln. Hiezu mußte ihr sowohl die eigene, früher ausgedehnte, Bekanntschaft förderlich sein, als warme Empfehlungen an nambafte, wohldenkende Personen und Vereine, denen die Leiden der Menschheit am Herzen lagen.

Mit solchen Schreiben ausgerüstet war denn Karoline eben auch nach der Stadt am Rheine gereist, wo sie von ihrer Jugendfreundin warm aufgenommen und, dem beabsichtigten Zweck zu Liebe, mit der zu Anfang erwähnten Gesellschaft in Verbindung gesetzt wurde.

Karoline, begeistert und durchdrungen von ihrem einen Lieblingsgedanken, hätte vielleicht nicht einmal dieser Wärme bedurft, sondern lediglich der Macht der einfachen Wahrheit, der schlichten Schilderung all des Elendes, der Noth, von welcher sie so häufig Zeugin gewesen und die noch unaufhörlich und dringlich an ihre Thüre pochte, um die Herzen der versammelten Frauen tief zu rühren, die in ihren Verhältnissen meist wenig berührt worden von all dem herzbrechenden Jammer, der in den geheimsten Adern der menschlichen Gesellschaft zuckte. Die persönlichen Vorzüge und das edle Wesen der Bittstellerin aber und die heilige, tiefe Begeisterung, die aus ihren Worten klang, aus ihren Augen leuchtete, mußten jedenfalls die Wirkung noch um Vieles verstärken. Daher fielen denn die Spenden

reichlich genug aus und die Geberinen waren allseits freudige. Jedermann fand sich durch den heutigen Abend befriedigt; als die Gesellschaft sich wieder trennte, hatte man nicht bloß ein gutes Werk gethan, sondern war auch überdieß in der Unterhaltung durch die Bedeutsamkeit und den Einfluß der Fremden in eine edlere, anregendere und gehobenere Stimmung versetzt worden, als das wohl sonst bei gewöhnlichen Anlässen der Fall zu sein pflegte.

Nur Eine der Geladenen, und zwar noch ein jüngeres Frauenzimmer, schien nicht mit diesem freudigen Gefühle innerer Befriedigung, sondern vielmehr ernst und traurig, wenn nicht gar verstimmt, ihre stille Wohnung wieder aufzusuchen. Mathilde gieng in dem kleinen Gemache, das ihre eigenste Welt ausmachte, noch in später Nacht auf und nieder, blieb bald am Fenster stehn und schaute in die Dunkelheit, an den Himmel hinaus, als suchte sie Rath und Hülfe, bald öffnete sie hier diesen kleinen Schrein, kramte in jener Schachtel, die sie aus einem Wandschranke hervorgelangt. In dieser Geschäftigkeit unterbrach sie sich aber selber wieder vielfach, indem sie sinnend den blonden Lockenkopf auf ihre Hand stützte, vor sich hin starrte, wohl gar einmal die Augen wischte. Die frische, blühende Mädchengestalt schien im Innersten bewegt und unter verschiedenartigen und tiefen Gefühlen schwer um einen Entschluß zu kämpfen.

So verhielt es sich auch in der That.

Mathilde war als junge Waise zu ihrer Tante gekommen und von ihr erzogen worden. Ihr Vater hatte, theils durch Leichtsinn, theils durch Unglück, nicht bloß das eigene Vermögen zu Grunde gerichtet, sondern auch das seiner

Gattin, die es verschmähte, mit fremden Opfern die eigene Bequemlichkeit loszukaufen und ihr Gut zu retten um den Preis der Ehre ihres Mannes. Nur kurze Zeit jedoch überlebte der Gatte seinen geknickten Stolz und auch hierin treu, folgte ihm Mathildens Mutter bald nach aus den Wirrnissen dieses Lebens, dessen einziges Band, ihre kleine Tochter, beim Scheiden der armen Frau freilich tief genug in's Herz schnitt. Das Mädchen mochte etwa zehn Jahre alt gewesen sein, als es die Mutter zum letzten Male gesehen in dem weißen Sterbekleid, zwischen den gefalteten marmornen Händen eine weiße Rose und über das Antlitz das verklärte Lächeln des Sieges gegossen. Dieses Andenken, das in Mathildens Erinnerung als das eines Schutzengels fortlebte und der Brautschmuck mit einer eingefaßten Locke waren das Einzige, was die Waise von ihrer Mutter davontrug, in allem Uebrigen fand sie sich an das fremde Wohlwollen gewiesen. Und dieses trat ihr auch liebevoll genug entgegen bei ihrer kinderlosen Tante, der Schwester der Seligen, von der sich Mathilde nicht anders denn eine leibliche Tochter behandelt sah, so daß sie nicht nur in Nichts eine Beschränkung empfand, sondern selbst der allersorgfältigsten Erziehung theilhaftig wurde. Dennoch zeigte sich in dem Mädchen, bei aller Gunst der äußern Verhältnisse und bei dem lebhaftesten Dankgefühle, ein tiefer Zug vorwaltend, der es immer neu und immer mehr auf das inwendige Leben hinlenkte, ein gewisses Sehnen, das sich mit einem ruhigen Ernste zum edelsten Streben paarte, vielleicht Folge der frühern schweren Erlebnisse, die schon des Kindes Seele erschüttert. Auch heute war diese Saite mächtig angeschlagen worden: einen überwältigenden Eindruck hatte die lebens-

warme Schilderung der Fremden auf Mathildens Gemüth ausgeübt. Und wer auch konnte tiefer ergriffen werden als die zartfühlende Waise von all der Noth und dem Elende, worin jene Verlassenen und Verstoßenen mit Leib und Seele versanken, von deren freudloser Kindheit schon der Engel der Unschuld so unbarmherzig weggescheucht worden! Wer auch mußte feuriger, als eben wieder Mathilde, für den edlen Zweck, den seligen Beruf begeistert werden, solche Verlorene zu suchen, zurück zu ziehen vom Rande des Abgrundes, dem sie so frühe und so entschieden zueilten! Gern hätte sie Alles daran gesetzt, das Leben sogar, um hier zu helfen, zu retten; war es darum ein Wunder, daß das Geld, das sie aus der Börse zog, ihr so gering und werthlos vorkam im Vergleich zu ihrer Opferlust? daß sie beinahe sich schämte der kalten, schnöden Silberlinge, mit denen sie ihr tiefstes Gefühl loskaufen sollte? die ja nicht einmal recht ein eigenes Opfer waren, denn sie lagen ihrem Herzen ferne, sie verdankte sie der Güte ihrer Tante. Die andern Geberinen gaben doch wenigstens ihr Eignes, sie aber besaß ja nichts Eignes. Zum ersten Male fiel Mathilde ihre Armuth, die sie noch nie sonst empfunden, schmerzlich auf. Erröthend legte sie ihre Spende zu den übrigen Gaben und die sittsame Hülle jugendlicher Bescheidenheit verdeckte die tiefen Empfindungen, so lange sie noch in der Gesellschaft weilte.

Nun aber daheim, zwischen den verschwiegenen Wänden des Kämmerleins, brachen sie nur um so mächtiger hervor und nahmen Leib und Seele gefangen. Darum träumte Mathilde so, darum war ihr Auge feucht, darum gieng sie bald gedankenvoll und überlegend auf und nieder, eilte sie bald an einen Schrank, ein Kästchen und suchte in ihren

kleinen Schätzen sorgfältig nach, ob sie denn gar nichts Eigenes finde, das sie darbrächte auf dem Altare der Noth und des frühen Elendes. Eben fiel ihr eine sorgfältig eingewickelte Schachtel in die Augen. Nur wer ein Heiligthum berührt, kann so ehrfürchtig diese Schnur lösen, die Umhüllung zurückschlagen und den Deckel öffnen, wie das jetzt Mathilde that. Ein einfacher, aber schöner und kostbarer Halsschmuck blitzte darunter hervor: es war das Brautgeschmeide ihrer Mutter, das einzige Erbe, das einzige Andenken. Ein Gedanke schien plötzlich durch die Seele des Mädchens zu zucken und alles Andere zu verdrängen, entzündete mit einmal einen Aufruhr von Gefühlen, die zum Kampfe sich schieden und um die Herrschaft rangen. Dieser Schmuck ist ihr wirkliches Eigenthum, gehört ihrem Innersten als ein theures Andenken, er ist der Schatz, der ihr mehr gilt als alle andern Schätze zusammen! — Aber willst du den einzigen, den dir heiligen Nachlaß einer verstorbenen Mutter wegschenken? und sonst besitzest du ja Nichts auf Erden von ihr, alles Andre ist jenseits. Es ist nicht der Werth des Schmuckes, wie den die Welt schätzt, was dir ihn so werth macht, es ist die lebendige Erinnerung, die Liebe, das Vermächtniß einer Mutter, dessen du dich damit entäußerst. Darfst du das?

Und Mathilde schwankte und legte die Steine schon wieder sachte in die Schachtel zurück. Aber da fielen ihr nochmals die armen elenden Kinder ein, schlimmer als verwaist, die nicht nur kein Andenken an eine liebende Mutter besaßen, die vielleicht gar durch der Mutter Schuld unter dem Fluche tiefer sittlicher Verwahrlosung schmachteten. Was da Mathilden erst noch eine Unkindlichkeit geschienen,

eine Verleugnung ihrer zärtlichen Gefühle gegen die Verstorbene, das kam ihr nun gerade als das rechte Opfer vor, das ihrem Drange, ja Bedürfnisse zu helfen auf eine Weise entsprach, wie sonst keine andere Gabe der Welt. Das irdische Andenken gab sie hin, um das geistige nur desto inniger, heiliger zu bewahren; es schien ihr kein Raub mehr und keine Untreue, im Gegentheil kam es ihr vor, nirgend besser als auf diesem Altare könne ihr Schatz aufgehoben sein und der Segen der Mutter, der auf dem Geschmeide ruhe, könne mit den Steinen oder dem Golde nicht von ihr weichen. — Mathildens Entschluß stand fest. Wohl traten ihr Thränen in die Augen, als sie bloß das kleine Medaillon mit einer Locke der Verstorbenen von dem Halsschmucke ablöste, aber es waren keine brennenden; ruhig legte sie sich nieder und in diesem Frieden entschlief sie und träumte von der seligen Mutter.

II.

In einer Stadt Mitteldeutschlands hatte August Tannfeld seinen gewerblichen Unternehmungen durch Fleiß und Tüchtigkeit eine Ausdehnung gegeben, die ihm bei seinen Mitbürgern zu einer nicht gewöhnlichen Achtung und auch in weitern Kreisen zu einer Bedeutung verhalfen, deren sich ein neuer Name nur selten rühmen kann. Was seinem verstorbenen Vater mit aller Anstrengung nicht gelungen, woran derselbe sogar sein nicht geringes Vermögen eingebüßt, das sah der Sohn nach einer mäßigen Reihe von Jahren durch sein Talent, seine Ausdauer und die ihm günstigern Verhältnisse erreicht vor sich. Das Vertrauen

wohlwollender Freunde, das dem strebsamen Jünglinge zu Anfang hülfreich entgegengekommen, hatte dieser am schönsten damit gerechtfertigt, daß er in kurzer Zeit des Beistandes nicht mehr bedurfte. Dabei ward August die Genugthuung, die Trauer seiner Mutter um den verlornen Gatten zu mildern dadurch, daß sie in dem Glücke des Sohnes neu auflebte und eine sorgenlose Existenz ihr die vergangenen trüben und an Entbehrung reichen Tage versüßte. Die kindlichste Hingebung, die zarteste Achtung, die er der edeln Frau fortwährend erwies, ließ auch nie von ferne den leisesten Schatten eines peinlichen Gefühls in der Seele der Empfangenden aufkommen. War es da befremdlich, wenn die Mutter ihrerseits wieder mit einer Art von Verehrung beinahe auf August blickte und er ihr als der Angelpunkt all ihres Lebens und Liebens galt, ja wenn sie eigentlich in ihm aufgieng? Wie erfreute sie sich des Segens, der aus seiner umfangreichen Geschäftsthätigkeit sichtbar hervorblühte, um seinetwillen! Wie that ihr die Achtung der Bürger wohl, die sich nach den verschiedensten Seiten des geselligen Lebens gegen ihren August kund gab! Wie warm und innig dankte sie Gott, flehte sie zu Gott, Alles nur für den geliebten einzigen Sohn!

So fehlte denn auch der Mutter Nichts zu ihrem Glücke, nichts als nur ein Einziges, dasselbe was auch August fehlte. Stand dieser gleich schon in Mannesjahren, so stand er doch noch einsam da und wie Vieles ihm die Geschäfte ersetzten, wie Vieles die Wirksamkeit und Liebe der Mutter, es blieben doch noch Lücken, die nach dem festen Willen der Natur auch so lange bestehen mußten, als der junge Tannfeld nicht seine ganze menschliche Bestimmung erfüllte.

Und die Mutter liebte ihren Sohn viel zu uneigennützig, um nicht selber es einzusehen: alle ihre Treue und Sorge für das Hauswesen bleibe doch nur ein Bruchstück, und bis zum Erschrecken stieg diese Einsicht, wenn sie an ihr Ende dachte, wo dann fremde, bezahlte Leute das thun sollten, was ihre Liebe bisher gethan. Es kam ihr vor, sie könne nimmer in Frieden scheiden, so lange sie ihren Liebling nicht gesichert, geborgen wußte in der Fürsorge einer Gattin, die er liebte, die ihn wieder liebte und welcher die Mutter zutrauensvoll ihre milde Herrschaft über das Hauswesen in die Hände legen konnte. Zu ferne lag ihr die kleine Eifersucht, gegen eine Fremde zurückstehn zu sollen und den nächsten Platz in Augusts Herzen mit dem Ehrenplatze darin zu vertauschen, deßhalb richtete sich schon seit längerer Zeit ihr redlichstes Bemühen darauf, dem Sohne zu einer glücklichen Wahl nach Kräften behülflich zu sein. Indeß nie noch hatte ein Erfolg ihre Bestrebungen auch nur halbwegs gekrönt. Nicht daß August der Ehe überhaupt sich abgeneigt gezeigt hätte, hiezu war er eine viel zu harmonische und tiefe Natur. Ebensowenig verschloß er Auge und Herz, nur lag es in seiner gründlichen und tiefen, ja ernsten Art und stimmte zu dem ganzen Gange seines Emporkommens, daß er sich nicht blenden ließ durch glänzende Außenseiten, sondern mit bedächtlicher Ueberlegung überall den Kern herauszufinden und zu wägen suchte. Das Alles gieng freilich sehr stille zu; eine halbe, fast unscheinbare Aeußerung war meist das Einzige, was nach vielfacher Ueberlegung und tiefer Ergründung laut wurde, womit er bei der Mutter, die so angelegentlich besorgt für ihn war, die Sache wieder abschloß. Und doch konnte August wählen, aber eben in

seinen Verhältnissen, die, neben seiner Person, wohl Mädchen anziehen mußten, lag zum Theil auch die Klippe, daran so manches Schifflein, das lustig und buntbewimpelt sich ihr nahte, scheiterte. Einerseits war es für den jungen Mann ein unerträglicher Gedanke, daß seine Glücksumstände es sein möchten, die ihm eine Gattin zuziehn könnten, anderseits gab ihm seine Abneigung gegen alle Eitelkeit, allen Schein und falschen Prunk, auch die so gewöhnliche Liebe zu Putz, der Hang zu Vergnügen, Gespräche über Moden und derlei fast zur andern Natur gewordene weibliche Eigenthümlichkeiten immer einen entscheidenden Grund ab; eine Annäherung zu vermeiden oder wieder aufzugeben, da wo August sich vielleicht schon vertrauensvoll zugewendet. Weil die Mutter für solche Schwächen nachsichtiger war und ihnen wohl keine zu ernsten Folgen beimaß, so war hier wohl das einzige Feld, auf dem Mutter und Sohn nicht immer einig giengen und dieser eben zu jenem mehr stillen Ablehnen oder Ausweichen sich bewogen fand.

Indeß Jahr um Jahr, das verstrich, schien die Wünsche der Mutter nur immer weiter in die Ferne zu rücken, wurde doch auch August nichts weniger als nachsichtig, sondern schien im Gegentheil, wenn nicht zu verzichten, doch jene so oft und immer wieder entdeckte Putzliebe überall als Regel von vornherein anzunehmen und so auch immer schwieriger in nähere Prüfung einzugehen. In der Mädchenwelt wurden darum schon lange keine Hoffnungen mehr auf ihn gegründet und er fieng allmälig an für einen beginnenden Hagestolz, wenn nicht gar Sonderling und Weiberfeind zu gelten.

In das gleichförmige Geschäftsleben und in das noch regelmäßigere stille Familienleben von Sohn und Mutter kam nach längerer Zeit wieder einige Bewegung durch das Eintreffen einer nahestehenden Freundin, die eben von einer längern Reise zurückkehrte. Diese Bewegung war um so freudiger, als die Freundschaft eine sehr innige, die Entfernung eine durchaus ungewöhnliche und um ihres Zweckes willen nicht weniger bedeutungsvolle heißen konnte. Die Heimgekehrte war nämlich Niemand anders als Karoline, die Vorsteherin jener Rettungsanstalt für verwahrloste Mädchen. Je wärmer Frau Tannfeld dem edlen Streben ihrer Freundin sich anschloß und deren Bemühungen und Sorgen mit zu den ihrigen machte, je lebhafter auch August Interesse am Gedeihen der Anstalt zeigte, für die er als Kaufmann hauptsächlich das Geschäftliche noch immer überwachte, um so aufrichtiger und einläßlicher mußte sich natürlich jetzt auch die Freude des Wiedersehens und die Theilnahme am Erfolge der Reise aussprechen. War doch das Ergebniß im Ganzen ein recht günstiges, und so trug sich denn die freudig gehobene Stimmung Karolinens, als sie eines Abends in dem wohnlichen Zimmer ihrer Bekannten die Erlebnisse alle mittheilte, auch auf diese über. Bei so traulicher Unterhaltung war es ganz natürlich, daß die Erzählerin immer mehr Veranlassung fand, ihre gewonnenen Resultate mit der Einflechtung einzelner Episoden, der Schilderung dieses und jenes Begegnisses, oder der Charakterisierung von Personen auszuschmücken und zu beleben. Das Frische, Unmittelbare solcher individuellen Beigaben spannte wieder die Aufmerksamkeit der Zuhörer um so mehr, als die Befähigung Karolinens, wie ihre durchgehend so scharfsichtige als edle Auf-

fassung der Verhältnisse und Persönlichkeiten den reinsten Genuß sicherten. So konnte es denn nicht fehlen, daß die Geschichte verschiedener milder Gaben, die zum Besten der Rettungsanstalt von wohlwollenden Seelen zugeflossen, die regste Theilnahme erweckte. Vor Allem aber machte folgende einfache Erzählung den tiefsten Eindruck.

Es war an einem Morgen, Karoline war allein und schrieb eben Briefe an ihren Stellvertreter zu Hause, als ein junges Frauenzimmer sich bei ihr melden ließ und auch bald darauf in's Zimmer trat. War bei dem Besuche eine gewisse Scheu und Befangenheit auch nicht zu verkennen, so erweckte doch sogleich nicht nur ihr blühendes Gesicht, ihre frische Erscheinung ein günstiges Vorurtheil für sie, sondern auch vielmehr etwas Inniges, Tiefes, das aus den scheu aufgeschlagenen Augen beim ersten Worte ohne alle Schwärmerei hervorleuchtete und der zaghaftjungfräulichen Erscheinung einen Halt verlieh. Karoline erinnerte sich, gleich nach der ersten Begrüßung, die Fremde schon gesehen zu haben und zwar eben erst den Abend vorher in einer größern Gesellschaft mit unter den Geberinen, die für ihre Rettungsanstalt milde beigesteuert. Schon damals hatte das Mädchen einen vortheilhaften Eindruck auf sie geübt, sie begegnete ihr deßhalb nicht als einer Fremden, sondern als einem willkommenen Gaste, nahm sie freundlich bei der Hand und lud sie zum Sitzen, ein ziemlich allgemeines Gespräch mit ihr anknüpfend. Bald aber stockte die Unterhaltung und die Unbekannte schien sichtlich mit dem Entschlusse zu ringen, ein Anliegen vorzubringen, das ihr sehr wichtig war, das sie aber nicht recht wissen mochte einzuleiten und einzukleiden. Die Pause, ein tiefes Erröthen

und das doch ziemlich unvermittelte Hervorlangen eines Kästchens schienen wenigstens diese Voraussetzung zu bestätigen.

„Sie bringe hier noch eine Gabe, die sie zum Besten jener unglücklichen, verwahrlosten Kinder in die Hand der Vorsteherin niederlege!“ — mochten ungefähr die begleitenden Worte sein, als sie jenes Kästchen Karolinen nicht ganz ohne Zittern überreichte. Beim Oeffnen desselben blitzte ein kostbarer Halsschmuck hervor und während nun Karoline die Ueberraschte, ja fast Verlegene war, schien das junge Frauenzimmer ihre natürliche, einfache Ruhe, ihre Unbefangenheit wieder erlangt zu haben. — Ein merkwürdiges Gespräch führte die beiden Frauen einander bald näher, bei dem Karolinen vergönnt war in das reinste, kindlichste Herz hinein zu blicken, das keine Falte zu verbergen hatte und das durch die vertrauensvollste Offenheit nur um so schöner die tüchtigste Natur zu erkennen gab. Es war der Brautschmuck einer verstorbenen Mutter, welche von der kindlichsten Tochter zum Wohle unglücklicher Kinder dargebracht wurde und diese Tochter hieß — Mathilde.

Viel und lange noch war von der edeln Waise die Rede, immer eine neue Seite wieder fand sich anzudeuten, auszumalen; die Lebensverhältnisse, welchen Karoline bei dem so erregten Interesse für ihre junge Freundin natürlich nachgegangen, kamen gleichfalls zur Sprache und trugen nicht wenig bei, das liebliche Gemälde zu vervollständigen und noch reicher hervorzuheben. Der Eindruck davon verfehlte auch nicht, sich in den Mienen der Zuhörer zu offenbaren und August war da keineswegs der Letzte, der ihn zu erkennen gab, ob er gleich nur wenig

sprach, hie und da blos eine Frage stellte, welche den Antheil an dem Schicksale des ungewöhnlichen Mädchens durch genauere Kenntniß dieses, jenes Umstandes Befriedigung verleihen sollte. Während Frau Tannfeld den Wunsch äußerte, jenen Schmuck selber zu sehen, warf ihr Sohn fast scherzhaft, und doch nicht so völlig unbefangen, die Frage hin: was denn aber wohl die Freundin mit dem Schmucke zu beginnen gedenke? es sei doch nicht wahrscheinlich, daß sie ihn, so wie er da sei, für ihre Pfleglinge verwenden könne!

Das war allerdings ein Punkt, der Karolinen einige Verlegenheiten bereiten mußte. Denn wie gerne sie auch das schöne Pfand reinster Nächstenliebe unverändert in Händen behalten hätte, es lag das weder im Willen der Geberin, noch förderte es den wohlthätigen Zweck und somit war freilich eine Veräußerung nicht zu umgehen. Nur fand man bedenklich, das Geschmeide an den ersten besten Juwelier zu geben, der nur den Werth der Steine und das Metall der Fassung in Anschlag bringen würde; hingegen weder die Kunst noch die Arbeit, beide ohnehin nicht mehr im allerneuesten Geschmacke. Solchen und andern Bedenken half August dadurch ab, daß er sich am Ende erbot, das Nöthige vorzukehren um den bestmöglichen Verkauf des Schmuckes zu erzielen. Bei seinen ausgedehnten Verbindungen, bei seiner Stellung zu Karolinen und ihrer Anstalt war dieses Anerbieten ebenso vortheilhaft als willkommen und wirklich auch übergab der junge Mann nach wenigen Tagen seiner Freundin, ohne nähere Aufschlüsse, eine Summe als Erlös, welche nicht bereuen ließ, die wohlgemeinte Vermittlung angenommen zu haben.

III.

Karoline war schon lange wieder vollauf beschäftigt mit den Anforderungen ihres Institutes und der wohlwollenden Sorge für ihre Pfleglinge. Frau Tannfeld wirkte nach wie vor mild und verständig im Hauswesen ihres Sohnes, sein Wohl vor Allem in Aug und Herzen tragend, um so mehr, da sie seine Stirn öfter nachdenklich, sein Ohr zerstreut fand. Sie maß dem weitverzweigten Geschäfte die Schuld bei, das wohl dann und wann die Schultern, die es allein trugen, etwas drücken mochte und verdoppelte darum von ihrer Seite die Sorgfalt in dem was sie zu ebnen vermochte. Ihre Vermuthung fand sie auch bald dadurch bestärkt, daß August eines Tages erklärte, eine Reise vorzuhaben, die sich nicht länger aufschieben lasse und ihn vielleicht für einige Wochen vom Hause entfernt halten dürfte. An sich war diese Eröffnung nicht gerade überraschend; schon mehr als einmal war die persönliche Anwesenheit des Chefs vom Hause da und dort erforderlich gewesen, sei es um eine Verwicklung zu lösen, sei's um Dieß oder Jenes abzuschließen. Daß dieser Fall wieder eingetreten sei, nahm Frau Tannfeld von vorneherein an und da alles Geschäftliche ihr immer völlig fremd geblieben, erkundigte sie sich auch nicht näher nach dem Anlasse, dem Zwecke, um so weniger als August selbst nie irgend ein Wort darüber entschlüpfen ließ. Alle Vorkehrungen zur Abreise waren getroffen, die Bediensteten für das Laufende wie für Künftiges hinlänglich angewiesen, auch die Art und Weise des schriftlichen Verkehrs festgesetzt. Aus den zurückgelassenen Adressen ließ sich auf einen Besuch des süd-

westlichen Deutschlands schließen, waren doch auch einige Rheinstädte darin verzeichnet, — Ortschaften, die sonst für die gewöhnlichen Geschäftsverbindungen allerdings etwas abseit lagen.

Wer am Vorabend vor Augusts Abreise weniger von der bevorstehenden Trennung wäre bewegt und eingenommen gewesen als Frau Tannfeld und den jungen Mann mit nur halb unbefangenem Blicke angeschaut hätte, dem würde wohl schwerlich einige Bewegung, eine Unruhe, fast Unentschlossenheit entgangen sein, wie sie zu seinem sonstigen Wesen nicht recht paßten. Sein Blick, wie er auf der Mutter verweilte, konnte das schon verrathen, nicht weniger der Mund, wenn er sich zeitweise schien öffnen zu wollen, als könne er nicht länger zurückhalten, was hinter ihm aus der Herzenstiefe aufstieg. Aber August reiste den folgenden Tag ab, ohne mehr als die innige Umarmung und den Segenswunsch der gerührten Mutter beim Abschied mit besonderer Wärme erwiedert zu haben.

Ohne Aufenthalt durchflog er die verschiedenen Städte, die ihm dießmal Nichts boten, was ihn anzog, und eilte dem Rheine zu, der sein eigentliches Ziel zu sein schien. In jener Stadt, darin wir schon Karolinen als Gast begegnet, machte auch der junge Tannfeld den ersten Halt. Ja, er schien es auf ein längeres Verweilen abzusehen, miethete er sich doch seine Wohnung wochenweise, packte die Koffer vollständig aus und richtete sich ein mit einer Genauigkeit, welche auch einem sorgsamen nur vorübergehenden Passagiere viel zu mühselig und umständlich gefallen wäre.

Wer wird es nicht schon geahnt haben: August war nicht in Geschäftsangelegenheiten hieher gereist, sondern in

Herzensangelegenheiten; er wollte nicht Kaufleute aufsuchen, sondern jenes treffliche Mädchen in der Nähe beobachten, welches ihm durch Karolinens Schilderung und deren rührende Erzählung von dem mütterlichen Brautschmucke einen so tiefen und dauernden Eindruck zurückgelassen, daß es ihn getrieben, sich persönlich, nicht von der Wahrheit der Schilderung zu überzeugen, wohl aber von der Uebereinstimmung der Wirklichkeit mit dem Bilde, daß er sich auf Karolinens Mittheilungen hin entworfen. Bei der Eingezogenheit jedoch, in der Mathilde sowohl als ihre Tante lebten, war die persönliche Bekanntschaft für einen Fremden nicht so leicht und August war viel zu gerader Natur, um irgend einen krummen Weg, eine leichte Intrigue, Unwahrheit zur Erreichung seiner Absicht anzuwenden. Er hatte Schreiben an ein namhaftes Haus bei sich und diese verschafften ihm allerdings Eintritt in mehreren Gesellschaften; in keiner aber fand er, was er suchte und auf alle seine vorsichtigen Erkundigungen erhielt er immer nur sehr dürftigen Bescheid, um so begreiflicher, da die Frauenzimmer ihr stilles Leben noch vor der Stadt auf einem Landgute führten. Er mochte es nun fast bereuen, von Karolinen sich keinen Brief an ihre rheinische Freundin erbeten, oder, was fast dasselbe sagen will, sie nicht in sein Geheimniß gezogen zu haben. Und doch hatte ihn eine innere Stimme hievon abgemahnt; bei aller Achtung und allem Vertrauen war es seinem Takte doch immer vorgekommen, das sei eine Angelegenheit, die er und nur er allein in's Reine zu bringen habe, bei der jede Vermittlung leichter eine Scheidewand aufrichten könnte, als eine Verbindung knüpfen. Alle die bisherigen Erfahrungen mußten ihn hierin nur bestärken.

Bei der anhaltenden Unmöglichkeit, sich zu nähern und durch einige an sich fast unbedeutende Notizen, die ihm zu Ohren gekommen, noch lebhafter gereizt, neigte sich August gleichwohl schon dem Entschlusse allmälig zu, das Unterlassene nachzuholen und jetzt noch an Karolinen um Empfehlungen zu schreiben. Der Schritt kam aber nicht zur Ausführung: unerwartet sah er sich auf anderm Wege seinem Ziele nahe gerückt.

Bei der freien Zeit, die August in überreichem Maße verblieb, liebte er es, öfters Spaziergänge in die malerische Umgebung zu machen, bald weitere Streifereien in die Berge, bald nur kürzere Ausflüge in der Ebene, durch die Rebgelände und dem Ufer des Flusses entlang. Eines Abends war er eben wieder auf dem Rückwege von solch einem Gange in der Nähe der Stadt und vom Fußpfade auf die Landstraße gelangt, als ein durchdringendes Schreien hinter ihm seine Aufmerksamkeit erregte. Beim Umschauen gewahrte er auf der Straße zunächst Nichts als den Wagen, der vor wenig Augenblicken an ihm vorbeigerasselt und dem er, auf dem Fußsteig hingehend, nur mit Mühe noch ausgewichen, indem das wilde Pferd, durch die Peitsche seines betrunkenen Meisters gereizt, von der Mitte der Straße nach dem Borde hin abgewichen war und hier im Galopp davonflog. Weit in der Ferne raste nun das Fuhrwerk dahin, eine dicke Staubwolke hinter sich liegen lassend, aus der eben jetzt das Geschrei drang. Ein paar Bauernweiber stürzten mit den Geberden des Schreckens nach der Stelle und als August gleichfalls umkehrte und dorthin eilte, ergab sich's nur zu bald, daß ein kleines Bauernmädchen von dem unsinnigen Fuhrmann überfahren worden: ein Blutfleck im

Staube verrieth eine jedenfalls nicht unbedeutende Verletzung. Und in der That auch war das Geschrei bald verstummt; leblos lag das arme Kind am Boden, neben ihm, verschüttet und zerquetscht, noch einige Körbchen mit Erdbeeren, die es wahrscheinlich nach der Stadt zum Verkaufe tragen gewollt. Eine Frau, die in der Nähe auf dem Felde gearbeitet, erzählte, die Kleine habe, ihre paar bereits verdienten Kreuzer aus dem Beutelein zählend, das wild daher sprengende Pferd zu spät bemerkt, um sich noch über den Straßenrand hinunter auf das Feld zu retten und so seien ihm eben Roß und Wagen über den Leib weggegangen. Des Jammerns und der Verwünschungen von Seiten der mitleidigen Weiber war kein Ende, aber anzufassen, zu helfen und zu rathen fiel keiner bei, vor lauter Bestürzung und Theilnahme. August, in seinem verständigen und wohlwollenden Sinne, legte zuerst Hand an, indem er das bewußtlose Kind aufrichtete und zunächst an den grasigen Abhang des Straßenbordes hinlegte, den Staub gutmöglichst wegwischend, um sich nach der erlittenen Verletzung zu erkundigen. Ebenfalls gelang es seinem besonnenen, eingreifenden Wesen auch die Umstehenden zu einigem Beistande aufzurütteln, so daß ihm von einem nahen Bächlein Wasser gereicht wurde, um die Schläfen zu befeuchten. Eine tiefe Schramme, wahrscheinlich von einem spitzen Straßensteine gerissen, und eine Quetschung stellten es gleich als wahrscheinlich heraus, daß das Kind nicht wirklich unter Pferd und Wagen gerathen, sondern von dem galoppierenden Thiere nur auf die Seite geschleudert worden sei und somit kaum eine ernstere Verletzung zu befürchten stehe. Eben hatte August die noch immer blutende Wunde mit seinem Tuche

verbunden und richtete sich nun aus der etwas unbequemen gebückten Stellung empor, als er ganz in der Nähe zwei Damen bemerkte, die seinen Vorkehrungen theilnehmend zusahen. Ihrer sehr einfachen und bequemen Kleidung nach zu schließen, kamen sie nicht unmittelbar aus der Stadt, sondern schienen irgendwo in der Nähe auf dem Lande zu wohnen, von wo sie nun ein Abendspaziergang an den Ort des Unglücksfalles geführt hatte. August entgieng der mitleidsvolle Blick auf das verletzte Kind nicht, womit die jüngere der Beiden sich an ihre ältere Begleiterin wandte und dieser einige Worte wie bittend zuflüsterte. Letztere wandte sich auch gleich an August und begegnete in einer edeln, unbefangenen Weise seiner Verlegenheit: wohin nun mit der kleinen Verwundeten sich wenden?

Sie wohne nicht sehr entfernt von hier, — erläuterte sie, — gerade am Ende der Baumreihe, die von der Straße über die Wiese nach dem Flusse zuführe, ihre Wohnung stehe für die Aufnahme der beschädigten Kleinen zur Verfügung, um dort einstweilen die Pflege zu finden, welche eines der nahen Bauernhäuser, auch beim besten Willen, kaum genügend bieten möchte.

Der hereinbrechende Abend, die muthmaßlich nicht unbedeutende Entfernung des Kindes von seinem Heimatorte, sein Zustand überhaupt, Alles ließ das gestellte Anerbieten ein höchst wünschenswerthes erscheinen und August dankte auch dafür verbindlich, sah er sich doch einmal als den Stellvertreter seines ohnmächtigen Schützlings an. Dieß reine Gefühl war es indeß doch nicht ausschließlich, was seiner Erwiederung diese Wärme, seiner dankbaren Zusage diese Freudigkeit verlieh: der Erscheinung der beiden Frauen sel-

ber gebührte, offen gestanden, mit ein Theil an diesem begleitenden Gefühle. Hierunter ist indeß weniger die Romantik des Augenblicks zu verstehen, als vielmehr der Eindruck ruhiger Würde des ältern Frauenzimmers und die reine Milde und Sanftmuth, welche aus den Zügen ihrer jugendlichen Begleiterin so tief und mächtig auf Augusts Gemüth wirkten. Hätte es doch einen weniger Empfänglichen als ihn gerührt, die holde Gestalt sich in den Staub neigen und dem armen Kinde seine Paar dürftigen Körbchen zusammenlesen, die zerstreuten Kreuzer in das Beutelchen wieder einfüllen zu sehen, in dem mitleidigen und richtigfühlenden Herzen wohl empfindend, daß der Kleinen auch eine reichliche Gabe den Verlust dieses ärmlichen Eigenthums nicht ersetzen könne. Die Bäuerinen wären wohl geneigt gewesen, das noch immer betäubte Mädchen nach dem bezeichneten Landhause tragen zu helfen, August aber ließ sich die kleine Bürde nicht nehmen, sondern erfaßte sie gleichsam wie ein Vorrecht und trug sie auf den Armen den beiden Frauen nach. Und ganz umsonst auch befürchtete nach einiger Zeit die ältere Dame, der wohlwollende Fremdling werde auf dem doch nicht so ganz kurzen Wege ermüden.

Endlich langte man, durch einen freundlichen Garten und über einen mäßigen, kiesbestreuten Hof vor einem in Baumgruppen halb verborgenen Wohnhause an: man war am Ziele. Hier nun, in dem dämmerigen Zimmer, worin das Kind niedergelegt ward, zeigte sich erst recht der eben so verständige als liebevolle und milde waltende Sinn der Bewohnerinen. Während die ältere für das Lager die nöthigen Anordnungen traf, hatte die andere, die Blondine,

bereits Wasser, Becken, Schwämme, Essig und Leinen, kurz alles für solche Fälle Zweckmäßige geräuschlos herbeigeschafft und war nun mit August bemüht, die entflohenen oder schlummernden Lebensgeister wieder herbeizurufen. Es gelang, und der Augenblick, wo das blasse Kind die matten Augen zum ersten Male aufschlug, sahen August und — seine Freundin, denn das war sie ja geworden, — sich unwillkürlich gegenseitig an, sie wußten nicht warum, so wenig als sie den Grund hätten angeben können, weßhalb sie beide schnell wieder den Blick niederschlugen. Es war, als habe dieser eine Augenblick des wiedererwachenden Lebens, der durch das Ereigniß gemachten und rasch befestigten Bekanntschaft das weihende Gepräge einer jahrelangen Erprobung aufgedrückt.

Die Ankunft des herbeigerufenen Arztes unterbrach indeß das so trauliche, wenn gleich fast wortlose, Zusammenwirken und keines der Beiden mochte ganz des Gefühles sich erwehren, als ob eine fremde Person in ihre stille Gemeinschaft sich eindränge. Mathilde! — rief es eben durch die halbgeöffnete Thüre herein und während die junge Dame dem Rufe folgte, blickte ihr August nach, wie durch einen plötzlichen Schlag aus einem Schlafe erwachend, überrascht, erschreckt beinahe. Seine Gedanken knüpften rasch eine Menge erst noch lose und abgerissen herumflatternder Fäden zusammen: Altes und Neues, vergeblich Gesuchtes und ungesucht Gefundenes verschmolz und die mächtige Empfindung, die dadurch in ihm angefacht wurde, vermochte er nur ganz nothdürftig, äußerlich in Schranken zu halten. Seine Vermuthungen, seine Hoffnungen und Schlüsse, das Alles was so blitzartig ihn durchzuckte, erhielt

die Bestätigung durch die Anrede, in der der Arzt die eben eintretende ältere Dame, die Frau vom Hause, mit dem schon vielfach gehörten Namen begrüßte. Es war gut, daß die Aufmerksamkeit der Uebrigen zumeist der kleinen Kranken zugewendet war, gut daß es August gestattet war hinter dem Schirme einer äußerlichen Thätigkeit sich erst zu sammeln, sonst möchte selbst der so besonnene und seiner mächtige Mann eine ziemlich ungeschickte, verlegene Rolle gespielt haben. Gleichwohl aber durfte er fühlen, daß er hier zunächst sein Gleichgewicht nicht so bald wieder finden werde: es drängte ihn nach frischer Luft, nach dem freien Himmel, der Einsamkeit, dem Dunkel der hereinbrechenden Dämmerung. Darum raffte er sich auch auf, sobald der Arzt nur das Erforderliche vorgekehrt und die Kleine außer Gefahr erklärt und verabschiedete sich von seinen neuen und doch so alten Bekannten mit der sehr aufrichtig gemeinten Bitte: den folgenden Tag wieder kommen und sich nach dem Zustande seines kleinen Schützlings erkundigen zu dürfen. War es Selbsttäuschung, war es ein Spiel der flackernden Kerzen, August glaubte bei der einladenden Antwort der Hausfrau auf Mathildens Gesicht ein leises Erröthen, eine innerlichste Bewegung aufzucken zu sehen. Nach Luft tief aufathmend, aber seligen Herzens, stürzte der Glückliche aus der Thüre des Landhauses und das Säuseln der Baumwipfel über ihm, das gedämpfte Rauschen des Stromes, die Stille und Dämmerung der Nacht bot das geeignetste Element für all seine wogenden, sich drängenden und kreuzenden Gefühle und Gedanken.

Wie pries er jetzt die lange Zögerung und den bisherigen Gelegenheitsmangel Mathilden zu begegnen, da er

so auf die allererwünschteste Weise bei ihr eingeführt worden, da sie ihm von der edelsten Seite entgegen getreten! da Mensch zu Mensch sich gefunden am Altare des Mitleids und der Nächstenliebe, ohne daß eine frostige, gesellige Schranke sich erst zwischen sie gestellt, ohne daß, was in der Welt Augen Werth hat, seinen Einfluß geltend gemacht hätte, auch nur dem leisesten Scheine nach! Gleich mitten hinein blicken durfte er in das geöffnete, reine Herz der Trefflichen und die schönste Stelle darin leuchtete ihm entgegen, so unverhüllt, so von selbst, wie es auf keinem andern Wege sonst möglich gewesen. Und wer wollte es dem jungen Manne verübeln, wenn er sich in dem Gedanken gefiel, für seine Person ebenfalls nur als Mensch bei Mathilden und ihrer würdigen Tante, in Betracht zu kommen und, — er durfte sich's wohl gestehen, — dabei nicht seinen Nachtheil zu finden! Indeß war es doch vorwiegend die sittliche Bedeutung eines solchen Zusammentreffens, welche in seinen Augen über deren Werth entschied. Lächelnd betrachtete er darum einen Brief Carolinens an ihre rheinische Freundin, den er in einem Päcklein Geschäftsbriefen neben einem Schreiben seiner Mutter am selben Abend noch in seiner Wohnung vorfand und um dessen gütige Besorgung er sich in ein Paar Zeilen angegangen sah.

IV.

So frühe es nur die Sitte gestatten wollte, machte sich August den andern Tag auf denselben Weg, den er des Abends vorher unter dem mannigfachsten Drang der Ge-

fühle in umgekehrter Richtung verfolgt. Heute fühlte er wohl nicht minder lebhaft wie gestern, aber die Kühle des Morgens und die Klarheit des Tages schienen auch in seinem Innern Herr geworden zu sein über die phantastische Anarchie der entschwundenen Nacht. Dennoch klopfte das Herz schneller und seine Ruhe schwankte einen Augenblick, als auf der Wiese durch die Kronen der Bäume die weißen Mauern des bekannten Landhauses hervorblickten und August bald darauf von der Hauptstraße abbog und den Pfad unter den Fruchtbäumen hin einschlug. Sein Schritt verzögerte sich und er rief sich Schritt für Schritt alle die einzelnen Umstände von gestern vor die Seele: hier hatte er einen Augenblick innegehalten, unter diesem Kirschbaume hatte Mathilde sich genähert und die herabgesunkene Hand des armen Kindes ihm wieder über die Schulter gelegt, da, wo er zum ersten Male des Hauses ganz ansichtig geworden, hatte ihr Kleid zufällig seine Finger gestreift oder war ihm dieß und jenes an ihrer Gestalt aufgefallen. Kurz, jeder Schritt besaß sein besonderes Ereigniß und jedem Schritte auch forderte es August jetzt unnachsichtlich wieder ab. Aus so süßer Rückerinnerung weckte ihn erst das Knistern des Kieses, der unmittelbar vor dem Hause den Boden bedeckte und im gleichen Augenblicke auch trat die Gegenwart wieder in ihr volles Recht ein.

Nicht wie ein Fremder wurde August von der Frau des Hauses empfangen und zunächst in ein freundliches Zimmer geleitet, das über die Kastanienbäume weg eine freie Aussicht auf das Gebirge bot. Vergebens forschte sein Blick nach Mathilden, sie war nirgend zu erblicken; doch erfuhr er auf die Erkundigung nach dem Zustande

des verwundeten Kindes, daß sich Nachts einiges Fieber und Irrereden eingestellt, das bis gegen den Morgen fortgedauert, Mathilde habe sich's nicht nehmen lassen, die ganze Nacht zu wachen! Hierauf geleitete die Dame ihren Gast nach dem Krankenzimmer, das Kind zu besuchen, das schon wiederholt nach dem „guten Herrn" sich erkundigt. Beim Oeffnen der Thüre mochte August nicht sogleich Alles genau überblicken, denn die Fensterladen waren fast völlig zugezogen und es herrschte Dunkelheit in dem Gemache. Er unterschied nur eine weiße schlanke Gestalt, die sich erhob und mit der Hand wie abwehrend winkte, dann auf den Zehen geräuschlos über die Diele schritt und mit den beiden Eintretenden aus dem Zimmer in den Flur hinaustrat. Es war Mathilde, die berichtete, daß nun das kranke Kind seit einer Viertelstunde ruhig schlummere, nachdem sie es ausdrücklich beruhigen und ihm versprechen müssen, bei dem Herrn, der es hieher getragen, sich ernstlich verwenden zu wollen, damit er ja nicht zürne, daß es ihm das schöne Tuch mit dem Blute so verdorben. In dem Gesellschaftszimmer kam das Gespräch bald in noch lebhaftern Gang und breitete sich auch weiter aus als nur über das gestrige Ereigniß und seine Folgen. Hier war es denn auch, wo August die Gelegenheit benutzte, seine neuen Bekannten als alte zu begrüßen und, den anempfohlenen Brief überreichend, die Rede auf die gemeinsame Freundin, auf Karolinen, zu bringen. Wie allgemein auch der junge Mann sich äußerte, es war doch nicht zu verkennen, daß im Augenblick eine auffallende Bewegung, ja fast Verlegenheit sich Mathildens bemeisterte und nach einem lebhaften Erröthen ihr Blick scheu und furchtsam aus den Mienen des Fremdlings zu

erforschen schien, wie viel er wohl von ihrem Verhältnisse zu jener würdigen Frau wissen möge? Da aber August ruhig blieb und keinerlei weitere Andeutung gab, erlangte auch Mathilde bald ihre frühere Unbefangenheit wieder und die gegenseitigen Beziehungen hatten durch diesen neuen Berührungspunkt bei allen Dreien an Vertraulichkeit nur gewonnen.

Als darum August dieß Mal schied, freilich ohne seinen Schützling gesehen zu haben, wurde er als Freund entlassen und jedenfalls nicht ausschließlich als Wohlthäter des armen Kindes zur Wiederholung seines Besuches eingeladen.

Magdalene, das verunglückte Bauernmädchen, war nicht allein ganz außer Gefahr, es hinkte bereits ganz munter im Garten herum in dem neuen saubern Kleidchen, welches Mathilde an seinem Krankenlager gefertigt und ihm zu seinem ersten Ausgange geschenkt hatte. Es konnte also kaum mehr die Sorge für das Kind sein, welche August gleichwohl jeden Tag beinahe nach dem Landhause führte und ihn dort die Abendstunden zubringen hieß. Was es denn sonst war?

Niemand fragte, Niemand aber auch wunderte sich über seine Anwesenheit. Ja, wäre er einmal nicht gekommen, so würde es eher Unruhe in dem so stillen und harmlosen Landhause verursacht haben und vielleicht hätten bald hier durch diesen Busch, bald durch jenen dort ein Paar Augen spähend und sorglich nach dem Baumgange auf der Wiese und dem Stückchen Landstraße geblickt, das von dem Besitzthume aus in der Richtung gegen die Stadt zu erkennen war. Bei der Frau des Hauses mochten es allerdings zunächst die gesellschaftlichen Rücksichten sein in Folge der

warmen Empfehlungen Karolinens, was sie bestimmte, jene Besuche so bereitwillig fortdauern zu lassen, während für Mathilden der erste Anlaß ihrer Bekanntschaft wohl noch immer am kräftigsten fortwirkte und ihr auch als der reinste und würdigste Grund gerechtfertigt erschien. Sie lebte ohnedieß viel zu tief und voll in dem neuen Verhältnisse, als daß sie viel darüber sollte nachgedacht und sich Rechenschaft abgelegt haben. Um so klarer freilich sah ihre mütterliche Freundin, und deren bedeutungsvolles Lächeln machte Mathilden mehr als ein Mal verwirrt, wenn sie selbst, verloren im Umgange mit August und ohne es zu ahnen, sich bald hier bald da verrieth. Es war eigentlich schon lange Niemandem mehr ein Geheimniß, Niemandem als Mathilden, daß sie liebte und geliebt wurde. Vor dem rückhaltlosen Worte wäre sie auch sicher erschrocken, wie unbedenklich und ohne Arg sie doch der Sache selbst sich hingab auf den einsamen Spaziergängen, die sie am Arme Augusts unternahm, bei den sinnigen Gesprächen, wo ihr Auge an seinen Lippen hieng oder den Erzählungen von seiner Heimat, seiner Mutter, die Mathildens Theilnahme unbewußt zu den ihren machte.

Magdalene, beinahe völlig hergestellt, weilte noch immer auf dem Landgute, und in dem Maße als das Kind bei so liebevoller Pflege und näherm Umgange seine bäurische Blödigkeit ablegte, kehrte es dagegen seine kindliche und ländliche Unbefangenheit um so lieblicher heraus in mancher naiven Bemerkung, Frage, in Dem und Jenem was es vornahm, um seine Dankbarkeit und Anhänglichkeit auszudrücken. Es hatte sich fast schon in die neue Umgebung eingewöhnt und war durch sein natürliches Wesen dieser

selbst so theuer geworden, daß es mit einen wichtigen Theil von Augusts und Mathildens Gesprächen bildete, wie für die Kleine, deren man sich einmal angenommen, auch in's Künftige zu sorgen sei, um sie nicht ihren frühern dürftigen Verhältnissen zurückzugeben und darin vielleicht verkümmern zu lassen. Mathilde besonders gieng mit aller Liebe dem Gedanken nach, in ihrem Schützlinge sich einen Menschen heranzuziehen, der nächst Gott auch ihrer Fürsorge ein bescheidenes aber glückliches Loos verdanke. Verschiedene Pläne wurden berathen und da es nicht die Absicht war, das Mädchen seinem Stande zu entreißen und künstlich in einen höhern zu verpflanzen, darin es doch nie recht Wurzel fassen könnte, sondern neben unbefriedigten Ansprüchen des wirklichen Glückes nur verlustig gienge, so erschien es am zweckmäßigsten, und die Tante gieng auf die Bitten ein, Magdalenen zunächst einer ehrbaren Handwerkerfamilie in der Nachbarschaft zu übergeben und sie die Schule besuchen zu lassen. Von selbst verstand sich, daß Mathilde die fortwährende Oberaufsicht beanspruchte und ebenso behielt sie sich's vor, später für die weiblichen Arbeiten selber die Lehrmeisterin abzugeben, da sie gar wohl empfand, auf Fremde allein lasse sich die übernommene Verbindlichkeit nicht abladen. So hoffte man das Kind, welches Anlagen und einen hellen Verstand verrieth, durch eine einfache aber tüchtige Erziehung dahin zu bringen, daß es künftig mit Ehren und Anstand sein Brod in der Welt erwerben möge. Von Seite der Eltern Magdalenens erhob sich gegen diese Absichten nicht der geringste Einwand: die Mutter, die sie einmal besuchte, bezeigte sich froh über die gebotene Erleichterung, hatte sie doch zu Hause noch fünf unerzogene

Kinder, die das kleine Grundstück so wenig als der damit verknüpfte Besenhandel genügend zu ernähren vermochte.

Diese Verhältnisse in's Klare zu bringen und das Erforderliche anzuordnen, hatte als äußerer Grund für Augusts fortwährende Anwesenheit gelten müssen und ihm selber genügt, wie seinen Freundinen. Dahinter auch hatte er sich eigentlich geflüchtet, Angesichts der Briefe, welche von Hause einliefen und erst leise, bald lauter und dringlicher seine Anwesenheit verlangten. Es bedurfte auch der vollen Macht, die ihn hier fesselte, um nicht sogleich der Stimme der Pflicht die der Neigung zu opfern. Um so weniger aber vermochte auf die Dauer sein praktischer und klarer Sinn die wiederkehrende Mahnung abzuweisen, wie anderseits die Tiefe seiner Empfindung ihn drängte, das neue Verhältniß der bestimmtesten Gestaltung rasch entgegen zu führen. Beides vereinigte er, indem er Mathilde eines Nachmittags seine nothwendige Abreise offenbarte und, des Eindrucks gewahr werdend, die Bitte um ihre Hand daran knüpfte. Und so wurde denn auch in der That der Schmerz, womit die Jungfrau das Scheidewort aufnahm, des süßesten verklärt durch verschämte Glückseligkeit einer dauernden Wiedervereinigung.

Denselben Abend noch vertraute sich die Nichte ihrer Tante und als den folgenden Morgen August in aller Form sich um Mathildens Hand bewarb, erhielt er dieselbe nebst dem Segen der mütterlichen Freundin. Es war rührend und erhebend zugleich die Haltung zu sehen, mit der die edle Frau ihre Pflegetochter deren künftigem Gatten zuführte: eine Mutter vermag nicht mit mehr Liebe und Würde die Hand des einzigen Kindes zu verschenken! Wenige aber

auch wie August hätten so den ganzen Werth des anvertrauten Kleinods zu schätzen gewußt und so richtig und dankbar der trefflichen Erzieherin den ihr daran gebührenden Antheil zugestanden. Er hatte nach Hause an seine Mutter geschrieben und war ihrer Beistimmung und ihres Segens zum Voraus gewiß, hatte sie doch dem seltenen Mädchen lange vorher, bei Karolinens Erzählungen schon, ihre vollste Theilnahme geschenkt. Die Verlobung fand kurz darauf Statt, denn August mußte nach Hause kehren, dort alle die nöthigen Vorbereitungen und Einrichtungen zu treffen, welche Ankunft und Aufnahme einer jungen Frau erforderten.

Es war am Abende dieses ersten Trennungstages, der als Opfer die ersten Sehnsuchtsthränen gefordert, da Mathilde allein in dem Zimmer saß, an derselben Stelle, wo August erst gestern noch bei ihr geweilt. Träumerisch blickte sie durch's Fenster und gedachte der seligsten Stunden. Mit einem Male öffnete sich die Thüre und Magdalene, zierlich herausgeputzt, trat herein mit einem Blumenkorbe, den sie Mathilden als ein Brautgeschenk übergab. Diese beachtete nur die Blumen und sah darin eine freundliche Gabe ihres Schützlings. Wie sie jedoch den oben aufliegenden Strauß weghob, daran zu riechen und so ihre dankbare Freude dem Kinde recht anschaulich zu bezeugen, blickte aus der Tiefe des Korbes noch ein Kästchen hervor. Verwundert zog sie's aus der Fülle der übrigen Blumen heraus, öffnete das zierliche Schlößlein und — erblickte den Brautschmuck ihrer Mutter, den sie Karolinen als Opfer für die verwahrlosten Kinder dargebracht. Auf den Schrecken folgte die Verwunderung und die Vermuthungen, durch welche Verkettungen ihr Theuerstes in diese, in Augusts Hände gekommen, um

doch wieder ihr Eigenthum zu werden? Ein Wunder schien sich vor ihren Augen aufzuthun, verehrend neigte sie sich vor dem himmlischen Walten und küßte wie eine Reliquie voll Inbrunst und Ehrfurcht das zwiefach geweihte Kleinod.

Mögen die Glücklichen sich diese letzten Aufschlüsse geben und nach dem Reichthume ihrer Liebe Freude und Dank bemessen, wir können sie verlassen an dem Altare, vor den jetzt Mathilde mit ihrem August tritt, angethan mit dem Brautgeschmeide der Mutter, dem einzigen Schmucke ihres einfachen weißen Brautkleides.

Das Gärtlein im Stadtgraben.

Im Hochwald steht hie und da ein uralter gewaltiger Stamm, Jahrhunderte haben ihm die schaffende Kraft entsogen, er treibt nicht mehr recht im Frühling, starr und seltsam ragt er hervor im jungen grünen Walde, unter den stattlichen Bäumen mit rauschenden Kronen rings um ihn her, die einst schwanke Auswüchse seiner mächtigen Wurzel gewesen.

So ragen auch in der Stadt B***, aus alter Vergangenheit stehn geblieben, gothische Thürme, enge Gassen, uralte Gebräuche und reichsstädtische Einrichtungen fremd in das neumodische Treiben und Jagen hinein, in das Dichten und Trachten der Gegenwart, in die Bahnzüge, Gasflammen, die Fabriken, die dem morschen Strunke des alten Verkehrs, der alten Gewerke entsprossen, immer breiter sich ausdehnen, mit ihrem Lärm die Stille der alten Plätze verscheuchen, diese Mauer, jenen Thurm niederreißen, ebnen, ausgleichen, verbinden. Immer seltener wird das Alte, das Eigenthümliche hat sich flüchten müssen in die Kirchen, ver-

stecken hinter die Brunnstöcke oder gar in alte Rumpelkammern. Und was noch erhalten worden, wird jetzt von den Enkeln schon als eine Curiosität angesehen, als ein Spectakel, wo es Gebräuche betrifft, den Einen eine Thorheit, den Andern ein Aergerniß. Nur dem alten Bürger von ächtem Schrot und Korn ist dergleichen noch ein unantastbarer Genuß, eine ehrwürdige Gewohnheit, eine theure Ueberlieferung, die er zähe und eifersüchtig festhält, um so fester, als ihm selber in dem scharfen Luftzuge draußen nicht wohl ist und er ahnt, wie innig seine eigene Behaglichkeit, sein Dasein vielleicht, verwachsen ist mit dem Althergebrachten. Wie darum neben der kasernenartigen Fabrik, dem leichtfertigen Bahnhofe, der zackige gothische Thurm, der alterthümliche Schwibbogen noch steht, so drängt sich, zu Zeiten wenigstens, durch das Speculieren und Actienspiel ein mittelalterlicher Brauch mit beiden Ellbogen hindurch und pflanzt sich neben den geleckten, abgeschliffnen Weltbürger der vierschrötige, zünftige Pfahlbürger auf. So sind denn auch neben den Bahnschienen in B*** gleichwohl noch die alten tiefen Stadtgraben stehn geblieben zwischen den grauen Ringmauern, wenig beachtet und von den Meisten über die Achsel angesehn. Wir aber wollen, während droben an den Stapelplätzen des Verkehrs alle Eigenthümlichkeit an Menschen und Boden wegnivelliert wird und ein Dampfwagen im selben Geleise wie der andere davonsaust, in den verfallenden Stadtgraben hinabsteigen und auf altbürgerlichem Boden einem kleinen städtischen Idylle nachspüren, welches sich vor den Augen der Welt da hinunter geflüchtet hat.

Tief unten in dem breiten Graben zwischen den alten Ringmauern der Stadt sind seit undenklichen Zeiten größere und kleinere, fruchtbarere oder steinigtere Gärtchen angepflanzt. Es sind dies keine großen Anlagen, meist nur wenige Beete mit Buchs oder Friesnelken eingefaßt, die Wege mit Loh bestreut. Da fehlt denn selten ein Rondel voll bunter Schlüsselblumen oder Goldlack, daneben stehen Salatköpfe, Grünes auf die Suppe, ein Dutzend Bohnenstauden, auch ein Paar Sträuche mit Himbeeren oder Stachelbeeren, vielleicht sogar ein Apfel- oder Birnbaum. Diese Gärtchen gehören Bürgern, denen es Erholung ist, am Feierabend die Treppe am Thore hinunter nach ihrem kleinen Besitzthum zu steigen und selber das Nöthige anzupflanzen, zu unterhalten, zu begießen und natürlich Gereiftes zu pflücken. So hielten es denn auch der Spenglermeister Grünsperger und der Buchbinder Siegbert mit ihren Gärtlein, die gerade an einander stießen und zu den bessern im ganzen Stadtgraben gehörten, wegen ihrer Lage sowohl als ihrer sorgfältigen Unterhaltung. Es schien, auch die Kinder der beiden Bürger würden in dem gleichen Geleise bleiben, denn wenn's einmal fünf Uhr war und der Spengler hätte noch Dies und Jenes nothwendig löthen sollen, hätte gern noch Etwas fertig gemacht, so war ihm Dies doch fast unmöglich: sein kleiner Heinrich strich ihm beständig um die Beine herum, war ihm überall im Wege, fragte hundertmal, ob er die Weiden zum Binden, das Bündel Setzlinge, die reparierte Hacke oder das Körblein tragen dürfe und ob er einstweilen langsam vorausgehen solle? Der Vater hatte keine Ruhe mehr, und wenn er schon zuweilen ungeduldig wurde, böse war er damit noch nicht, denn ihn selber zog's

ja eben so wie den Herrn Sohn. Im Stadtgraben aber, ehe Meister Grünsperger das alte rostige Lattenthürlein aufschloß, mußte er schon dem Nachbar Buchbinder einen guten Abend bieten, denn der hatte bereits die Jacke ausgezogen und war über Hals und Kopf mit der Gärtnerei beschäftigt, mit Säen, Begießen, Spaten, wobei ihm sein Magdalenchen gewissenhaft an die Hand gieng, das Setzholz hielt, Dies und Jenes reichte und auch von Zeit zu Zeit dem Vater die Dose öffnete zu einer Prise, während der von Daumen und Zeigefinger den daran hängen gebliebenen Grund abwischte. Ueber das Wetter wurde da im Vorbeigehen gesprochen und über den Boden, die Schnecken und Maikäfer; zwischen der Arbeit, Ausruhens halber natürlich, traten die beiden Alten wohl auch einmal an die Himbeerhecke hinan, welche beide Gärten schied, boten sich eine Prise hinüber, plauderten ein wenig von den Zeitläuften, Altem und Neuem, Frieden und Krieg, und so verfloß ihnen der Abend und es dunkelte so schnell, daß sie manchmal um Johanni herum meinten, der kürzeste Tag sei im Anzuge. Die Politik entzweite sie nie, denn wie sehr die im Schwange gieng und wie ein gewaltiger Politicus der Meister Siegbert sein mochte, Vater Grünsperger seinerseits war eine viel zu harmlose Seele und lebte zu gern im Frieden mit aller Welt, als daß er einem Streite nicht auf hundert Schritte weit sogleich ausgewichen wäre: er habe mit seinem eigenen Haushalt genug zu schaffen, um ihn in Ordnung zu halten, meinte er, geschweige daß er sich noch um den des Staates oder gar der ganzen Welt bekümmern möchte.

Den Eltern machten es natürlich die Kinder nach, auch sie kamen zusammen, plauderten, spielten und thaten gar

klug mit einander. An diese Stunden im Stadtgraben knüpften sich daher ihre lichtesten Erinnerungen, und wie beschränkt der Raum, wie grau und einförmig die alten Mauern, — eine Welt voll Abwechslung, Erholung, Freuden lag den Kleinen dazwischen und jeder Abend brachte wieder Neues, Schöneres, Kurzweiligeres. Vom Schmelzen des Schnees an, dem Umspaten des schwarzen, schweren Bodens im ersten Sonnenschein, der warm von den hohen Mauern zurückfiel, bis zum Sinken des letzten Laubes im schaurigen Herbstwinde schlang sich eine Kette von Vergnügungen. Denn sproßte dort nicht auch das erste Grün und das scheue Veilchen steckte sein Köpflein unter den runden Blättern hervor; prasselte und qualmte hier nicht ein gewaltiger Mutthaufen aus dürrem Laub und Reisig in die neblige feuchte Luft und in seiner heißen Asche lagen Kartoffeln gesteckt zum Braten! Was aber duftet lieblicher als das erste Veilchen? Was schmeckt köstlicher als ein selbstgebratener Erdäpfel? Von den Himbeeren, den Blumen und Spielen zwischenein ist da noch gar nicht einmal die Rede.

In Meister Siegbert's Garten stand ein stattlicher Flieder baum, im Frühling immer ganz blau und vom süßesten Dufte, daß die Leute, die oben den Weg um die Stadt herum spazierten, oft verwundert stehen blieben und schnupften und Ah und Oh riefen über die schönen Blüthenbüschel. Dieser Baum war vom Vater gerade an Magdalenens Geburtstag gepflanzt worden, was ihm natürlich einen doppelten Werth verlieh. Im andern Garten hingegen stand eine nicht minder schöne Laube von Bohnenstauden, deren feuerrothes Blust aus dem saftigen Grün gar prächtig hervorstach. Unter dem Lilabaum und in der

Laube verflossen den beiden Kindern die glücklichsten Stunden, wurden die vergnügtesten Spiele gespielt, die hellsten Träume geträumt.

Zwischen den zwei Gärten war keine Verbindung, ununterbrochen verlief der Hag von einem Ende zum andern. So gute Nachbarn darum die Alten auch waren, es konnten Jahre vergehen, ehe der eine das anstoßende Besitzthum des Andern betrat, ehe anders als über die Hecke hinüber verhandelt und verkehrt wurde, denn nur die Kinder krochen zwischen den Zäunen, Ranken und unter den morschen Latten durch, hinüber und herüber. Heinrich war wohl älter als Magdalenchen, aber da er so gerne im Garten war und dort keine andern Gespielen fand, so spielte er als Nachbar eben doch immer mit ihr, und des Mädchens aufgeweckter Geist ließ ihn den Altersunterschied stets weniger empfinden.

Wie in dem Zusammenleben und dem Zusammenspielen draußen im Stadtgraben die Jahreszeiten Abwechslung und Mannigfaltigkeit brachten, so auch wieder die verschiedenen Altersstufen der Kinder. Anfangs schufen sie sich Gärtchen aus einem zusammengescharrten Häuflein Grund, steckten Mauerpfeffer und kleine Reislein drein als Bäume, Maasslieben und Löwenzahn als Blumen, machten Bänke dazu und legten aus weißen Steinchen Wege darin an. Eilten sie Tags darauf mit neuen Verschönerungsplanen nach diesen Pflanzungen, so hiengen Schoße und Halme freilich traurig und welk ihre Köpflein, oder es war Alles zerstört durch eine Katze, einen Marder, die in das kleine Paradies gebrochen. Einmal war in Magdalenens Nachbarschaft Jemand gestorben; der lange, schwarze Zug der Trauernden, das Geleite nach dem Gottesacker hatte des Mädchens volle Auf-

merksamkeit in Anspruch genommen und gieng ihm lange Zeit noch nach. Wie willkommen war daher der Anlaß, als eines Abends unten im Stadtgraben ein kleiner todter Vogel lag, der sich wahrscheinlich zu früh aus dem Neste gewagt und verunglückt war. Kaum war der erste Mitleidsausbruch über den Tod des armen Thierchens, das Magdalene betrübt in Händen hielt, vorüber, so wurde auch schon der Gedanke seiner Beerdigung ausgesprochen, von Heinrich begierig aufgefaßt und von beiden Kindern bis in die letzte Einzelheit in's Werk gesetzt. Sie wickelten das Vöglein in ein leinenes Läppchen, legten es in eine Lade, gruben ein Grab und versenkten es dann feierlich darein. Hierauf wurde das Loch zugeschüttet und ein Erdhügel darüber aufgeworfen, den sie mit Blumen und Weidenzweigen besteckten, sogar eine rührende Inschrift nicht vergaßen, zum Gedächtniß für ewige Zeiten natürlich!

Je mehr die Zahl der Jahre wuchs, drängte sich immer mächtiger die Welt mit ihren Wundern und Reichthümern zwischen die Mauern des Stadtgrabens herein und weitete diese aus zu unermeßlichen Wüsten, endlosen Wildnissen und fabelhaften Eilanden. Die einzelnen, wohlbehauenen Steine der Stadtmauer, mit der Raute oder dem sonderbar gefärbten Moose darauf, thürmten sich dabei zu Felswänden, von denen herab Palmen nickten oder aus deren Geklüfte die Räthsel der Tropenwelt sproßten. Der Käfer, die Mücke drauf, der Tausendfüßler, der hinter dem losgekratzten Mörtel hervorkroch, ward zum Ungeheuer, zum überseeischen Fabelthier, bei welchen Auslegungen die Phantasie des einen Kindes jedesmal die des andern zu überholen suchte.

Es wurden fast tagtäglich Hütten, Einsiedeleien, Robin-

sonaden gebaut, zwischen dem verschlungenen Urwald der Bohnenstauden, hinter dem Bollwerke des kleinen Schuppens, darin man das Gartenwerkzeug aufbewahrte; Höhlen gruben die Kinder, legten Vorrathskeller an und hoben die Nüsse und Aepfel des Abendbrotes zwei, drei Tage lang sorgfältig darin auf. So hatten die Beiden sich auch wieder einmal an Meister Grünspergers Garten irgend einen neuen Landsitz erbaut und dem nach langer Berathung den Namen Magdalenenheim gegeben. Wie gewöhnlich waren auch diesmal Zweige und Blumen gepflanzt worden und unter andern ein Wurzelschoß des Fliederbaums im andern Garten. Das regelmäßige Loos solcher Anlagen und Pflanzungen, ein schnelles Hinwelken, schien diesmal den Fliederzweig verschonen zu wollen, denn obschon die Blätter die nächsten Tage welkten erholten sie sich doch wieder zusehends, sogar einige Knospen öffneten sich nachher noch und im nächsten Frühling zeigte sich ein fingerlanges frisches Schoß. Die Freude darüber war grenzenlos und Heinrichs Vater durfte schon um des lieben Friedens willen nicht anders, als das kleine Bäumlein stehen lassen, wo es nun einmal stand. Der Knabe und Magdalene aber hielten es wie ihren Augapfel und ließen es ihm an Nichts fehlen, begossen es, gaben ihm Dung, steckten Dornen drum her gegen die leidigen Katzen und schirmten es im Winter wider die Kälte, im Sommer gegen die Mittagshitze, die von den Mauern zurückprallte.

Das Pflanzen und Gärtnern verdrängte mit den spätern Jahren überhaupt immer mehr die frühern Spiele und Phantasieschöpfungen, denn die beiden Nachbarskinder legten wie ihr Fliederbäumchen jedes Jahr einen neuen Altersring

um ihren Lebensstamm und reiften und entwickelten sich immer mehr und mehr. Bald stand in keinem der beiden Gärten mehr ein Blümlein, das sich nicht auch im Nachbargarten vorfand, denn es war ein beständiges Austauschen von Setzlingen, Samen, Absenkern, und zu dem kindischen Treiben gesellte sich immer mehr der Verstand, der den Alten ihre Vortheile und Handgriffe absah und sie nachahmte. Heinrich wie Magdalene hatten sich schon längere Zeit vom Vater jedes ein kleines Beet zu erbetteln gewußt, das sie auf eigene Faust bepflanzen durften. Und spatete auch der Knabe des Mädchens Erde um und trug ihm Wasser zu in der schweren Gießkanne, theilte ihrerseits Magdalene eben so uneigennützig ihre Sämereien mit dem gefälligen Nachbarn, oder half ihm bei dem langweiligen Geschäfte des Unkrautjätens, so zeigte sich doch auch wieder ein gegenseitiger Wetteifer, wem dann von etwas Gesätem das erste grüne Blättchen aus der schwarzen Scholle hervorbringe; welchem von Beiden an einer Staude das erste Blumenknöpfchen sich aufschließe; oder wer den schönsten Strauß zusammenbringe. Freilich in letzterm kam Heinrich meistens zu kurz, auch wenn er Nichts schonte, sondern die ganze Hand voll Blumen hatte und Magdalene, der es fast immer weh that, eine Blume abzubrechen, nur wenige Reislein beisammen hatte. Des Mädchens Strauß sah dennoch zehnmal gefälliger aus, verstand sie es doch besonders gut, einer jeden Blume ihre rechte Stelle zu geben und mit ein paar grünen Blättern oder unscheinbaren Halmen etwas in den Maien zu bringen, was Heinrich mit den vollsten und ausgesuchtesten Blumen nicht zu erreichen vermochte. Darum war es bald angenommene Sache, daß der Knabe seinen

Busch zusammengeraffter Blumen Magdalenen nur so hinlegte zum Ordnen, wobei er freilich auch erkenntlich genug war, eine schöne Aurikel, oder eine Nelke, eine Levkoje als „Bindelohn" abzutreten.

So verkehrten Heinrich und Magdalenchen bald in dieser, bald in jener Art, aber immer auf ihre Weise mit einander, während die Väter nicht weiter auf sie achteten, gelegentlich etwa einmal über eine neue „Phantasterei" lächelten, daneben aber ruhig fortpflanzten, oder nach der Arbeit im Schatten den mitgebrachten Krug Bier leerten, behaglich ihre Pfeife dazu rauchten und froh waren, wenn sie die Kinder ruhig und zufrieden wußten. Wie bei den Vätern, so beschränkte sich aber auch bei ihren Kindern der ganze gemeinschaftliche Verkehr lediglich auf das Gärtchen im Stadtgraben, denn in der Stadt selber waren sie weder Nachbarn, noch hatten sie auch sonst Berührungspunkte mit einander: die Alten hielten zu ihren herkömmlichen Genossen und ebenso Heinrich zu den Knaben, Magdalene zu ihren Mädchen. Wer weiß, ob der Junge zu seiner Freundin an jedem andern Orte als in dem Garten im Stadtgraben je nur ein vertrauliches Wort geredet hätte und ob Magdalenchen sonst auf einem Spielplatze nicht eben so schnell vor ihm geflohen wäre, wie vor andern Knaben, welche im Vorbeigehen die Mädchen zu necken pflegten! Wie der Stadtgraben selber von der Welt droben abgeschieden war, so war auch das Leben darin ein ganz andres, als auf den geräuschvollen Straßen, den offenen Plätzen; dem Heinrich aber gehörte sowohl das Magdalenchen, als diesem der Heinrich zum „Gärtlein im Stadtgraben" und hatte somit sein ganz eignes Plätzchen.

Unter diesem harmlosen Spielen und Träumen war es keinem der Kinder eingefallen, daß es jemals anders werden könne, bis Heinrich eines Abends, im Herbste, da schon die Blätter fielen, seiner kleinen Nachbarin freudig mittheilte, morgen verreise er zu einem entfernten Verwandten in's Welschland, um französisch und zugleich das Spenglerhandwerk zu erlernen, es gehe in Einem zu! Und mit geläufiger Zunge schilderte er nun, wie das lustig sei dort, ein großer See liege ganz in der Nähe, auf dem könne man in Schiffen herumfahren und drin baden im Sommer, des Winters aber Schlittschuh laufen; von seinem Kämmerlein aus, habe der welsche Vetter geschrieben, könne er die Schneeberge ganz deutlich sehen und er brauche dort nicht mehr in die Schule zu gehen, das Französisch lerne man ganz von selber, beim Spielen. So sprudelte es aus Heinrichs lachendem Munde. Magdalenchen jedoch wurde bei der schönen Schilderung ziemlich kleinlaut, sollte sie doch auf lange ihren getreuen Gespielen verlieren. Wer trug und füllte ihr künftighin die schwere Gießkanne, spatete das Blumenbeet für sie um und sprach von dem Samen im Boden und den schönen Blumen, die daraus erwachsen würden? Ja, wer freute sich mit ihr an diesen, wenn sich die Knospen sachte öffneten, immer weiter, und dann dastanden in der vollen Pracht? Daß Heinrich, der sich nun groß und reich genug dünkte, dem Mädchen zum Abschiede seine besten Gartenschätze schenkte, Setzlinge, Samen, kleine Werkzeuge, selbst dieses vermochte nicht ganz Magdalenens Heiterkeit wieder herzustellen, lag doch gerade in der Leichtigkeit, womit er sich jetzt von all den Herrlichkeiten trennte, für den feinen Sinn seiner Gespielin nur zu unverdeckt der

geringe Werth ausgesprochen, den sie nunmehr für ihn besaßen. Heinrich jedoch war viel zu sehr von seiner Zukunft eingenommen, als daß er solche leichte Wolken bemerkt hätte, und mit einem nur wenig wärmeren Abschied wie gewöhnlich verließ er Abends seine mehrjährige Gartenfreundin. Blos oben am Stadtgraben blieb er noch einen Augenblick stehn, kehrte sich um und sah noch einmal hinunter zwischen die grauen Mauern, als wollte er sich die Erinnerung daran und an all das Erlebte darin fest einprägen, dann aber eilte er nach Knabenart rasch und leichten Herzens dem Thore zu, für die morgende Abreise sich vollends zu rüsten.

Darin jedoch war für Magdalenchen der Abschied leichter, das heißt, die Abwesenheit ihres bisherigen Gefährten erträglicher, daß nun ohnedieß der Winter hereinbrach mit Schnee und Unwetter, den Zugang nach dem Stadtgraben verschlossen hielt, die Kinder also sich ohnedies nicht gesehen hätten, dies Jahr so wenig wie früher. Und als dann nachher wieder der Lenz kam, war das Mädchen mit dem Gedanken, Heinrich sei weit weg im Welschland drinnen, schon vertraut, die neue Frühlingsluft entfaltete sich mit solcher Heiterkeit, Sang und Klang und Sonnenschein auch in dem engen Stadtgraben, daß ein junges Herz unmöglich einem traurigen vorjährigen Gedanken ernstlich nachhängen konnte. Worin darum Heinrich Magdalenen bisher an die Hand gegangen, das verrichtete diese nun selber, und was sie nicht konnte, das lernte sie eben auch. Die Erinnerungen an den Freund im Welschland waren darum nie schmerzliche, fast immer nur wohlthätige, wenn das Mädchen zum Beispiel bei diesem Keime, der kräftig emporschoß, im Stillen

sagte: Heinrich hat mir noch diesen Samen gegeben! oder wenn sie einen Strauß brach: dieser würde Heinrich auch gefallen! oder endlich, wenn Magdalene sich in Besitz eines neuen Pflänzchens gesetzt und dieses unter ihrer Pflege gedieh und Knospen trieb: was würde Heinrich dazu sagen?

Fünf, sechs Jahre verstrichen; nur zu einem kurzen Besuche war Heinrich in dieser Zeit daheim angekehrt, und da das obendrein noch im Winter war, gieng er natürlich nicht in das Stadtgrabengärtlein, weßhalb Magdalene ihn auch nicht zu Gesichte bekam. Er hatte ausgelernt, war auf der Wanderschaft gewesen, weit innen in Deutschland bis gegen das Meer zu und durch Belgien und Frankreich zurück, bevor er endlich wieder bleibend in seine Vaterstadt heimkehrte. Vielleicht hätte es damit noch länger angestanden, denn dem rüstigen Jünglinge gefiel die Welt und das Wanderleben gar zu wohl, allein der kränkelnde Vater hatte auf seine Heimkehr gedrungen, um so bald als möglich eine Stütze zu haben im Geschäfte. So kam denn Heinrich zurück.

Magdalenen war während dieser ganzen Zeit nichts Besonderes begegnet, ruhig war sie daheim geblieben, hatte still im väterlichen Hause gewirkt, ein Tag glich so ziemlich dem andern, die Abende vom Frühling bis zum Herbst hatte sie wie gewohnt im Gärtlein draußen zugebracht und ihrer Blumen, später auch der Küchengemüse gewartet. Der rothe Caspar, ein entfernter Verwandter, hatte inzwischen wohl einmal beim Vater um des hübschen Mädchens Hand angehalten, wodurch aber weder die innere Ruhe, noch das gewöhnliche Leben Magdalenens einen besondern Stoß erlitten, denn den widerwärtigen Menschen mochte sie nicht und der Vater ließ ihr hierin freie Wahl, da war denn

bald Alles abgethan und wieder im frühern Geleise. Denn wenn schon ein Jahr wie das andere die Bohnen blühten und dorrten, die Nelken und Levkojen gleich dufteten und abwechselnd wie immer Regen und Sonnenschein fielen, so erschloß sich in dieser unveränderten kleinen Welt doch eine Knospe stets reicher, schoß ein Stamm immer schlanker empor und reifte eine Frucht herrlicher heran, nämlich Magdalena selber, deren Mund täglich holdseliger lächelte, deren Augen stets tiefer und gedankenvoller blauten. Aber von all dem wußte sie am wenigsten, ja, sie hätte vielleicht geglaubt, noch immer ganz das gleiche Magdalenchen zu sein, das vor Jahren mit Meister Grünsperger's kleinem Heinrich im Stadtgraben gespielt, wenn nicht jene Werbung des rothen Casper sie hierin ein wenig zum Nachsinnen gebracht hätte. Ob sie aber in diesen spätern Jahren des ehemaligen Jugendgenossen noch eben so oft dachte? — wer hat die sieben Riegel eines jungfräulichen Gemüthes je geöffnet, daß er es leugne oder behaupte?

Es giebt so Zeiten, sie dauern leider nicht lange, da hat Alles ein ander Ansehen, wie eine Gegend auch anders ist beim trüben Herbsthimmel, als wenn die Maiensonne drüber scheint, und ist doch dieselbe Gegend. Es kommt nicht darauf an, ob ein besonderes Fest ist, ein lautes, prächtiges gar nicht, weder ein Neujahrstag noch ein Feiertag ist nöthig, so ein stilles Abendstündlein nach einem rechten Arbeitstage ist fast noch besser. Und fragst du, was Besondres denn da sei? so ist schwer zu antworten; wissen thut's freilich Jeder, aber es ist im Herzen und nicht auf der Zunge. Was du alle Tage siehst, woran du vorbei gehst ohne es zu achten, das sieht dir besonders aus in solcher Stunde;

worüber du sonst keine Miene verziehst, das bewegt dich durch und durch, macht dich ganz weich inwendig. Ein Blümlein am Weg, das du jeden andern Tag zertreten würdest, nach dem bückest du dich jetzt, beschaust es, und eine ganze Welt geht dir auf in seinen Aederchen und Fäserchen, Wunder und Räthsel erschaust du und, ohne zu wollen, blickst du vom Blümlein nach dem Himmel. Das Kleinste was dir begegnet, was du sonst wie Staub von dir geschüttelt, das hat jetzt eine Weihe, eine Bedeutung, es ist, als pulsierte hundertmal mehr Leben in der Welt um dich, mehr Liebe, als wäre die Luft eine andre. Segen und Friede ist darin und du selber denkst, fühlst mit ganz andern, feinern, edlern Nerven, weiter und tiefer sieht dein Auge, das Leben ist dir lieber, ist reicher, schöner, besser, und doch klammerst du dich weniger daran, du hast keine Sorge darum, kennst nicht Furcht, nicht Gefahr, es ist dir, als wärest du geborgen und glücklich auf ewig. — Ja, das sind so Stunden, die Jeder kennt, der Eine häufiger, der Andre seltner, kürzer genießt sie Dieser, Jener länger oder voller. Stunden sind's freilich auch, die wieder abziehen und nur eine Sehnsucht, ein Heimweh danach zurücklassen, Stunden, die du nicht halten kannst, so wenig als herbeirufen.

In solcher Stimmung war's, als Heinrich, wenig Tage nach seiner Rückkehr aus der Fremde, zum Thore hinaus und um die Stadt spazierte, die alten Stellen zu besuchen und vor allen das Gärtlein im Stadtgraben. Es sah ihn dieses eigen an: bekannt ein Jedes und lieb das Kleinste. An jede Staude, jeden Stein knüpfte sich eine Reihe von Erinnerungen, die da auf einmal wach wurden und vor ihn

traten. Und so eng war doch Alles, so eingeschränkt: die Hecke, einst endlos für das Kind und bis an den Himmel hinaufreichend, jetzt waren es nur wenige Latten, die er leicht überspringen konnte; die weiten Felder voll prächtiger Blumen, sie lagen eng beisammen da, ein paar Beete mit den gewöhnlichsten Pflänzchen; die Himbeerstauden waren wohl hoch gewachsen, aber eben doch immer nur Himbeerstauden und kein Urwald, nur das Fliederbäumchen, das er mit Magdalenen gesetzt, war stärker geworden, dürre Büschel waren noch dran, es mußte geblüht haben dieses Jahr. Aber just weil Alles so klein war, schien es jetzt dem Jünglinge so bedeutungsvoll und hatte er es so lieb. Er stand in Gedanken versunken und schaute nieder auf ein Jedes, die ganze Seele im Auge; da hörte er in der Nähe ein leises Geräusch. Er blickt auf, eine schlanke Frauengestalt bleibt vor dem Nachbargärtlein stehen, öffnet die Thür, sie wendet sich; ist das Magdalene? — Die allein war größer geworden!

Heinrich verwunderte sich und mußte oft hinüberblicken in Meister Siegbert's Garten, und da sah er wohl hin und wieder einen Strohhut, ein helles Gewand, viel mehr jedoch nie, denn die in die Höhe geschossenen Himbeerranken verhinderten die freie Aussicht, und wie eine verzauberte Prinzessin blieb die Jungfrau immer verborgen hinter dem Grün der Scheidewand. Darum, und weil sie sich immer zurückzog und ein Begegnen vermied, diesmal sowohl wie an den folgenden Abenden, kam Heinrich auch nie dazu, seine ehemalige Gespielin, wie sich's doch gehörte, anzureden und zu begrüßen. Einmal begegnete er ihr auf dem gemeinschaftlichen Wege der Allmend, der sich der Mauer entlang an

all den Gärten vorbeizog. Er kam noch ganz spät hinaus und Magdalene schloß eben die Thür hinter sich zu, um nach Hause zu kehren. Sie war schon mehrere Schritte vom Garten entfernt und hätte nothwendig an Heinrich vorbeigehn müssen. Das sei eine gute Gelegenheit! meinte dieser schon, als sich das Mädchen plötzlich wieder umwandte, nach der Gartenthür eilte und rasch und eifrig, als hätte sie etwas vergessen, hinter den Himbeerstauden verschwand und erst als der Nachbar vorüber war, huschte sie wieder hinaus und nach der Stadt zu, so flink wie ein Reh. Kurz, diesen Herbst kamen die Beiden nie zusammen, womit aber nicht gesagt ist, daß sie sich auch nicht sahen und zwar, noch ehe das Laub an den Hecken und Büschen dünner geworden. Es raschelte wenigstens oft in den Blättern, wie wenn Jemand dahinter lauschte oder schnell sich versteckte; aber je länger es mit dem Begegnen anstand, um so schwieriger kam es dazu, weil es nun immer mehr einer besondern und ausdrücklichen Veranlassung bedurft hätte, um ein Gespräch anzuknüpfen. Im folgenden Winter war ohnedies keine Möglichkeit hiezu, um so weniger, da Heinrichs Vater, lange schon kränkelnd, plötzlich an einem Stickhustenanfall den Geist aufgab. Das Ordnen des Hauswesens, die Uebernahme des Geschäftes, das Sichhineinarbeiten in dasselbe, die eigne Einrichtung, Alles dies gab dem jungen Spenglermeister vollauf zu schaffen und hielt ihn im Hause und in der Werkstätte zurück, oft bis tief in die Nacht hinein. Darum sproßten denn auch bereits die ersten Veilchen, die verschiedenfarbigen Crocus blühten prächtig, Schlüsselblümchen und Hyacinthen rückten schon nach, die kahlen Zweige des Fliederbaumes trugen dicke grüne Knospen, und Heinrich

war noch nicht ein einziges Mal im Stadtgraben draußen gewesen, ein angestellter Gärtner hatte die Beete in Stand gesetzt und Dies und Jenes gepflanzt und angesät. Das erste Mal, als er selber hinauskam nach der Arbeit des Gärtners zu sehen, pflückte Magdalene jenseits an der gemeinsamen Hecke gerade Maiblümchen und Immergrün zu einem Strauß. Nur erst einzelne gelbgrüne Blätter standen an den dürren, rauhen Stengeln der Himbeeren und verhinderten darum nur wenig den Blick in den Nachbargarten. Nachdem darum Heinrich mit dem Arbeiter erst einige Worte gesprochen und sich Dies und Jenes von ihm zeigen ließ, trat er an die Hecke, grüßte Magdalene, als sie zufällig ein wenig von ihrem emsigen Suchen emporblickte und richtete ein paar höfliche, aber ziemlich allgemeine Redensarten an sie, welche das Mädchen unbefangen beantwortete, wie sie denn überhaupt diesmal weniger absichtlich ausgewichen war als bisher, gleichsam als fühle sie sich freier durch die Gegenwart eines Dritten und Fremden. Das war einmal geschehen, dann manchen Tag nicht mehr, nachher dann wieder einmal; über die gewöhnliche Höflichkeit wollte es aber zwischen den ehemaligen Gespielen doch nie kommen, geschweige denn zu der frühern Vertraulichkeit.

Da hieß es denn eines Tages in der Stadt: während der verwichenen Nacht sei ein großes Stück der alten Ringmauer eingefallen. Viele lachten und spotteten darüber und meinten, das graue Mauerwerk verstehe sich besser auf den Wind, der jetzt in der Welt draußen wehe, als ein fürsichtiger Ehren-Rath, der die liebe Stadt noch fortwährend hinter Wall und Graben glaube verwahren zu müssen! Andre, Finanzmänner wahrscheinlich, kratzten in den Haaren

über diese unvorgesehene und nutzlose Ausgabe, aber nur ein paar alte Mütterlein vielleicht mochten im Ernste besorgt sein, nun sei es nicht mehr sicher in der Stadt, denn wenn man jetzt Nachts auch die Thore schließe, die Diebe könnten ja zu dem großen Loche hereinsteigen! Meister Siegbert jedoch, den gerade wieder sein gewöhnlicher Frühlingsgast, die Gliedersucht, aus der Werkstatt in das Wohnzimmer hinauf genöthigt, erfuhr da Nichts von dem fatalen Einfalle, der ihn so nahe berühren sollte, und so kam es, daß auch Magdalene Abends harmlos den Schlüssel von der Thürschraube herunter langte und den wohlbekannten Weg nach dem Gärtlein im Stadtgraben einschlug, dort auf den nächsten Morgen, als des Vaters Geburtstag, noch einen Blumenstrauß zu pflücken und seine Ungeduld über den langen Zimmerarrest mit diesen heitern, hoffnungsvollen Frühlingsboten zu vertrösten. Wie erstaunte aber das Mädchen, als es in der Ferne den Haufen Schutt und Steine im Stadtgraben sah. Ob denn der Nachbar bauen wolle? war ihr erster Gedanke, denn an einen Einsturz der Mauer dachte sie nicht, und doch war es die Gegend, wo sonst nichts Andres als ihr und Meister Grünspergers Gärtlein standen. Das Erstaunen schlug aber gar bald in Erschrecken um, als ihr der furchtbare schwarze Riß in der Erdwand entgegenklaffte und drunten wild durch und über einander unzählige große und kleine Steine und Mauerstücke lagen, weißer Mörtel, Schutt und schwarze, nachgerutschte Erde dazwischen. Ein großer Theil des Straßenbordes von droben war mit dem Gemäuer hinuntergestürzt und hatte Alles verschüttet, weit hingeschleudert lagen die schwersten Quadern in dem Stadtgraben und Nichts mehr von dem Gärtchen

war zu erblicken. Lange, lange mußte Magdalene umherschauen und suchen, bis sie nur wieder erkennen mochte, wo es auch ehemals gestanden: eine kleine Ecke war verschont geblieben, gelbe und violette Crocus blühten gerade dort, an diesen erst konnte sich das erschrockene Mädchen einigermaßen wieder zurechtfinden. Hier ragte ein zerschmettertes Brett aus dem Wirrsal heraus, — es war das Dach des Schuppens, darin das Gartenwerkzeug aufbewahrt wurde, aber durch die Gewalt von der ursprünglichen Stelle weit weg an die gegenüberstehende Mauer geworfen. Dort ragten einige Latten, ein paar grüne Schoße zwischen zerbröckeltem Gemäuer hervor, Reste jener Himbeerhecke, welche beide Gärten getrennt, die jetzt ein gemeinsamer Schutthaufen überdeckte. Auch was Blaues guckte da hervor unter dem großen Quadersteine; lieber Gott! Magdalenens schöner Fliederbaum in der vollen Pracht, zerschmettert der Stamm, daß die Splitter hervorstanden, zerfetzt die Blätter und zerquetscht die schönen Blüthenbüschel! Magdalenen traten Thränen in die Augen, und in Schmerz und Wehmuth versunken über ihre zerknickten Lieblinge, über die verwüstete Sommerhoffnung und Sommerfreude, starrte sie, bewegungslos auf den grausen Trümmern fußend, in die Zerstörung rund um. In ihrem Leide merkte sie es lange nicht, daß Jemand in der Nähe stand, aber sie nicht stören wollte. Es war Heinrich. Magdalene fuhr zusammen, als sie ihn endlich gewahrte und so nahe, wischte schnell die nassen Augen, und durch die Noth und den gemeinsamen Schaden schnell näher gebracht, klagte sie über die Verwüstung, die sie so unvorgesehen und plötzlich entdeckt. Sie kletterten Beide auf dem Schutte hin und her, die ganze Zerstörung

zu erforschen und sich zu überzeugen, daß auch dies und jenes liebe Pflänzchen oder Plätzchen, an das sie im ersten Augenblicke nicht einmal gedacht, mit zu Grunde gegangen. Die Himbeerhecke war ganz zusammengebrochen, die uralte Scheidewand der beiden Gärten gefallen, über die Trümmer konnte man von einem Besitzthum in das andre. So kam denn auch Magdalene unversehens in den Grünsperger'schen Garten hinüber, worin im Allgemeinen doch weniger war zerstört worden: es lagen hier mehr nur einzelne Steine, während der eigentliche Rutsch mit seinem Schutte vorzüglich den Nachbargarten betroffen. Heinrich und Magdalene hielten auf einmal unwillkürlich still und sahen sich an, bloß einen Augenblick, ja nur einen halben, wenn es deren gibt. Denn siehe, aufrecht vor ihnen und unversehrt stand da ihr gemeinsam gepflanztes und gezogenes Fliederbäumchen, rund umher von den größten Steinen umgeben. Zugleich auch geschützt, denn keiner hatte es gequetscht, sondern im Gegentheil das Gerölle abgehalten. Hastig räumte Heinrich bis auf den Grund die Steine bei Seite, der Stamm war wirklich ganz unbeschädigt geblieben und blickte mit seinen reichen duftenden Blüthenbüscheln heiter und zuversichtlich über die Verwüstung weg. Jener sagte bloß: das ist unser Bäumchen! und brach einen der vollsten Zweige ab, den er Magdalenen reichte. Diese aber antwortete Nichts, blickte nur zu Boden und wurde roth, die Blüthen jedoch nahm sie an. Sie wollte nun wieder zurück, über den Schutthaufen weg, doch sei es, daß ihr Schritt unsicher war, oder daß sie glitt, kurz, sie strauchelte und wäre wohl gefallen ohne ihres Begleiters Hülfe, der rasch herbeisprang und sie hielt. Er bot hierauf dem Mädchen die Hand zur Stütze und sichern Führung,

und das war wohl gut, denn Magdalene zitterte und wankte noch mehr als ein Mal. Sie war jedoch bereits über die schwierigste Stelle hinaus, befand sich eigentlich schon auf ganz ebenem Boden, hielt aber gleichwohl in der Angst die Hand ihres Gefährten noch immer fest. Und als sie endlich still standen und wollten Abschied nehmen von einander, da kamen sie wieder nicht recht zu Stande damit. Auf einmal räusperte es über ihren Häuptern ganz laut und wie absichtlich, daß die Beiden erschrocken hinauf blickten. Ein verzerrtes spöttisches Gesicht schaute über das Bord der Stadtmauer herunter und lachte widerwärtig, wie Heinrich und Magdalene so erschrocken aus einander fuhren. Es war der rothe Casper, der hatte den Zweien im Stadtgraben unten zugesehen bei ihrem Abschiednehmen. Als wäre eine Schlange in ihr stilles Paradies gebrochen, so traurig und ohne ein Wort zu sagen, ohne nur mehr umzublicken, kehrte Magdalene nach der Stadt, und gleichfalls verstimmt und ärgerlich stieg Heinrich wieder über den Schutt nach seinem Garten, denn der widerwärtige rothe Casper war die berüchtigtste Stadtposaune, wenn der Etwas wußte, ein paar Stunden darauf erzählten sich's schon die Kinder auf der Gasse, und wie zugestutzt! Daß er diesmal aber seiner bösen Zunge einen Zaum anlegen werde, dazu war gar keine Hoffnung.

Magdalenens kleinlaute und niedergeschlagene Stimmung an den nachfolgenden Tagen fiel ihrem Vater nicht besonders auf; er setzte sie lediglich auf Rechnung ihres beschädigten kleinen Stadtgrabenparadieses und keines andern. Später jedoch fragte er seine Tochter einmal, was sie denn eigentlich mit Heinrich gehabt? — Denn durch den

Umweg von verschiedenen Vettern und Basen hatte ihm unter dem tiefsten Siegel der Verschwiegenheit eine weitläufig verwandte Nachbarin anvertraut, was man in der ganzen Stadt erzähle, nachdem ihre feine Anspielung: ob man gratulieren dürfe? nicht war verstanden worden.

Meister Siegbert legte zwar nicht besonderes Gewicht auf dergleichen, weßhalb er denn auch mit nichts weniger als einer strengen Inquisitorenmiene jene Frage an Magdalenen richtete. Diese aber nahm das nicht so leicht, sie ereiferte sich vielmehr gar sehr und klagte bitter über so arge Verleumdung; das Allerunschuldigste werde einem böse ausgelegt und aus einer einfachen Christenpflicht werde ein Verbrechen gemacht. Was sie doch der Nachbar angehe? sie wollte lieber, sein Gärtlein läge hundert Stunden weit von ihrem; das aber verschwöre sie: nicht einen Fußbreit gehe sie sobald allein in den Stadtgraben! Sie wisse gar wohl, woher alles das komme, fuhr sie fort, von Niemand anderm als dem rothen Casper, der sei die falscheste Seele weit und breit und das Gerede sei Nichts als eine niederträchtige Rache von ihm, denn Jemand um Ehr' und guten Namen bringen, mache sein Hauptvergnügen aus!

Von dem Allem war nun eigentlich nicht die Rede gewesen, abgesehen, daß im Grunde doch auch Mehreres in Magdalenens Worten durchaus nicht so buchstäblich zu nehmen sein mochte. Aber der Vater merkte schon, er werde schwerlich eine ordentliche Antwort auf seine Frage bekommen, zudem war der Eifer und das Erröthen gewissermaßen schon eine, darum schwieg er, setzte er doch daneben das beste Vertrauen in sein Kind. Auch nachher war von der Sache nicht mehr die Rede.

Magdalene aber, die sich verredet, keinen Fuß mehr in den Stadtgraben zu setzen, hatte damit, für dieses Jahr wenigstens, keine allzuschwere Verpflichtung eingegangen. Zunächst würde sie wirklich in der peinlichsten Verlegenheit gewesen sein, wenn ihr Heinrich da unten wieder begegnet wäre, der ja wohl auch von dem Geschwätze des rothen Casper gehört. Dann hatten aber auch Maurer ihr Lager im Graben aufgeschlagen, und noch obrigkeitliche dazu, die also vor Ende Sommers schwerlich fertig wurden mit dem Ausbessern des Schadens. Nur bis weggeräumt war und Stein für Stein geordnet, bis die Flaschenzüge und Gerüste angebracht, die Pflasterkübel, Stoßkarren und Tragbahren alle hergeschafft waren, vergiengen Monate, und dann kam's ja erst an's Meißeln, Pflastern und Handlangen, entweder im Regen, wo die Arbeiter unterstehen mußten, oder im Sonnenschein, wo sie zum wenigsten noch einmal so oft zu verschnaufen, den Schweiß abzutrocknen, eine Prise oder einen Trunk Wasser zu nehmen hatten. Das ist's, was das Bauen, und wird nur eine Kelle gerührt, so umständlich und kostspielig macht, wie Jeder weiß, der schon das Unglück gehabt. Von diesem Treiben und Karren nun hielt sich Magdalene gern ferne; was hätte sie auch dabei thun wollen? Alles war zertreten und verdorben, rücksichtslose tiefe Geleise gefahren durch ihre schönsten Beete, wo die Bohnen gestanden, gähnte eine tiefe Kalkgrube, über den Aurikeln thürmte sich ein Sandhaufen, wie war da an ein Pflanzen oder Gärtnern zu denken!

Fleißiger gieng Heinrich nach dem Stadtgraben, doch soll er oft über das langsame Vorwärtsschreiten der Arbeiten ungeduldig geworden sein, verstand er sich ja doch

nicht auf die Baukunst. Auch wie im Nachbargarten gewirthschaftet wurde, mußte ihm nahe gehen, er sah wenigstens oftmals mit gar eignem Blicke hinüber, suchte voll Theilnahme die gewohnten Blumen und Stauden, sah aber nur Pflasterkübel und halbentschlafene Handlanger, was war natürlicher, als daß er da mehr wie einmal seufzte!

Und Meister Siegbert endlich war auch nicht zum Besten auf die Geschichte zu sprechen, denn alle Tage hinauszugehen und nachzusehen, und daheim Arbeit Arbeit sein zu lassen, behagte ihm gar nicht; stehlen mußte er immer die Zeit dazu, seit Magdalene sich so verschworen, und dann ärgerte er sich noch jedesmal obendrein, wenn ihm in seiner Ungeduld vorkam, vorgestern seien die Maurer mit der Mauer weiter gewesen, als heute. Er erklärte daher zu Hause wiederholt und ernstlich: der Garten im Stadtgraben stecke ihm zu oberst im Halse, er wollte bald, der wäre wo der Pfeffer wachse, und ein ehrsames Maurergewerk dazu! Er gehe in's sechzigste Jahr, statt daß er sich's leichter mache, komme ihm stets noch Neues zu dem Alten! — Bei solchen Ausbrüchen schwieg Magdalene, sie dachte im Stillen, der Vater habe schon öfter so gesprochen, es sei nie so ernstlich gemeint und am besten sei da nicht zu widerreden, helfen könne sie doch nicht, und wenn nur das Bauen einmal vorbei, so werde er schon wieder auf andere Gedanken kommen. Wie verwunderte sie sich daher, als Meister Siegbert eines Abends beim Essen ziemlich leichthin bemerkte: mit dem Garten im Stadtgraben sei es nun ziemlich in Richtigkeit, er habe einen annehmbaren Liebhaber gefunden, heute Morgen seien sie einig geworden. Magdalene erschrack nun doch nicht wenig, schwieg aber,

denn sie war im Augenblicke verlegen, was hierauf sagen? Daß etwas Besonderes im Werk sei, hatte sie zwar so halb und halb geahnt, in den Klagen und Beschwerden des Vaters war seit einigen Tagen Windstille eingetreten und man konnte ihm anmerken, daß ihn Etwas beschäftige, lachte er doch zuweilen auf den Stockzähnen und blickte so kurios vor sich hin. Daß dies aber dem Verkauf des Gärtleins gelte, hätte Magdalene freilich nimmer gedacht. Meister Siegbert indeß, als er keine Antwort erhielt, fuhr fort, morgen solle der Kaufbrief unterschrieben und der Gottespfennig bezahlt werden, der besagte Liebhaber werde sich zu dem Ende hier bei ihnen einfinden! — Nun mochte es das arme Mädchen doch nicht länger aushalten, ohne sich Luft zu machen. In Gottes Namen, wenn das Gärtlein, drin sie seit längstem Denken immer viel Freude genossen, in fremde Hände kommen müsse, so habe sie Nichts dazu zu sagen, es gehöre dem Vater; aber verschonen möge man sie, dabei zu sein und vielleicht hören zu müssen, wie es heruntergesetzt werde. Sie habe ohnehin schon lange einmal ihre Jugendfreundin, die Marianne, besuchen wollen, der ihr erstes Kind unlängst gestorben, der morgende Tag scheine ihr hiezu ganz geeignet und der Handel könne nur um so ungestörter geschlossen werden, sie würde mit ihrem Gesichte doch nicht recht passen dazu!

Magdalenens Zünglein war sonst nicht halb so geläufig und spitz, wie es nach dieser Rede den Anschein haben könnte, und auch dem Vater mußte dies auffallen, denn er sah sie ganz verwundert an. Wie ihm denn habe träumen können, daß ihr das Gärtlein so an's Herz gewachsen sei? fragte er endlich. Bald ein halbes Jahr sei es ja, daß sie

nie draußen gewesen; hab' er sie ein einzigesmal geschickt nachzusehen, so sei immer ein Aber dagewesen, so daß er nichts Andres habe denken können, als, es sei ihr eben so sehr zum Ueberdrusse wie ihm. Da sich jetzt eine so gute Gelegenheit geboten, hab' er nicht länger zögern wollen; zum Vortheil sei das Gärtlein eigentlich doch nie gewesen, schon vor Jahren habe ihm Vetter Caspar schwarz auf weiß ausgerechnet gehabt, er verliere jährlich baare zwanzig Procent daran. Jetzt sei das Wort halt einmal so viel als gegeben, und zurückgehn könne er nicht mehr, auch wenn er wollte nicht, hätte ihm Magdalene zur Zeit das Wort gegönnt, vielleicht wäre es dann anders gegangen. Vom Ausgehn morgen werde indeß schwerlich die Rede sein können, das Geschäft solle bei einem Glase Wein und einem kleinen Abendessen abgeschlossen werden, so sei's bedungen, und da müsse eben Magdalene gern oder ungern in den sauern Apfel beißen, es werde aber auch zu überleben sein. — Magdalene war viel zu sehr an Gehorsam gewöhnt von Jugend auf, darum widerredete sie nicht, als der Vater seine Meinung so bestimmt aussprach, allein bitter kam's ihr doch vor, und sie hätte nimmer geglaubt, daß Jener gegen sie so hart sein könnte und so wenig Gefühl zeigen, denn Alles was er ihr da gesagt, das verrieth im Tone schon ziemlich wenig Theilnahme. Sie schwieg darum und verließ bald darauf das Zimmer, doch war damit noch nicht Alles abgethan, im Gegentheil, noch gar Manches surrte heimlich in ihren verborgensten Hirn- und Herzensfasern nach. So viel stand zunächst bei ihr fest: freundlich ansehen könne sie den Käufer nun und nimmermehr, und daß sie mit aufrichtiger Seele wünsche, das

Essen und Trinken möge ihm wohl schmecken und gut bekommen, werde auch Niemand von ihr verlangen. Und je mehr sie sich in die Angelegenheit vertiefte und Alles erwog, bald gegen sich selber unwillig ward, bald gegen den Vater, um so mehr kam es ihr wahrscheinlich und immer wahrscheinlicher vor, Niemand anders könne hinter dem ganzen Handel stecken, als eben der rothe Casper. Der war der Käufer; er hatte dem Vater vorgerechnet, wie viel er an dem Gärtlein verliere, natürlich, um es nachher selber wohlfeil zu erschleichen. Dem rothen Casper aber selber gönnte Magdalene das Gärtlein noch zu allerletzt, hätte es jedem Andern viel lieber geschenkt und war nun fast froh, daß der Einsturz der Stadtmauer und nachher die Arbeitsleute Alles so verwüstet und zu Grunde gerichtet hatten, was sie jemals angepflanzt, denn ihrem Feinde mochte sie kein Würzelchen davon lassen. So sehr erregt war das gute Mädchen.

Die Reden, welche bis den folgenden Abend zwischen Vater und Tochter gewechselt wurden, waren ziemlich kurz, um so länger dagegen die Gesichter, denn noch nie war's Magdalenen so sauer geworden, freundlich drein zu sehen, wie den Tag. Es war ihr zu Muthe, als handle sich's um ihr Leben, während doch nur ein wenig abträgliches Plätzlein Boden vortheilhaft sollte verkauft werden. Mühe und Anstrengung kostete es sie, um nicht jeden Augenblick in Thränen auszubrechen und doch mehr als einmal fiel ein Tropfen unwillkürlich hinunter. Es kam ihr vor, all ihr vergangenes und zukünftiges Lebensglück werde mit dem Stücklein Stadtgraben an den rothen Casper verschachert, und wenn Dem nicht den ganzen Tag das unrechte Ohr

läutete, war wenigstens Magdalene nicht Schuld daran. Gut war's noch, daß es in der Küche Arbeit vollauf gab, welche die Gedanken doch ein wenig ableitete, und da war z. B. gleich das Holz zur Hand, das naß geworden und nun nicht recht brennen wollte, dort hatte eine Schüssel einen Sprung bekommen, gerade wie die Brühe alle dreingeschüttet war, der Kuchen wollte nicht in die Höhe, als wär' er so schwer wie Magdalenens Herz; kurz Alles schien der armen Köchin Gefühl und trübe Stimmung zu theilen, wodurch aber derselben doch um Nichts leichter wurde.

Es schlug Fünf, — Sechs, da äußerte der Vater, so wie vor sich hin, der Liebhaber säume lange, wenn der am Ende nur nicht reukäufig geworden sei. Kaum indeß war hierauf ein halber heitrer Hoffnungsstrahl über Magdalenens Gesicht hingeflogen, so schellte es stark an der Hausglocke und der Freudenstrahl ward plötzlich zum Pfeile, der dem Mädchen mitten durch die Brust fuhr. Sie konnte dem Gaste unmöglich öffnen, konnte ihn nicht empfangen, nicht ansehen, so unvorbereitet wie sie gerade war, darum eilte sie schnell und erschrocken durch das Nebenstübchen nach der Küche, wo sie mit Tellern und Schüsseln klapperte, gleichsam damit den Lärm im Innern zu übertäuben. Sie hörte das Scharren unten an der Treppe, vernahm wie Tritte die Stufen heranstiegen, dann durch den schmalen und dunkeln Flur tönten, vor ihrer Küchenthüre still standen, wie ein leiser Finger jetzt sogar pochte, ein-, zweimal. Voll Seelenangst eilte da das thörichte Mädchen auf den Zehenspitzen an die Küchenthüre und schob sachte, sachte den Riegel vor, aber erst nachdem die gegenüberstehende Thür, die des Wohnzimmers, sich aufthat und der Vater dem

Gaste den Weg wies und ihn bei sich eintreten hieß, erst da wurde Magdalenen leichter um's Herz, als fühlte sie sich nun wieder sicher, und sie wischte den Angstschweiß ab, der in dicken Tropfen auf ihrer Stirne stand. Ein harter innerer Kampf war nun die nachfolgenden Minuten noch zu bestehen, indem ihr die Versuchung mehr als einmal ganz nahe rückte, doch lieber Alles, Gast, Vater und Essen im Stiche zu lassen und aus dem Hause zu rennen. Alle Vernunft, die das Mädchen aufbot, wollte da nicht anschlagen, denn immer lieber wurde ihr das Gärtlein, immer schwerer fiel ihr die Trennung davon, je näher der Augenblick des Verkaufes rückte. Der Vater kam endlich in die Küche, zu sehen, ob man essen könne? Alles sei jetzt unterschrieben und in Richtigkeit. Er fand aber seine Tochter in Thränen. Wo's fehle? fragte er, ob etwa der Braten verbrannt sei? Magdalena war jetzt ganz weich, kannte weder Trotz noch Groll mehr, und sagte darum nur: „Ach, mein liebes Gärtlein!" Der Alte schüttelte darüber stillschweigend den Kopf und gieng wieder aus der Küche, deren Thüre er aber offen ließ und ebenso auch die der Stube, so daß Magdalene es hören konnte, wie er zu seinem Gaste sagte: „Meine Einwilligung zu dem Handel habt Ihr zwar, nun macht aber das Mädchen draußen Umstände, geht und macht's selber richtig mit ihr, denn sie hat ihren eigenen Kopf!" Und ehe sich Magdalene nur gefaßt, ehe sie die Thräne abgetrocknet oder sich geflüchtet, da stand wahrhaftig schon — Heinrich unter der Thüre. Nun erschrack sie vor ihrem wohlbekannten alten Nachbar, der so plötzlich und nahe vor ihr stand, noch viel mehr, als sie vor dem verhaßten rothen Casper erschrocken wäre, den sie

sich immer als den Käufer gedacht, aber dieser Schreck färbte ihr doch die Wangen röther und nicht bläsſer.

Der Heinrich also wollte ihren Garten? — Unter Anderm, ja! Wie's der Pfifficus aber nur anstellte, daß er so bald die Einwilligung erhielt, daß ihm Magdalene sogar die Hand überließ und ihm mit dem seligſten Gesichte von der Welt in die Stube folgte, wo sie dem Vater nicht nur seine Härte verzieh, sondern obendrein noch dankbar um den Hals fiel; wie dies Alles kam und geschah, das hat kein Dritter gesehn noch gehört, es wurde halt Alles in der Küche richtig gemacht bei geschlossenen Thüren, wie üblich bei wichtigen Verhandlungen, und nachdem über die Diskussion Hehl geboten worden. Wie gut wurden den Abend des Vaters scherzhafte Reden und Anspielungen aufgenommen, wie bereitwillig ihm seine kleine Unbarmherzigkeit verziehen, und selbst Magdalene war so von ihrer ursprünglichen Ansicht zurückgekommen, daß sie nun herzhaft auf das Wohl des „annehmbaren Liebhabers" anstieß und daß er das Gärtlein lange in guter Gesundheit bebauen möge! — Nebst Kind und Kindeskindern! setzte Meister Siegbert noch lachend hinzu und füllte sein Glas nach und stieß von Neuem an. Die heitere Stimmung war so allgemein, daß sogar dem rothen Casper und seiner bösen Zunge zuletzt noch in aller Großmuth verziehen ward, besonders da der Vater so lebhaft Partei für ihn nahm und meinte, sein unverzeihlichster Fehler sei wohl seine feine Nase gewesen!

Der erste öffentliche Gang der Verlobten war der nach dem Gärtlein im Stadtgraben. Vieles war da verändert, die Mauern neu und fest, der Hag zwischen den beiden

Nachbarsgärten verschwunden, so daß sie jetzt nur einen Raum bildeten. Alle Anlagen waren neu, kurz Alles anders, nur der Fliederbaum, den sie beide als Kinder einst gepflanzt, war geblieben und stand noch an der ehemaligen Stelle in bester Kraft. Wenn aber Heinrich dießmal Magdalenen wieder an der Hand zu dem Bäumlein hingeleitete, so ließ sich eigentlich kein rechter Grund davon absehen, denn aller Schutt war weggeräumt und der Boden geebnet, so daß ein Straucheln nicht von ferne zu fürchten stand. Mochten jetzt die Leute, die oben vorüberspazierten, und alle rothen Casper der Welt, ihre Hälse ellenlang über die Mauer des Stadtgrabens hinausstrecken, Magdalene schrack nicht mehr davor zusammen, sie achtete nicht einmal darauf, denn sie schaute ja nach keinem andern Gesichte als nach dem ihres Heinrich.